

Zivilcourage

Empörte, Helfer und Retter
aus Wehrmacht, Polizei und SS

Herausgegeben von
Wolfram Wette



Wolfram Wette (Hg.)
Zivilcourage

Im Zweiten Weltkrieg hat es vereinzelt Soldaten und Polizisten gegeben, die sich der Gewalt des rassistischen Vernichtungskrieges der Wehrmacht nach Kräften entgegengestellt haben. Nach dem Widerstand des 20. Juli 1944 sowie nach den Deserteuren und »Wehrkraftzersetzer« tritt damit eine neue Form der Widerständigkeit ins Blickfeld: der Rettungswiderstand. Diese stillen Helden haben sich nicht nur empört, sondern – weit mehr noch – durch Taten geholfen und als Retter ihr eigenes Leben für andere aufs Spiel gesetzt.

Umschlaggestaltung: Buchholz/Hinsch/Hensinger
Foto: Major Karl Plagge (Privatbesitz)

Wette W., € 14,90 D
Zivilcourage

ISBN 3-596-15852-4



9 783596 158522

Fischer 

Der vorliegende Band versteht sich als Fortsetzung der viel diskutierten Publikation **«Retter in Uniform»** (Bd. 15221). Ebenso wie schon dort wird hier erneut und ausführlich dokumentiert, dass es in der NS-Zeit – und gerade auch während des Zweiten Weltkrieges mit seinen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit – selbst in den bewaffneten Formationen Deutschlands vereinzelt Soldaten und Polizisten gegeben hat, die ihre humane Orientierung nicht aufgegeben haben.

Diese ungewöhnlichen Männer aus Wehrmacht, Polizei, Organisation Todt und SS schwammen gegen den Strom. Sie nutzten ihre Handlungsspielräume und verweigerten sich dem Vernichtungskrieg, so weit das in ihren Möglichkeiten stand. So gesehen tritt nun endlich neben dem militärischen Widerstand des 20. Juli 1944, neben den Deserteuren und «Wehrkraftzersetzern» eine neue Form der Widerständigkeit in das Blickfeld von Forschung und Öffentlichkeit: der Rettungswiderstand – eine Verhaltensweise, die sich als Empörung über den Vernichtungskrieg und das rassistische Mordprogramm äusserte sowie als Verweigerung der Teilnahme an Exekutionen oder als Hilfeleistung für Juden, Kriegsgefangene und Angehörige anderer Verfolgtengruppen.

Das Buch setzt den stillen Helden ein bescheidenes Denkmal, die sich nicht haben einlullen lassen.

Wolfram Wette, geboren 1940, war Historiker am Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Freiburg (1971-1995), seitdem freier Autor, Mitbegründer und mehrfach Sprecher des Arbeitskreises Historische Friedensforschung (AHF) und ab 1998 Professor für Neueste Geschichte am Historischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Mitherausgeber der Buchreihen «Geschichte und Frieden» und «Frieden und Krieg. Jahrbuch für Historische Friedensforschung».

Von seinen zahlreichen Buchpublikationen sind im Fischer Taschenbuch Verlag erschienen: «Ursachen und Voraussetzungen des Zweiten Weltkrieges» (zus. mit W. Deist, M. Messerschmidt, H.-E. Volkmann, 1989, Bd.4432), «Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion 1941» (als Mithg. zus. mit G. R. Ueberschär, Bd. 4437); «Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht» (als Mithg. zus. mit G.R. Ueberschär, Bd. 11097); zuletzt: «Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden» (S.Fischer Verlag 2002) und «Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht» (Bd. 15221).

Die Vitas der Autorinnen und Autoren befinden sich am Ende des Bandes.

Unsere Adresse im Internet: www.fischer-tb.de

Zivilcourage

Empörte, Helfer und Retter aus Wehrmacht, Polizei und SS

Mit Beiträgen von

Detlef Bald, Norbert Haase, Dirk Heinrichs, Jakob Knab, Beate Kosmala, Kuno Kruse, Olaf Meuther, Winfried Meyer, Werner Müller, Alexander Neumann, Wolfgang Oleschinski, Kim C. Priemel, Sabine Selle-Gutzeit, Peter Steinkamp, Gerd R. Ueberschär, Marianne Viefhaus, Detlef Vogel, Wolfram Wette und Johannes Winter

und einem Geleitwort von
Bundespräsident Johannes Rau

Herausgegeben von Wolfram Wette

Fischer Taschenbuch Verlag

Die Zeit des Nationalsozialismus

Eine Buchreihe

Herausgegeben von Walter H. Pehle

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Stiftung
«Die Schwelle. Beiträge zur Friedensarbeit», Bremen

Originalausgabe

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag, einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main, Februar 2004

© 2003 Fischer Taschenbuch Verlag

in der S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Fotosatz Otto Gutfreund GmbH, Darmstadt

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 3-596-15852-4

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

Inhalt

Johannes Rau
Zum Geleit: Hilfe für Verfolgte im Dritten Reich 9

Wolfram Wette
Einleitung: Zivilcourage
 Empörte, Helfer und Retter in den bewaffneten Formationen des
 NS-Staates 15

Teil I: Empörung, Protest und Verweigerung

Jakob Knab
Empörung über den weltanschaulichen Vernichtungskrieg im Osten
 Der katholische Leutnant Michael Kitzelmann 35

Wolfgang Oleschinski
Ein Augenzeuge des Judenmords desertiert Der Füsilier Stefan
 Hampel 51

Detlef Bald
Kriegserfahrungen der Sanitätsfeldwebel im Sommer 1942
 Impulse für den Widerstand der «Weissen Rose» 60

Gerd R. Ueberschär
Der Polizeioffizier Klaus Hornig
 Vom Befehlsverweigerer zum KZ-Häftling 77

Teil II: Helfer und Retter in Uniform

Marianne Viefhaus

Für eine Gemeinschaft der «Einsamen unter ihren Völkern»

Major Karl Plagge und der Heereskraftfahrpark 562 in Wilna 97

Olaf Meuther

Die Rettungstaten des Feldwebels Hugo Armann 114

Werner Müller

Sonderführer Günter Krüll

Rettung eines Juden aus dem Ghetto Pinsk 128

Beate Kosmala

Willi Ahrem, Haupttruppführer der Organisation Todt

Der Judenmord in Nemirow und seine Rettungsaktion 145

Wolfram Wette

Retterinnen im Umfeld der Wehrmacht 160

Winfried Meyer

Hans von Dohnanyi und das «Unternehmen Sieben»

Fluchthilfe für Juden als fiktive Geheimdienstoperation 177

Detlef Vogel

Oberst Rudolf Graf Marogna-Redwitz

Hilfs- und Rettungsaktionen im Milieu des Geheimdienstes der

Wehrmacht 197

Peter Steinkamp

Oberst Wilhelm Staehle

Hilfe für Verfolgte durch den Kommandanten des Invalidenhauses und

seine Frau 213

Sabine Selle-Gutzeit

Alfons Zündler

Ein «guter» SS-Mann 230

Alexander Neumann

Die ärztliche Ethik hochgehalten

Der Militärarzt Dr. Christian Spiering im deutsch besetzten Norwegen 241

Johannes Winter

Wo Juden «arisiert» wurden

Hauptmann Gerhard Wanders Kampf gegen die Deportation
holländischer Juden 256

Kuno Kruse

Major Kurt Werner

Retter des jüdischen Flamencotänzers Rubinstein 274

Norbert Haase

«Ich habe versucht, was in meiner Kraft stand...»

Die Verfolgtenhilfe des Werner Keller aus dem Reichsministerium für
Rüstung und Kriegsproduktion 287

Teil III: Perspektiven

Kim C. Priemel

Wirtschaftskrieg und «Arbeitsjuden»

Möglichkeiten zur Rettung von Juden in Vilnius, 1941-1944 . . . 305

Dirk Heinrichs

Vom Vergessen und Erinnern des Guten

Betrachtungen zum Retterwesen 323

8 Inhalt

Anhang

Autoren.....	343
Abkürzungsverzeichnis	348
Personenregister.....	352
Ortsregister	358

*Zum Geleit***Hilfe für Verfolgte im Dritten Reich**von **Johannes Rau**

Zu lange ist verdrängt, geleugnet, verharmlost worden. Margarete und Alexander Mitscherlich haben in ihrem Buch über die «Unfähigkeit zu trauern» schon vor dreissig Jahren darauf aufmerksam gemacht, welche Folgen es hat, wenn eine Gesellschaft sich der eigenen Geschichte nicht stellt, sondern sie durch Schweigen folgenlos zu machen sucht. Die Mitscherlichs haben daran erinnert, dass für viele Deutsche das Ende des Dritten Reiches der Zusammenbruch einer Weltanschauung gewesen ist, die ihrem Leben Sinn verliehen hatte. Diese Weltanschauung war verbrecherisch. Sich der Tatsache zu stellen, daran beteiligt gewesen zu sein, ist vielen Deutschen schwergefallen. Sie glaubten, ohne Vergangenheit leben zu können und dann Zukunft zu gewinnen. Trauer über Schuld, über Verstrickung und Wegschauen schien dem im Wege zu stehen. Damit wurde die Chance einer befreienden Auseinandersetzung mit der Vergangenheit lange Zeit nicht genutzt. Trauer ist aber nötig, um sich von Vergangem lösen zu können: nicht in dem Sinne, das Vergangene zu vergessen oder zu verdrängen, sondern mit dem Ziel, das Vergangene als Bestandteil des eigenen Lebens anzunehmen. Erst dann kann das Vergangene unser Leben nicht mehr beherrschen – weder bewusst noch unbewusst.

Die fehlende und falsche Auseinandersetzung mit unserer Geschichte ist ein wichtiger Auslöser für die Bewegung der «1968er» gewesen. An dieser Bewegung haben sich viele junge Männer und Frauen aus vielen unterschiedlichen Gründen beteiligt. Sie hatten auch unterschiedliche Ziele, und sie haben heftig darüber gestritten, welche Methoden zur Durchsetzung ihrer Ziele erlaubt seien. Manche sind dabei auf ihre Weise schuldig geworden und in Verstrickungen geraten. Wir sollten darüber aber eines nicht vergessen: Wir ver-

danken dieser Protestbewegung einen entscheidenden Anstoss dafür, dass wir uns in der Folge als Gesellschaft offener und ehrlicher mit dieser Vergangenheit auseinandergesetzt haben, als das bis dahin der Fall war. Das geschah nicht auf einmal. Das war ein langwieriger Prozess, der nicht immer geradlinig verlief. Es gab auch Rückschritte. Es ist erst etwa fünfzehn Jahre her, dass einige Historiker versucht haben, die Verbrechen der Nationalsozialisten wieder aus der deutschen Geschichte herauszuschreiben oder doch zu relativieren. Sie haben sich damit nicht durchsetzen können. Inzwischen bestreiten selbst Gegner der Wehrmachtsausstellung, die in den letzten Jahren grosses Aufsehen und auch scharfe Kritik erregt hat, und zu Recht, nicht mehr, dass auch Wehrmachtsangehörige, wenn auch bei Weitem nicht alle, am Völkermord beteiligt waren.

Mir scheint, dass wir so, wie wir uns früher zu wenig mit den Verbrechen des Dritten Reiches beschäftigt haben, uns heute noch zu wenig mit denen beschäftigen, die sich damals den Verbrechen entgegengestellt haben. Inge Deutschkron gehört zu den Menschen, die erlebt haben, dass es in Deutschlands dunkelster Zeit Menschen gegeben hat, die sich Mitmenschlichkeit und Mitgefühl nicht haben nehmen lassen. Sie hat Menschen wie Otto Weidt getroffen, der in der Rosenthaler Strasse eine Blindenwerkstatt betrieben hat. Er hat Inge Deutschkron und anderen jüdischen Berlinerinnen und Berlinern damals eine Chance gegeben, der Deportation zu entkommen, indem er sie in seiner Besen- und Bürstenbinderei beschäftigte, deren Produkte als kriegsnotwendig eingestuft waren. Inge Deutschkron hatte das Glück, Nachbarn, Freunde und Bekannte zu haben, die ihr und ihrer Mutter geholfen haben, die sie bei sich aufgenommen haben, sie versteckt, sie versorgt haben. Sie hat Menschen getroffen, die sich dem Diktat der Nationalsozialisten entzogen haben.

Die meisten dieser Menschen haben keiner politischen Partei und keiner oppositionellen Gruppe angehört. Sie waren nicht an organisiertem Widerstand beteiligt. Sie haben geholfen, weil sie sich das Gefühl für Anstand, für Würde und Mitmenschlichkeit bewahrt hatten oder vielmehr: weil sie sich dieses Gefühl nicht haben nehmen lassen. Sie waren mutig, sie waren einsam. Sie waren Helden, aber keine im landläufigen Sinne. Vielleicht haben wir aber ohnehin häufig ein ganz falsches Bild von Helden. Wer sich mit den Held*in-

nen und Helden der griechischen und der römischen Antike und des frühen Christentums, die uns besonders vertraut sind, beschäftigt, der lernt: Sie waren nicht zum Heldentum geboren. Sie haben gezweifelt, und sie haben sich geirrt. Sie hatten Angst und wollten manchmal davonlaufen. Das waren keine Comic-Helden, die vierundzwanzig Stunden am Tag und sieben Tage in der Woche im Einsatz waren. Aber in bestimmten Situationen haben sie alle Ängste und Zweifel überwunden, entschlossen gehandelt und sich dadurch auch selber gefährdet.

Die Frauen und Männer, die Inge Deutschkron und anderen Verfolgten geholfen haben, haben das getan, um andere Menschen zu retten. Sie haben das aus ganz unterschiedlichen Gründen getan. Manche haben aus weltanschaulicher, aus religiöser Überzeugung gehandelt. Manche haben gehandelt, um vor sich selber bestehen zu können. Wieder andere haben ganz spontan aus der Situation herausgeholfen wie die Berlinerinnen, die einer ihrer unbekannt schwangeren Jüdin, die sie auf der Strasse traf, anbot, sie bei sich aufzunehmen. Diese Frauen und Männer haben sich heldenhaft verhalten. Die meisten von ihnen haben auch später kein Aufhebens um ihr Verhalten gemacht. Sie waren «stille Helden». Das ist sympathisch. Wir aber sollten ihnen die Aufmerksamkeit schenken und den Respekt zollen, den sie verdienen; denn wir haben ja allen Grund, auf diese Frauen und Männer stolz zu sein.

Gewiss, es hat viel weniger von ihnen gegeben, als wir uns das im Nachhinein wünschen. Es hat aber mehr gegeben, als wir uns das lange klar gemacht haben. Darum finde ich es wichtig, uns daran zu erinnern, dass es neben dem organisierten Widerstand auch «stille Helden» gegeben hat, die in Berlin nach Schätzungen etwa eintausendvierhundert Menschen das Leben gerettet haben. Auf diese Helden des Alltags aufmerksam zu machen, heisst nicht, die Verbrechen des Dritten Reiches zu relativieren oder zu beschönigen. Es geht auch nicht darum, Rechnungen aufzumachen über die Zahl der Helfer und die Zahl der Täter. Die Erinnerung an die «unbesungenen Helden», wie sie manchmal auch genannt werden, zeigt uns, dass Frauen und Männer selbst in der nationalsozialistischen Diktatur Handlungsspielräume und Entscheidungsmöglichkeiten hatten. Ihr Beispiel zeigt, dass die Entschuldigung, man

habe damals nichts tun können, keine Entschuldigung ist, sondern oft nur eine Ausrede.

Das ist wohl auch einer der Gründe dafür, warum die «stillen Helden» bislang nicht die öffentliche Würdigung erfahren haben, die sie nach meiner Überzeugung verdienen. Gewiss, mindestens zweihundertfünfzig von ihnen sind mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden, und der Berliner Senat hat Ende der fünfziger Jahre beschlossen, Menschen, die während des Dritten Reiches Juden gerettet haben, zu ehren und materiell zu unterstützen, wenn sie in bedürftigen Verhältnissen lebten. Mir sind in Berlin Gedenktafeln an Häusern aufgefallen. Auf einer davon, nicht weit von meinem Amtssitz, ist zu lesen: «Hier lebte Helene von Schell. Sie hat hier in ihrer Wohnung während der Zeit des Nationalsozialismus eine vierköpfige jüdische Familie versteckt und unter Lebensgefahr vor Deportation und Ermordung bewahrt.» Ich finde es gut, dass es diese Gedenktafeln gibt, aber das reicht nicht. Wir sollten die Erinnerung an die «stillen Helden» weiterverbreiten: nicht unserer Vergangenheit wegen, sondern um unserer Gegenwart und Zukunft willen.

Die Erinnerung an die «stillen Helden» ermutigt uns dazu, uns immer wieder dafür einzusetzen, dass die Menschenwürde nicht nur für unantastbar erklärt, sondern auch nicht angetastet wird. Wenn junge Menschen sich in der Schule mit der jüngeren deutschen Geschichte auseinandersetzen, dann sollten sie auch erfahren, dass es nicht nur Täter, Mitläufer und Zuschauer gegeben hat, sondern auch Helfer und Retter. Auch das gehört zur Wirklichkeit des Dritten Reiches. Erst wenn wir uns das ganze Bild von der Geschichte des Dritten Reiches vor Augen führen, sind wir imstande, diese Zeit als Teil unserer Geschichte anzunehmen.

Viele beteiligen sich gegenwärtig an der Wiederentdeckung der «stillen Helden»: Journalisten, Studentinnen und Studenten und Wissenschaftler. Ich plädiere heute dafür, den «stillen Helden» eine zentrale Stätte hier in Berlin zu widmen. Otto Weidts Blindenwerkstatt wäre gewiss hervorragend dafür geeignet, und wo ich das unterstützen kann, bin ich dazu gerne bereit.

Die «stillen Helden» verdienen breite öffentliche Aufmerksamkeit. Darum sollten wir uns ihrer daher auch «vor Ort» erinnern, da, wo sie gelebt haben. Das kann durch Gedenktafeln an Häusern geschehen. Das kann aber auch da-

Zum Geleit: Hilfe für Verfolgte im Dritten Reich 13

durch geschehen, dass Strassen oder Schulen nach ihnen benannt werden. Sie sollten auch im Schulunterricht vorkommen. Es darf auf keinen Fall geschehen, dass Helfern die Anerkennung versagt wird, die sie verdienen. Darum wünsche ich mir, dass wir an möglichst vielen Orten an sie erinnern.

Leicht gekürzte Fassung des Beitrages von Bundespräsident Johannes Rau, Zivilcourage im Dritten Reich, in: Inge Deutschkron/Wolfgang Benz (Hg.), Stille Helden. Zeugnisse von Zivilcourage im Dritten Reich. Mit einem Beitrag von Johannes Rau, Frankfurt am Main 2002, S. 12-20. – Der Herausgeber dankt dem Herrn Bundespräsidenten und der Kulturstiftung der Deutschen Bank für die Genehmigung zur Wiederveröffentlichung.

Einleitung: Zivilcourage Empörte, Helfer und Retter in den bewaffneten Formationen des NS-Staates

von Wolfram Wette

Die Botschaft dieses Buches lautet, dass es in der NS-Zeit – auch während des Zweiten Weltkrieges mit seinen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit – sogar in den bewaffneten Formationen Deutschlands vereinzelt Soldaten und Polizisten gegeben hat, die sich eine humane Orientierung bewahren wollten und konnten.* Diese aussergewöhnlichen Männer – auch Frauen – aus Wehrmacht, Wehrmachtgefolge, Polizei, Organisation Todt (OT) und SS schwammen gegen den Strom und verweigerten sich dem vom NS-Regime propagierten und praktizierten Vernichtungskrieg, soweit das in ihren Möglichkeiten stand.

Nach dem militärischen Widerstand der Offiziere des 20. Juli 1944 sowie den Deserteuren und Wehrkraftzersetzerinnen tritt damit eine neue Form der Widerständigkeit in der Wehrmacht und anderen bewaffneten Formationen des NS-Staates in das Blickfeld der historischen Forschung und einer historisch-politisch interessierten Öffentlichkeit: der Rettungswiderstand. Gemeint ist mit diesem Begriff eine Verhaltensweise, die nicht auf offenen Widerstand im Sinne eines politischen Umsturzes abzielte, auch nicht jene, die sich in der Desertion als einer Verweigerungsform des «kleinen Mannes» in Uniform manifestierte, sondern die sich in anderer Weise äusserte: als Empörung über den Vernichtungskrieg und das rassistische Mordprogramm, als Verweigerung der Teilnahme an Exekutionen oder als Hilfeleistung für Juden, Kriegsgefangene und Angehörige anderer Verfolgtengruppen.

* Für kritische Lektüre dieses Beitrages danke ich meinem Kollegen Gerd R. Ueberschär, Freiburg i. Br.

Das lange Beschweigen der Retter

Der Tatbestand, dass die Anzahl der anständigen und mutigen Menschen, die in der nationalsozialistischen Zeit Verfolgte gerettet haben, insgesamt nicht sonderlich gross war, hat auch die Rezeptionsgeschichte des Rettungswiderstandes nachhaltig beeinflusst. Diese Minderheit der Anständigen stellte gleichsam das historische Kontrastprogramm zu jener grossen Mehrheit dar, die den Weg des Regimes unterstützte, sei es aus Überzeugung, Opportunismus oder Furcht. Die grosse Mehrheit der Deutschen hatte jedoch nicht nur mitgemacht. Sie investierte auch nach dem Ende von Krieg und NS-Herrschaft grosse Energien in das Ziel, ihr damaliges Verhalten zu verdrängen. Dass sich jemand schämte, war eher selten. Zu dieser Weigerung, eine eigene Mitverantwortung zu sehen, passte die Haltung, die Existenz von Rettern – gar solchen in Wehrmacht, Polizei und SS – über einen langen Zeitraum hinweg pauschal zu beschweigen. Die Mehrheit der Mitglieder der ehemaligen nationalsozialistischen Volksgemeinschaft hatte keinerlei Interesse daran aufzudecken, dass es auch unter der NS-Herrschaft solche Menschen gegeben hat. Denn sie drohten den Mitläufern den Spiegel vorzuhalten: Und was habt ihr getan?

Aus diesem Grunde wurden Judenretter in der Nachkriegszeit offen oder hinter vorgehaltener Hand sogar als Verräter gebrandmarkt. Der aus Osnabrück stammende Jurist Hans Calmeyer, der in Amsterdam Tausenden von Juden das Leben gerettet hatte, sprach nach dem Kriege kein Wort über seine Aktionen und fand zu Lebzeiten in Deutschland auch keinerlei Anerkennung.¹ Der Ingenieur Hermann Friedrich Gräbe, der in der Ukraine Tausende von Juden zu retten versucht hatte, war «in Deutschland unerwünscht» und sah sich aufgrund der feindseligen Atmosphäre, die ihn hier umgab, sogar genötigt, Deutschland zu verlassen und in die USA zu emigrieren.² Die Witwe des Feldwebels Anton Schmid, der 1941/42 in Wilna Hunderte von Juden gerettet und dafür mit seinem Leben bezahlt hatte, musste selbst noch in der Zeit nach dem Kriege erleben, dass mehrere Nachbarn ihren aufrechten Mann als Landesverräter beschimpften und die Fensterscheiben ihrer Wiener Wohnung einschlugen.³ Wenn der Staat Israel deutsche Judenretter mit dem Ehrentitel «Ge-rechter unter den Völkern» auszeichnete, reagierte die deutsche Presse in der

Regel mit Nichtbeachtung. So hat es in Deutschland nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges noch mehr als ein halbes Jahrhundert gedauert, bis endlich ein erkennbares öffentliches Interesse an diesen Menschen entstanden ist.⁴ Mit ihm geht das Bedürfnis einher, die wenigen Helfer und Retter, die noch leben, wenigstens jetzt auch in Deutschland angemessen zu würdigen.⁵

Die Goldkörnchen beleuchten

Zusammen mit anderen widerständigen Menschen gehören die Helfer und Retter aus der nationalsozialistischen Zeit zu den Wenigen, an die wir heute in einem positiven Sinne anknüpfen können. Sie sind gleichsam die Goldkörnchen unter einem riesigen Haufen von historischem Schutt, der als Erinnerungslast auch auf den Schultern jener Nachgeborenen liegt, die gegen das Vergessen streiten. Umso wichtiger ist es, die kleine Zahl der mutigen Retter unter besagtem Schutthaufen hervorzuholen und sie zu beleuchten. Hierzu möchten wir mit unserem Buch «Zivilcourage» einen Beitrag leisten. Wir wollen einigen jener «stillen Helden» dadurch unseren späten Respekt erweisen, dass wir ihre Namen bekannt machen und ihre mutigen Hilfeleistungen rekonstruieren.

Die einzelnen Rettungsgeschichten, die in diesem Sammelwerk nachzulesen sind, wurden von deutschen Historikern und Journalisten geschrieben. Sie haben ihre unterschiedlichen Arbeitsweisen und Schreibstile auch hier beibehalten. Die Autorinnen und Autoren konzentrieren sich in ihren Beiträgen zunächst auf die konkreten Taten des Helfens und Rettens. Angesichts der schwierigen Quellenlage waren sie dabei immer auch auf Zufallsfunde sowie auf die Mithilfe der Nachkommen von Rettern und Geretteten angewiesen. Des Weiteren wird die jeweilige Hilfsoder Rettungstat in den Kontext des Vernichtungskrieges beziehungsweise das spezifische Handlungsumfeld des Retters gestellt, damit man die konkreten Anlässe erkennen kann, welche diese mutigen Männer und Frauen zu widerständigem Handeln veranlasst haben. Zugleich wird zu ermitteln versucht, welche Gefährdung für den Retter mit seiner Hilfeleistung verbunden war. Am konkreten Einzelfall wird erkenn-

bar, dass auch der einzelne Wehrmachtssoldat oder Polizist durchaus über bestimmte Handlungsspielräume verfügte.⁶ Damit ist der Sachverhalt gemeint, dass er in gewissem Umfang selbst entscheiden konnte, so oder so zu handeln – dies allerdings nur, sofern er den Mut aufbrachte, seinem Gewissen zu folgen und sich der Erwartungshaltung seiner Vorgesetzten zu entziehen.

Mit dieser Feststellung ist eine Schlüsselfrage verbunden, die alle Helfer und Retter betrifft: Was motivierte sie zu ihrem von der Norm abweichenden Handeln? Was gab ihnen die Kraft und den Mut dazu? Die Autoren dieses Buches versuchen, einen Beitrag zur Beantwortung der Frage zu leisten, indem sie in der Biographie des jeweiligen Retters nach Anhaltspunkten für sein späteres Handeln suchen. Schliesslich wird in den Beiträgen erwähnt, ob es nach dem Kriege zu einer förmlichen Ehrung für die geschilderte Rettungstat gekommen ist oder nicht.

Die Rede von den Goldkörnchen soll nicht dazu verleiten, in den Empörten, Helfern und Rettern aus den bewaffneten Organen des NS-Staates hehre ‚Lichtgestalten‘ oder makellose Helden sehen zu wollen. Vielmehr liegt den Autoren daran, diese Menschen in ihrem repressiven Umfeld möglichst realistisch zu beschreiben, also mit ihren Zweifeln, Unzulänglichkeiten und Widersprüchen. Sie sollen in ihrer Ambivalenz beleuchtet werden, allerdings auch mit ihrem Mut und ihrer Zivilcourage. Auf diese Weise wird das Ungeöhnliche ihres Handelns angemessener und damit auch identifikationsfähiger gewürdigt als durch idealistische Überhöhungen.

Gratwanderung

Wer ein Buch wie dieses liest, muss sich immer wieder klar zu machen versuchen, dass er sich auf eine Gratwanderung eingelassen hat. Denn selbst wider Willen und wider besseres Wissen droht sich bei dem wiederholten Blick auf die Retter der geschichtsmächtige Hauptbefund zu verflüchtigen: nämlich dass das Normalverhalten der deutschen Soldaten, der SS-Leute, der Polizisten und des zivilen Besatzungspersonals völlig anders war.⁷ Es ermöglichte einen auf die Vernichtung ganzer Bevölkerungsgruppen zielenden Krieg, dem

alleine in der Sowjetunion mehr als 25 Millionen Menschen zum Opfer fielen: Soldaten, Zivilisten, Juden. Jeder, der über die Minderheit der menschlichen Soldaten, der Helfer und Retter im Kriege, liest, muss folglich, wenn er nicht in eine gedankliche Schiefelage geraten will, eine Dauerleistung erbringen: sich ständig die Erstaunlichkeit der Tatsache im Bewusstsein halten, dass es wider Erwarten diese «Retter in Uniform» gegeben hat, ohne gleichzeitig besagte Rahmenverhältnisse aus den Augen zu verlieren.

Zivilcourage – auch im deutschen Militär?

Etwa gleichzeitig mit der Entdeckung der Retter aus der NS-Zeit durch eine sensibel gewordene Öffentlichkeit ist in Deutschland der Begriff Zivilcourage verstärkt in die politische Debatte eingeführt worden.⁸ Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass Zivilcourage ein Fremdwort ist, das eine Haltung oder Verhaltensweise beschreibt, die im deutschen Obrigkeits- und Militärstaat schon immer Seltenheitswert besaß, nämlich das mutige Aufbegehren des Bürgers gegen Unrechtshandlungen und -absichten der Obrigkeit. Der Begriff Courage ist dem Zivilisten zugeordnet, um ihn vom Soldaten abzuheben, dessen Tugenden die Tapferkeit und der Gehorsam sind. Vor diesem Hintergrund mag es seltsam anmuten, dass es ausgerechnet Otto von Bismarck war, der über die Deutschen einmal schrieb: «Mut auf dem Schlachtfelde ist bei uns Gemeingut, aber wir werden nicht selten finden, dass es ganz achtbaren Leuten an Zivilcourage fehlt.»⁹

An das Bismarck-Zitat anknüpfend, konstatierte Sebastian Haffner bereits vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges, dass insbesondere das deutsche Militär noch niemals Zivilcourage gehabt habe: «Zivilcourage – also der Mut zum eigenen Entschluss und zur eigenen Verantwortung – [...] verlässt den Deutschen vollkommen, wenn er eine Uniform anzieht. Der deutsche Soldat und Offizier, zweifellos hervorragend tapfer auf dem Schlachtfeld, fast stets auch bereit, auf Befehl der Obrigkeit auf seine zivilen Landsleute zu schießen, wird furchtsam wie ein Hase, wenn er sich gegen diese Obrigkeit stellen soll.»¹⁰

Wegen dieser tradierten Befindlichkeit des deutschen Militärs¹¹ ist es denn auch wenig verwunderlich, dass es sich bei den meisten Helfern und Rettern aus der Wehrmacht, die in diesem Buch präsentiert werden, um zwangs verpflichtete Soldaten oder um Reservedienstgrade handelte, in denen irgendwie noch ein Zivilist steckte. Den allermeisten Berufsoffizieren scheint Zivilcourage ein Fremdwort geblieben zu sein. Zudem war sie in den bewaffneten Formationen des NS-Staates systemwidrig und schon aus diesem Grunde die absolute Ausnahme. Sie unter den damaligen Bedingungen zu praktizieren, bedurfte eines sehr viel grösseren Mutes, als dies in einem demokratischen Staat der Fall ist, in dem Zivilcourage zu den anerkannten und immer wieder beschworenen Tugenden zählt.¹²

Hier benutzen wir den Terminus Zivilcourage als Sammel- und Oberbegriff, der das Gemeinsame der Empörten, der Exekutionsverweigerer, der Helfer, der Retter und anderer widerständiger Männer in Uniform bezeichnet. Sie alle liessen sich nicht vom Strom der Staatsverbrechen mitreissen und versteckten sich nicht hinter dem Befehlsgehorsam¹³, sondern verweigerten sich auf unterschiedliche Weise. Einige von ihnen suchten überdies nach gangbaren Wegen, Verfolgten zu helfen oder sie zu retten, also aktiv etwas gegen das Böse zu unternehmen.

Das Risiko war erkennbar gross: Denn in der total mobilgemachten Volksgemeinschaft des NS-Staates stand jedermann, der seine abweichende Meinung zu erkennen gab, in der Gefahr, mit dem Tode bedroht zu werden. Aus der Optik der Militär Richter und der ihnen vorgesetzten militärischen «Gerichtsherren», die unbotmässige Soldaten wegen Wehrkraftzersetzung und anderer Delikte verurteilten, mochten Empörung über Staatsverbrechen und Hilfe für Verfolgte gleichermaßen verurteilenswert sein. Aus der Perspektive eines Unbotmässigen selbst machte es dagegen einen beträchtlichen Unterschied, ob er sich in Worten über bestimmte Vorgänge empörte oder ob er, darüber hinausgehend, auch bereit war, zur Tat zu schreiten und – in vollem Bewusstsein des Risikos – einen oder mehrere Verfolgte zu retten.

Empörte

Die Verweigerung von Zustimmung löste nicht schon automatisch Aktivitäten aus. Vielfach führte sie lediglich zu widerwilliger Anpassung oder zu einer Haltung, die man mit den Worten «innere Emigration» umschrieben hat. Den Verfolgten nützte weder das Eine noch das Andere. Historiker haben sich angewöhnt, eine ganze Skala der «Formen abweichenden Verhaltens im Dritten Reich» im Spannungsfeld zwischen Nonkonformismus und Widerstand zu unterscheiden.¹⁴ Am unteren Ende dieser Skala wird man auch diejenigen Menschen einordnen können, die sich über bestimmte Erscheinungen des damaligen politischen Lebens empörten und zugleich den Mut hatten, ihre abweichenden Ansichten auch in einer begrenzten Öffentlichkeit – zum Beispiel im Kameradenkreis – zu äussern.

Abschätzbare Äusserungen über das NS-Regime, den Krieg oder die Judenmorde konnten in der deutschen Wehrmacht für den Kritiker bereits die denkbar grösste Gefahr heraufbeschwören. Dies vermag der Fall des katholischen Leutnants Michael Kitzelmann exemplarisch zu belegen (Beitrag Jakob Knab). Dieser junge, religiös geprägte, politisch wohl eher naive Offizier wurde aufgrund von Äusserungen über den Vernichtungskrieg, den er an der Ostfront miterlebte, wegen Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt und erschossen. Mehr als bislang bekannt, waren es ähnliche Erfahrungen an der Ostfront 1942 (mörderischer Umgang der deutschen Besatzungsmacht mit russischen Kriegsgefangenen und der Zivilbevölkerung), welche die männlichen Mitglieder der Widerstandsgruppe «Weisse Rose» in ihrem Widerstand radikalisierten (Beitrag Detlef Bald). Der Füsilier Stefan Hampel erlebte im Mai 1942 als Angehöriger einer deutschen Heeresseinheit in dem weissrussischen Ort Wassilischki eine Massenerschiessung von etwa 2'000 russischen Juden, was ihn zutiefst schockierte und erschütterte. Er desertierte, schloss sich einer polnischlitauischen Partisanenorganisation an, half Kriegsgefangene und Juden zu verstecken und versuchte nach Genf zu reisen, um das Internationale Rote Kreuz (IRK) über die Judenmorde zu informieren. Hampel wurde gefasst und von einem Wehrmichtsgericht zum Tode verurteilt (Beitrag Wolfgang Oleschinski). Dass die Wehrmichtsgerichte in vergleichbaren

Fällen keineswegs immer die gleiche Härte walten liessen, belegt der Fall des Oberstabsarztes der Reserve Dr. Christian Schöne. Dieser Offizier sprach im Sommer 1943 in einem Kettenbrief an Angehörige vermisster Stalingradkämpfer die «Frage der Erschiessung der Juden» an und forderte «aus Gründen der Moral und der Ehrenhaftigkeit» eine Beendigung der Massaker. Auch er wurde wegen Zersetzung der Wehrkraft verurteilt, erhielt aber lediglich eine Gefängnisstrafe von einem Jahr.¹⁵

Die Zumutung des völkerrechtswidrigen Krieges führte bei nicht wenigen Soldaten auch zu psychischen Krankheiten. Diese konnten sich in unterschiedlicher Weise äussern. Einige erbrachen sich, weinten oder lachten ständig, andere verstummten oder erblindeten ohne organischen Befund, wieder andere hatten Halluzinationen, oder sie zitterten dauernd oder zeigten Lähmungen. Von den Militärpsychiatern der Wehrmacht wurden diese Kriegsneurotiker als Drückeberger, Simulanten und Verweigerer verdächtigt. Wie Roland Müller in einer politikwissenschaftlichen Untersuchung über die Militärpsychiatrie im Zweiten Weltkrieg dargelegt hat, wurden diese Menschen einer «absichtsvoll schmerzhaften Behandlung» unterzogen, zum Beispiel durch Elektroschocks, durch Spritzen von Brechmitteln und Isolationshaft.¹⁶ Ziel der ärztlichen Behandlung war es, die Kriegsneurotiker baldmöglichst wieder kriegsdiensttauglich zu machen. Auch die Kriegsneurotiker waren Verweigerer im weitesten Sinne.

Exekutionsverweigerer

Über die so genannten Exekutionsverweigerer in Wehrmacht, Polizei und SS weiss man noch immer wenig. Durch die Forschungen der Historiker Christopher Browning und Daniel J. Goldhagen sind immerhin jene Männer des Reserve-Polizei-Bataillons 101 bekannt geworden, die sich weigerten, an Judenerschliessungen teilzunehmen, ohne dafür in irgendeiner Weise belangt zu werden.¹⁷ Der amerikanische Historiker David H. Kitterman hat sich systematisch mit Exekutionsverweigerern befasst.¹⁸ Auch die Staatsanwälte in der Ludwigsburger Zentralstelle der Landesjustizverwaltungen, deren Aufgabe es

war, durch Vorermittlungen NS-Prozesse auf den Weg zu bringen, haben sich ausgiebig mit dieser Thematik auseinander gesetzt.¹⁹

In der historisch interessierten Öffentlichkeit sind die Exekutionsverweigerer seit jeher auf ein besonderes Interesse gestossen, verbindet sich mit ihnen doch die Frage, wie die Institutionen Wehrmacht, Polizei und SS mit diesen Männern umgegangen sind. Wurden sie wirklich zusammen mit den zu Erschiessenden an die Wand gestellt, wie es nicht wenige Angehörige dieser bewaffneten Formationen zu Zwecken der Rechtfertigung nach dem Kriege immer wieder behaupteten? Man wird bei der Beurteilung dieser Frage eine Differenzierung vornehmen müssen: Zum einen mag während des Zweiten Weltkrieges in Wehrmacht, Polizei und SS die subjektive Annahme verbreitet gewesen sein, dass es einen «Befehlsnotstand» gab, dass man an völkerrechtswidrigen Erschiessungen, also an Mordaktionen, teilnehmen musste, weil im Verweigerungsfalle die Gefahr bestand, dass man wegen Ungehorsams selbst erschossen wurde. Man nennt dies den «putativen Befehlsnotstand». Andererseits haben sämtliche juristischen und historiographischen Nachforschungen nicht einen einzigen Fall zutage fördern können, der belegen würde, dass ein Exekutionsverweigerer tatsächlich erschossen wurde.

Jahrelang geisterte der Fall des Wehrmachtsgefreiten Josef Schulz aus Wuppertal durch die Debatten. Er soll sich, so will es die Legende, als Angehöriger der 714. Infanteriedivision am 20. Juli 1941 in Smerderevska Palanka, Jugoslawien, geweigert haben, an einer Erschiessung von 16 Partisanen durch eine Wehrmachteinheit teilzunehmen, und soll daraufhin selbst erschossen worden sein. Es ist jedoch zweifelsfrei ermittelt worden, dass der Gefreite Schulz zu jenem Zeitpunkt gar nicht mehr lebte, weil er bereits am Vortage bei einem Partisanenüberfall getötet worden war. Das bedeutet: «Bislang ist in der historischen Forschung kein Fall bekannt, dass ein deutscher Soldat erschossen wurde, weil er sich weigerte, an solchen Erschiessungen teilzunehmen.»²⁰ Damit stellt sich die Frage einmal mehr: Konnten die Soldaten eigentlich ermessen, welche Handlungsspielräume ihnen bei einer Portion Mut zur Verfügung standen? Oder waren sie durch die Furcht vor schwersten Strafen für eine Exekutionsverweigerung gleichsam zur Handlungsunfähigkeit verdammt?

In der seit November 2001 gezeigten neuen Wehrmachtausstellung wird ein Fall dargestellt, der in diesem Zusammenhang unser besonderes Interesse verdient, da er wie in einem eigens konstruierten Modell unterschiedliche Verhaltensmöglichkeiten aufzeigt. Es handelt sich jedoch um einen realen Fall, nämlich um die Geschichte von drei Kompanieführern eines Infanteriebataillons in Weissrussland.²¹ Alle drei bekamen im Oktober 1941 den Befehl, die jüdische Bevölkerung der jeweiligen Quartiersorte zu erschiessen. Der eine, Oberleutnant Hermann Kuhls, führte ihn sofort aus; der andere, Hauptmann Friedrich Nöll, liess sich den Befehl erst schriftlich bestätigen, ehe er ihn dann doch ausführte; der dritte schliesslich, Oberleutnant Josef Sibille, lehnte die Befolgung des Befehls einfach ab. Wann er denn endlich einmal hart werde, fragte der Vorgesetzte. «Nie», antwortete Sibille. Dem Offizier geschah nichts.

Es gibt viele Fälle dieser Art, in denen einer Weigerung, sich an Mordaktionen zu beteiligen, keine schwere Strafe folgte, gar die Todesstrafe. Exemplarisch für den Bereich der Polizei ist der Fall des Exekutionsverweigerers Klaus Hornig (Beitrag Gerd R. Ueberschär). Dieser Polizeioffizier erhielt am 1. November 1941 in Zamosz, Polen, den Auftrag, mit seiner Polizeieinheit kriegsgefangene Rotarmisten zu erschiessen, bei denen es sich angeblich um politische Kommissare der Roten Armee handelte, die – einem OKW-Befehl zufolge – zu erschiessen waren. Hornig lehnte das unter Hinweis auf das Völkerrecht ab und belehrte seine Polizisten auch entsprechend. Dadurch konnte er die Erschiessungen allerdings nicht verhindern; denn sie wurden dann von einer anderen Polizeieinheit durchgeführt. Hornig wurde versetzt und wegen «Wehrkraftzersetzung», Befehlsverweigerung und öffentlicher Beschimpfung der SS angeklagt und zu mehrjähriger Haft verurteilt. Im April 1945 wurde er von Truppen der US-Armee in Buchenwald befreit und konnte so den Krieg überleben.

In den Nachkriegsprozessen konnten sich die an Massenerschiessungen Beteiligten denn auch nicht mit der Berufung auf den «Befehlsnotstand» herausreden. Im Falle der SS-Männer, die das Massaker von Babij Jar durchführten, stellten die alliierten Richter beispielsweise klar, dass die den Mitgliedern des Sonderkommandos 4 a gegebenen Erschiessungsbefehle ein Verbrechen bezweckten und daher rechtswidrig waren. Zwar räumten die Richter ein, dass

die angeklagten Massenmörder von Babij Jar nur «ein Rad in der Vernichtungsmaschinerie» waren und dass sie «auf Befehl» handelten; aber sie hätten «in falsch verstandener Treue und Gehorsampflicht auch solche Befehle für bindend gehalten [...], die ihnen die Begehung von Verbrechen ansonnen».²² In der abschliessenden rechtlichen Würdigung wurde das Erschiessen der Juden als «eine selbständige Handlung» der Angeklagten bewertet.

Helfer und Retter

Nach den Beispielen von Soldaten, die sich über Verbrechen empörten, und solchen, die sich der Teilnahme an Exekutionen verweigerten, werden in diesem Buch 13 Rettergeschichten vorgestellt. Sie lassen ein breites Spektrum von damals gegebenen Handlungsmöglichkeiten erkennen. Unter den ermittelten «Rettern in Uniform» sind die meisten Soldaten der Wehrmacht, aber es befinden sich auch ein SS-Mann und ein Dienstgrad der Organisation Todt darunter. Bei den Wehrmachtssoldaten, die retteten, gibt es Vertreter aller Dienstgradgruppen – vom Mannschaftssoldaten Hampel bis zu den Obersten Marogna-Redwitz und Staehle.

Major Karl Plage nutzte seine Dienststelle als Kommandeur eines Heereskraftfahrparks im litauischen Wilna, um mit grosser Umsicht und Konsequenz über Jahre hinweg Hunderte von Juden in seiner Dienststelle zu beschäftigen und sie darüber hinaus vor der Ermordung in so genannten Aktionen zu schützen (Beitrag Marianne Viefhaus). Hauptfeldwebel Hugo Armann hatte schon in seiner Jugendzeit eine unbelastete Beziehung zu Juden aufbauen können. In der weissrussischen Stadt Baranowicze konnte er 1942/43 einige Juden durch Beschäftigung in seiner Schreibstube vor dem sicheren Tod bewahren. Darüber hinaus verhalf er etwa 40 Juden zur Flucht in die Wälder zu den Partisanen – während etwa 12'000 Baranowiczter Juden nicht der Ermordung entgingen (Beitrag Olaf Meuther). Der im Range eines Majors stehende «Sonderführer» Günter Krüll war von Beruf Schiffsbauingenieur. Aus diesem Grunde wurde er von der Wehrmacht als Leiter einer «Feldwasserstrassen-Abteilung» eingesetzt, welche die militärische Binnenschifffahrt regelte. Aus

humanen Motiven fasste Krüll den Entschluss, wenigstens einen einzigen Juden der südpolnischen Stadt Pinsk, in der seine Dienststelle arbeitete, zu retten. In einem längeren Lernprozess übte er mit Pjotr Rubinowitsch Rabinow eine neue Identität ein – und hatte damit Erfolg (Beitrag Werner Müller). Mit dem aus der Wandervogelbewegung kommenden Haupttruppführer und gelernten Diplomkaufmann Willi Ahrem begegnet uns ein Judenretter, der als Leiter eines Strassenbautrupps der Organisation Todt in der Kleinstadt Nemirow im «Reichskommissariat Ukraine» eingesetzt war. Aus Empörung über die systematischen Judenmorde machte er sich für seine «Arbeitsjuden» stark, versteckte sie zum Teil in seiner Unterkunft und konnte sie damit mehrfach vor den Massenerschiessungen bewahren (Beitrag Beate Kosmala). Da in der Wehrmacht auch nahezu eine halbe Million Frauen dienten, wird mit Lieselotte Flemming die einzige bislang bekannte Wehrmachtshelferin vorgestellt, die in Wilna einer aus ihrer Heimatstadt Nürnberg stammenden jüdischen Zwangsarbeiterin durch Lebensmittel und persönliche Zuwendung das Leben rettete (Beitrag Wolfram Wette).

In den militärischen Geheimdiensten von Diktaturen arbeiten gewöhnlich besonders zuverlässige Funktionäre des Regimes. Umso erstaunlicher ist es, dass es im Amt Ausland/Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht – unter der Ägide von Admiral Canaris und General Oster – und seinen nachgeordneten Dienststellen eine Reihe von Offizieren gab, die der Judenmordpolitik des Regimes nicht zuarbeiteten, sondern sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu konterkarieren versuchten. Indem sie Juden in fiktiven Geheimdienstoperationen einsetzten, konnten sie diesen zur Flucht verhelfen, beispielsweise in dem «Unternehmen Sieben» (Beitrag Winfried Meyer). Auch der Wehrmacht-Oberst Graf Marogna-Redwitz, der nicht zu den regimetreuen «Ja-Sagem» gehörte, nutzte die Möglichkeiten, die ihm seine Rolle als Leiter einer militärischen Geheimdienststelle in Wien bot, um jüdischen Menschen nach Kräften zu helfen und sie vor ihren Verfolgern zu retten. Entgegen der allgemeinen Erkenntnis, dass die militärische Kameradschaft das Rettungshandeln eher behinderte als förderte²³, arbeitete er mit einigen gleich gesinnten Abwehroffizieren zusammen (Beitrag Detlef Vogel). Der Oberst aus Wien hatte übrigens auch – ähnlich wie der SS-Offizier Kurt Gerstein – den Mut,

auf den ihm zur Verfügung stehenden Kanälen Informationen über die Judenmorde an die alliierten Feindmächte gelangen zu lassen. Diese Aktion war nach geltendem Recht Kriegsverrat und wäre bei Aufdeckung zweifellos mit der Todesstrafe geahndet worden.

In ein gänzlich anderes Milieu führt die Geschichte des Wehrmacht-Obersten Wilhelm Staehle, der von 1937 bis 1944 als Kommandant eines Invalidenhauses in Berlin Dienst tat. Dort wohnten Kriegsinvaliden des Ersten Weltkrieges mit ihren Familien, insgesamt um die 450 Menschen. Staehle, schon seit dem Machtantritt Hitlers ein Gegner der Nationalsozialisten, entschied sich, seine singuläre Position zu nutzen, um – zusammen mit seiner Ehefrau Hildegard – Verfolgte zu verstecken und in Berlin ein dichtes Netz von Helfern zu knüpfen sowie Verbindungen zu Widerstandskreisen herzustellen (Beitrag Peter Steinkamp). Weil er ein SS-Mann war, hatte es der Unterscharführer Alfons Zündler schwerer als andere Deutsche, nach dem Kriege als Retter vieler Juden anerkannt zu werden, der er tatsächlich gewesen ist. Zündler leistete seinen Dienst in der Amsterdamer Schouwburg, der Sammelstelle für den Abtransport von mehr als 60'000 niederländischen Juden in die Vernichtungslager. Der SS-Mann half etwa 600 Kindern und einer Vielzahl von Erwachsenen, aus diesem «Wartesaal nach Osten» zu entkommen, und rettete ihnen damit das Leben (Beitrag Sabine Selle-Gutzeit). Bei der Geschichte des Wehrmachtarztes Dr. Christian Spiering begegnen wir einem Mann, der sich von den ideologischen Vorgaben des NS-Regimes und den militärischen Interessen der Wehrmacht nicht von der Grundlinie der ärztlichen Ethik abbringen liess. Er rettete im deutsch besetzten Norwegen einen jüdischen Arztkollegen und half etwa 300 ukrainischen Zwangsarbeiterinnen, die aus ihrer Heimat in die norwegische Stadt Hammerfest verschleppt worden waren, zu überleben (Beitrag Alexander Neumann).

Hauptmann Gerhard Wander, im Zivilberuf Rechtsanwalt, war ein Untergebener und enger Mitarbeiter von Hans Calmeyer²⁴, jenem Juristen aus Osnabrück, der im deutsch besetzten Amsterdam in grossem Umfang Juden retten konnte, und zwar dadurch, dass er Abstammungsnachweise zugunsten von Verfolgten auslegte. Wander arbeitete in der Entscheidungsstelle für Zweifelsfälle und war entschlossen, möglichst viele Leben zu retten. Er konnte dazu beitragen, dass mehrere Tausend Menschen von den Deportationslisten

gestrichen wurden (Beitrag Johannes Winter). Major Kurt Werner, ein Reserveoffizier in einer Infanteriedivision – ursprünglich ein pazifistisch eingestellter Lehrer aus Berlin-Kreuzberg –, brachte jüdische Kinder in einem katholischen Kloster in Sicherheit, versteckte einen von der Gestapo gesuchten Priester und rettete in Krakau den aus dem Warschauer Ghetto entflohenen jüdischen Tänzer Sylvin Rubinstein, indem er ihn im September 1942 mit falschen Papieren als Zwangsarbeiter nach Berlin schickte (Beitrag Kuno Kruse). Werner Keller war ein promovierter Jurist, Journalist und Schriftsteller, der mehrere Sprachen beherrschte und im Zweiten Weltkrieg wider Willen zum Leutnant der Reserve befördert wurde. Seit Oktober 1943 arbeitete das «widerständige Multitalent» Keller in Albert Speers Rüstungsministerium. Er versteckte in seiner Berliner Wohnung Juden, arbeitete mit anderen Judenhelfern zusammen und schmiedete 1944 den Plan, das bei einer Rüstungstagung versammelte höhere Führerkorps der NSDAP durch einen Bombenabwurf töten zu lassen, um so den Krieg zu beenden (Beitrag Norbert Haase).

Hilfeleistungen und Rettungsversuche fanden in der Regel nicht an der Front statt, sondern in den rückwärtigen Gebieten, die von der Wehrmacht besetzt und von der Militär- oder Zivilverwaltung wirtschaftlich ausgebeutet wurden. Dort konnten Angehörige der deutschen Besatzungsverwaltung, die Leben retten wollten, die strukturell vorhandene Chance nutzen, jüdische Facharbeiter – im damaligen Jargon «Arbeitsjuden» genannt –, aber auch Kriegsgefangene, unter dem Deckmantel militärischer Interessen zu schützen (Beitrag Kim C. Priemel). Im Anschluss an die präsentierten Rettergeschichten bietet ein philosophischtheologischer Beitrag über das Vergessen und Erinnern des Guten die Möglichkeit, dem Versuch zu folgen, das «Wesen des Rettens» aus einer religiösen Sicht, nämlich als «Aufleuchten des Guten», zu deuten (Beitrag Dirk Heinrichs).

Das Buch über zivilcouragiertes Handeln einiger weniger Angehöriger von Wehrmacht, Wehrmachtgefolge, Polizei, Organisation Todt und SS in der Zeit des Zweiten Weltkrieges und des Holocausts präsentiert der interessierten Öffentlichkeit Ergebnisse eines Projektes der Historischen Friedensforschung,

das im Jahre 2000 unter dem Titel «Empörte, Helfer und Retter aus der Wehrmacht» begonnen wurde. Mit dem Taschenbuch «Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht»²⁵ konnten im Jahre 2002 bereits erste Forschungsergebnisse vorgestellt werden.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Projekts beschäftigten sich mit insgesamt etwa 30 «Rettern in Uniform», deren Namen und Taten sie damit der Vergessenheit entrissen. Es sind weitere Fälle bekannt, die es ebenfalls verdient hätten, genauer erforscht zu werden, was im Rahmen dieses Projekts jedoch nicht möglich war. Auch die Offiziere und Soldaten, die in der Schlussphase des Krieges Hitlers Zerstörungsbefehle nicht ausführten und damit Städte samt ihrer Zivilbevölkerung retteten – zum Beispiel Paris, Wien, Bordeaux, Gotha, Freiburg und andere mehr – harren noch einer systematischen Erforschung.

Immer wieder wird gefragt, wie viele solcher Helfer und Retter es insgesamt gegeben haben mag. Beim derzeitigen Stand der Forschung lässt sich lediglich feststellen, dass man eine exakte Zahl nicht nennen kann, dass es sich allerdings nur um eine kleine Minderheit gehandelt hat. Durch schriftliche Quellen oder durch Zeugnisse von Geretteten lassen sich für die bewaffneten Formationen des NS-Staates bislang nicht einmal Hundert solcher Fälle belegen. Über die mögliche Dunkelziffer kann man momentan nur spekulieren.

Das Forschungsprojekt «Empörte, Helfer und Retter aus der Wehrmacht» wurde gefördert von der Bremer Stiftung «die Schwelle. Beiträge zur Friedensarbeit». Sie übernahm dankenswerterweise die Finanzierung der Sachkosten und mehrerer Workshops, die den beteiligten Wissenschaftlern die Möglichkeit boten, über den Fortgang ihrer Forschungen zu berichten, sich mit den Kolleginnen und Kollegen auszutauschen und allgemeine Erkenntnisse der Wehrmachtsgeschichte und der Retterforschung zu erörtern. Solche Arbeitstagen fanden in Bremen, Dresden und Freiburg statt. Der Stiftungsvorsitzende, Dr. Dirk Heinrichs, hat den Fortgang des Projektes in allen Phasen ermutigend begleitet und auch selbst aktiv an den Forschungen mitgewirkt.

An den Beratungen beteiligten sich dankenswerterweise auch eine Kollegin und zwei Kollegen, die in diesem Band nicht mit eigenen Beiträgen vertreten

sind, ihn aber durch ihren Sachverstand massgeblich bereichert haben: Dr. h.c. Arno Lustiger, Frankfurt am Main, Prof. Dr. Manfred Messerschmidt, Freiburg i. Br., und Hermine Wüllner, die 2002 völlig unerwartet verstorben ist, was von allen an diesem Projekt Beteiligten als ein schwerer Verlust empfunden wurde.²⁶

Die Autorinnen und Autoren danken den Angehörigen von Rettern und Gretteten, die mit ihren Auskünften geholfen haben. Sie danken auch den Mitarbeitern vieler Archive, die Einblick in ihre Bestände gewährt haben. Exemplarisch seien hier das Yad Vashem Archiv in Jerusalem und das Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg i. Br. genannt.

Dr. Walter H. Pehle vom Fischer Taschenbuch Verlag, der schon den Band ^Rettei. in Uniform betreute, ermöglichte dankenswerterweise auch die Aufnahme des Bandes «Zivilcourage» in die von ihm herausgegebene «Schwarze Reihe» mit dem Titel «Die Zeit des Nationalsozialismus». Ricarda Bremer M. A., Freiburg i. Br., hat sämtliche Manuskripte in zuverlässiger Weise technisch-redaktionell bearbeitet, wofür ihr die Autoren und der Verlag gleichermaßen zu Dank verpflichtet sind.

Der Dank des Herausgebers gilt abschliessend den Kolleginnen und Kollegen, die ihre wissenschaftlichen Recherchen zu diesem Buch und die Abfassung ihrer Beiträge in ehrenamtlicher Arbeit geleistet haben. Ihr ganz persönliches Engagement, besagte «Goldkörnchen» unter dem grossen historischen Schuttberg ausfindig zu machen und ihnen ein Gesicht zu geben, hat unser gemeinsames Projekt erst mit Leben erfüllt.

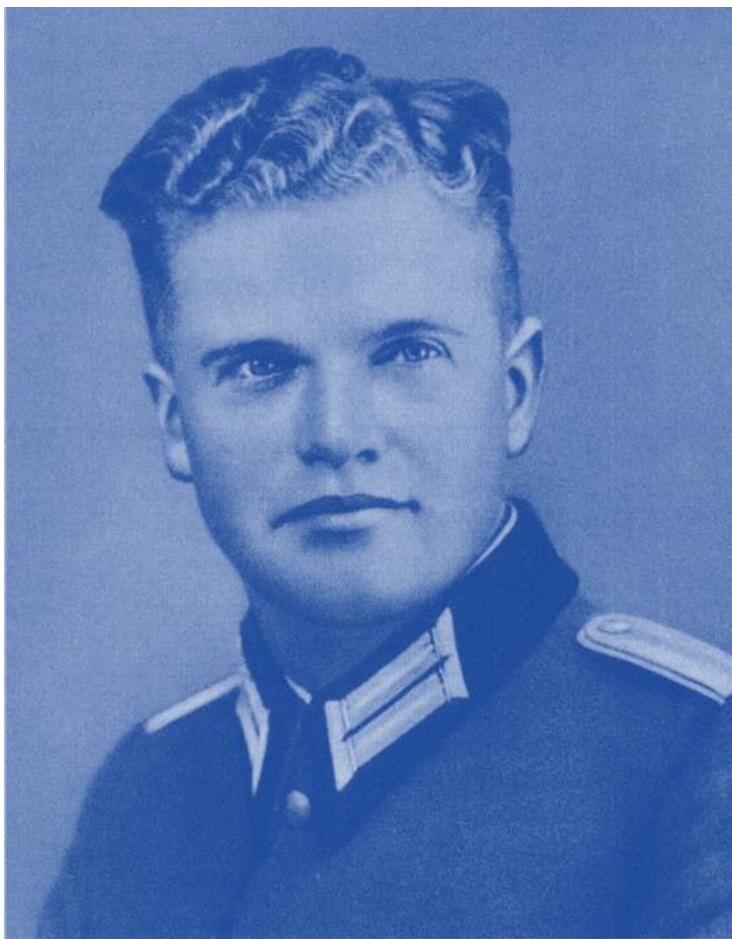
Anmerkungen

- 1 Vgl. Peter Niebaum, Ein Gerechter unter den Völkern: Hans Calmeyer, Osnabrück 2001, sowie den TV-Film von Götz Balonier, Ein Gerechter unter den Völkern. Hans Calmeyer in seiner Zeit, ARTE 2002, 60 min.
- 2 Douglas K. Hüneke, In Deutschland unerwünscht. Hermann Gräbe. Biographie eines Judenretters. Aus dem Amerikanischen von Adrian Seifert und Robert Lasser, Lüneburg 2002, S. 259f.
- 3 Arno Lustiger, Feldwibel Anton Schmid. Judenretter in Wilna 1941-1942, in: Wolfram Wette (Hg.), Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht, Frankfurt am Main 2002, S. 45-67, hier: S. 63.
- 4 Beispielsweise erlebte der Band «Retter in Uniform» [wie Anm. 3] binnen eines Jahres drei Auflagen.

- 5 Vgl. dazu auch das Geleitwort des Bundespräsidenten Johannes Rau in diesem Band.
- 6 Vgl. die Beispiele in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), *Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944*, Hamburg 2002, S. 580-585.
- 7 Exemplarisch die Untersuchung von Christian Gerlach, *Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weissrussland 1941 bis 1944*, Hamburg 1999.
- 8 Vgl. Änne Ostermann, *Zivilcourage – eine demokratische Tugend: Test für die Demokratiefähigkeit einer Gesellschaft*, in: HSFK-Standpunkte Nr. 1/1998, S. 1-12; sowie Till Bastian, *Zivilcourage. Von der Banalität des Guten*, Hamburg 1996; und Wolfgang Heuer, *Couragiertes Handeln*, Lüneburg 2002, der Biographien von Bürgern der ehemaligen DDR untersucht, die durch zivilcouragiertes Handeln hervorgetreten sind.
- 9 Zitiert nach Ostermann, *Zivilcourage* [wie Anm. 8], S. 2.
- 10 Sebastian Haffner, *Geschichte eines Deutschen. Erinnerungen 1914-1933*, Stuttgart/München 2000, S. 41 f.
- 11 Vgl. Bernd Ulrich/Jakob Vogel/Benjamin Ziemann (Hg.), *Untertan in Uniform. Militär und Militarismus im Kaiserreich. Quellen und Dokumente*, Frankfurt am Main 2001.
- 12 Siehe Ostermann, *Zivilcourage* [wie Anm. 8].
- 13 Über die unmenschlichen Befehle, die eine verbrecherische Führung den einfachen Soldaten zumutete, informiert Manfred Messerschmidt, *Ideologie und Befehlsgehorsam im Vernichtungskrieg*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 49 (2001), H. 10, S. 905-926.
- 14 Vgl. das Schema «Formen abweichenden Verhaltens im Dritten Reich» von Detlev Peukert, *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus*, Köln 1982, S. 97.
- 15 Vgl. im Einzelnen Albrecht Schöne, *Mitgift aus dem finsternen Jahrhundert: Ein Kettenbrief, ein Feldurteil*, in: *Insel-Almanach auf das Jahr 2000. Gedanken zum 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main/Leipzig 1999, S. 228-259, Zitate S. 236f.
- 16 Roland Müller, *Wege zum Ruhm. Militärpsychiatrie im Zweiten Weltkrieg. Das Beispiel Marburg*, Köln 2001. Zitat: Gesa Cordes, *Mit Stromschlägen die «Diensttauglichkeit» hergestellt*, in: *Frankfurter Rundschau*, 7. November 2001, S. 27.
- 17 Christopher R. Browning, *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die «Endlösung» in Polen*. Deutsch von Jürgen Peter Krause, Reinbek bei Hamburg 1993; und Daniel Jonah Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, Berlin 1996.
- 18 David H. Kitterman, *Those Who Said «No!» Germans Who refused to Execute Civilians during World War II*, in: *German Studies Review* 11 (1988), S. 241-254.
- 19 Vgl. Willi Dressen, *Befehlsnotstand*, in: Wolfgang Benz (Hg.), *Legenden, Lügen, Vorurteile. Ein Wörterbuch zur Zeitgeschichte*, München 7. Aufl. 1995, S. 45-46.
- 20 Karl Bethke, *Das Bild vom deutschen Widerstand gegen Hitler im ehemaligen Jugoslawien*, in: Gerd R. Ueberschär (Hg.), *Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Wahrnehmung und Wertung in Europa und den USA*, Darmstadt 2002, S. 111-122, hier: S. 118.

- 21 Vgl. den Katalog zur neu bearbeiteten Ausstellung: Hamburger Institut für Sozialforschung, Verbrechen [wie Anm. 6], S. 580-585.
- 22 Verfahren des Landgerichts Darmstadt gegen Callsen und andere, mit Urteil vom 29.11. 1968, S. 474, in: Bundesarchiv Ludwigsburg (ehemals: Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen) 204 AR-Z 269/1960, Bd. 34,683 Blatt, Bl. 539,541 und 543.
- 23 Vgl. Thomas Kühne, Der Judenretter und seine Kameraden. Gemeinschaftsmoral und Gemeinschaftsterror in der Wehrmacht, in: Wette, Retter in Uniform [wie Anm. 3], S. 32-44.
- 24 Vgl. Niebaum, Gerechter [wie Anm. 1].
- 25 Wette, Retter in Uniform [wie Anm. 3].
- 26 Zuletzt erschienen: Hermine Wüllner (Hg.), «... kann nur der Tod die gerechte Sühne sein». Todesurteile deutscher Wehrmichtsgerichte. Eine Dokumentation, Baden-Baden 1997; sowie: dies., Leutnant Reinhold Lofy. Mordtaten verweigert, in: Wette, Retter in Uniform [wie Anm. 3], S. 105-113.

Teil I:
Empörung, Protest und Verweigerung



Leutnant Michael Kitzelmann (1916-1942). «Daheim reissen sie die Kreuze aus den Schulen – hier macht man uns vor, gegen den gottlosen Bolschewismus zu kämpfen...»
(Foto: Privatverlag Pfr. Ludwig Fischl, Lederdom)

Empörung über den weltanschaulichen Vernichtungskrieg im Osten

Der katholische Leutnant Michael Kitzelmann

von Jakob Knab

Die prägenden Jahre

Michael Kitzelmann¹ wurde 1916 im Oberallgäu (Bayern) geboren. Damals war für begabte Buben aus dem ländlich-katholischen Milieu von Schwaben, Allgäu und Altbayern der Besuch des Humanistischen Gymnasiums und des Bischöflichen Knabenseminars in Dillingen an der Donau eine der wenigen Möglichkeiten, zu einer höheren Schulbildung zu gelangen. Voraussetzung war, dass man vom Heimatpfarrer als «würdig und geeignet» empfohlen wurde.

So verbrachte Kitzelmann die Jahre von 1928 bis 1936 in Dillingen; dieser Lebensabschnitt ist Teil eines exemplarischen Lebenslaufes. Auf gleiche Weise sind Jahrhunderte lang begabte katholische Buben zur Welt des Geistes hingeführt worden. Denn es gab in jener Ständegesellschaft nur eine Institution, die jungen Männern eine Aufstiegschance ermöglichte: die Kirche. Sie bot den gescheiterten Söhnen von Landwirten und Handwerkern die Gelegenheit, ihr dörfliches Milieu zu verlassen und ihre Begabung zu entfalten.

Wenn man die «Statuten des Bischöflichen Knabenseminars in Dillingen» liest, erkennt man die eindeutig religiöse Ausrichtung: «Der Besuch der täglichen heiligen Messe ist dem Seminaristen weniger Sache des Gehorsams als Bedürfnis des Herzens. [...] Leichtfertiges oder gar abfälliges Reden über Wahrheiten des Glaubens oder Einrichtungen der Kirche und überhaupt jedes Ärgernis religiöser oder sittlicher Art, sei es in Wort oder Werk, widerspricht dem Geist und Ziel unseres Hauses. Schon ein stillschweigendes Zusehen ist nicht zu verantworten.» Der Zögling Kitzelmann war empfänglich für diese

religiöse Strenge und Klarheit. Weggefährten erinnern sich an sein impulsives Temperament: «Wenn sein Gerechtigkeitsgefühl verletzt wurde, konnte er jähzornig reagieren.»² Und ein Schulkamerad beteuerte: «Der Kitzelmann hatte einen sturen, hitzigen Allgäuer Bauernschädel.»³

Ab 1933 lebte Michael Kitzelmann – wie so viele andere – im Spannungsfeld zwischen katholischer Weltanschauung und dem totalitären Herrschaftsanspruch der NS-Ideologie. Doch es gab auch Berührungspunkte. Der Antibolschewismus der Nazis und ihr offenkundiges Obrigkeitdenken konnten im katholischen Milieu mit Sympathien rechnen. In einem gemeinsamen Hirtenbrief vom 8. Juni 1933, also während der Verhandlungen zum Reichskonkordat⁴, schrieben die deutschen Bischöfe: «Es fällt deswegen uns Katholiken auch keineswegs schwer, die neue starke Betonung der Autorität im deutschen Staatswesen zu würdigen und uns ihr mit jeher Bereitschaft zu unterwerfen, die sich nicht nur als eine natürliche Tugend, sondern wiederum als eine übernatürliche kennzeichnet, weil wir in jeder menschlichen Obrigkeit einen Abglanz der göttlichen Herrschaft und eine Teilnahme an der ewigen Autorität Gottes erblicken. [...] Nicht mehr soll also der Unglaube und die von ihm entfesselte Unsittlichkeit das Mark des deutschen Volkes vergiften, nicht mehr der mörderische Bolschewismus mit seinem satanischen Gotteshass die deutsche Volksseele bedrohen und verwüsten.»⁵

Auch in Dillingen erlitten die traditionelle Lebenswelt, das «katholische Milieu» und seine religiöse Bildung Einbrüche: So gehörten im Schuljahr 1935/36, also im Abiturjahrgang von Michael Kitzelmann, Schriften von Hanns Johst⁶ und Walter Flex zur Pflichtlektüre.

Johst hatte sein bekanntestes Stück 1932 dem Primärhelden der NS-Bewegung, Hans Schlageter, gewidmet. Schon kurz nach der Machtergreifung hatte Johst gefordert: «Das kommende Theater wird Kult werden müssen [...]. Die Not, die Verzweiflung, das Elend unseres Volkes braucht Hilfe. Und Hilfe kommt letzten Endes [...] aus der Wiedergeburt einer Glaubensgemeinschaft.»⁷

Auch die Erzählung von Walter Flex «Der Wanderer zwischen beiden Welten» (1917) gehörte zum verbindlichen Lesestoff. Der Autor idealisierte die Frontkameradschaft und verknüpfte sie mit der Lebensanschauung der Jugendbewegung. Dank der idealistischen Ästhetisierung des Kriegsgeschehens

wurde das Buch in Millionenhöhe verkauft. Der Heldentod wurde hier verklärt; die Schrecken des Krieges wurden ausgeblendet: «Aber wenn ein Mann den tödlichen Schuss, der ihm die Eingeweide zerreisst, empfangen hat, dann soll keiner mehr hinsehen. Denn was dann kommt, ist hässlich und gehört nicht mehr zu ihm. Das Grosse und Schöne, das heldische Leben ist vorüber.»⁸ Und weiter Walter Flex in seinem Pathos: «Grossen Seelen ist der Tod das grösste Erleben. Wenn der Erdentag zur Rüste geht und sich die Fenster der Seele, die farbenfrohen Menschengenossen verdunkeln wie Kirchenfenster am Abend, blüht in dem verdämmernden Gottestempel des sterbenden Leibes die Seele wie das Allerheiligste am Altar unter der ewigen Lampe in dunkler Glut auf und füllt sich mit dem tiefen Glanze der Ewigkeit.»⁹

Schliesslich findet man im Dillinger Jahresbericht 1935/36 den Satz: «Die Zukunft des deutschen Volkes fordert Krieg und Opfer, das Streben der deutschen Nation ist gottgewollt.»¹⁰

Nach dem Abitur rang Kitzelmann um die Berufswahl. Er litt unter der Unsicherheit, ob er zum zölibatären Priester berufen sei. Zunächst aber wurde er zum Reichsarbeitsdienst eingezogen. Er leistete ihn in Pfronten-Ried bei Füssen ab. Hier erlebte er eine kirchenferne Umwelt. Ab Herbst 1936 studierte er Philosophie an der Hochschule St. Stephan in Augsburg. Sein Gesuch um Aufnahme in die Lehrerfortbildungsanstalt Pasing bei München wurde abgelehnt, weil er sich weigerte, in eine NS-Organisation einzutreten.¹¹

Zu dieser Zeit bekundeten die Bischöfe in einer von Hitler geforderten Verlautbarung ihre Entschlossenheit, an der Seite der staatlichen Obrigkeit gegen den Bolschewismus zu kämpfen: «Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler hat den Anmarsch des Bolschewismus von Weitem gesichtet und sein Sinnen und Sorgen darauf gerichtet, diese ungeheure Gefahr von unserem deutschen Volk und dem gesamten Abendland abzuwehren. Die deutschen Bischöfe halten es für ihre Pflicht, das Oberhaupt des Deutschen Reiches in diesem Abwehrkampf mit allen Mitteln zu unterstützen, die ihnen aus dem Heiligtum zur Verfügung stehen.»¹²

Leutnant Kitzelmann in Hitlers Wehrmacht

Um weitere Zeit für die Berufswahl zu gewinnen, folgte Kitzelmann dem Rat seines Heimatpfarrers und meldete sich mit Ende des Sommersemesters 1937 freiwillig zur Wehrmacht. Seinen Grundwehrdienst leistete er beim Infanterie-Regiment 91 in der Luitpold-Kaserne in Lindau am Bodensee ab. Er klagte über den unerträglichen Druck und das «Joch des abstumpfenden preussischen Militärdrills».¹³

Im März 1938 nahm Kitzelmann am Einmarsch der Wehrmacht nach Österreich teil. Der Volksmund sprach seinerzeit vom «Blumenkrieg»; Kitzelmann von einem «lustigen Feldzug».¹⁴ Über das Unrecht dieses «Anschlusses» machte er sich anscheinend keine Gedanken.

Eineinhalb Jahre später, am 1. September 1939, war seine Einheit beim Überfall auf Polen beteiligt. An diesem Tag richtete Feldbischof Franz Justus Rarkowski diesen «Heimatgruss» an die katholischen Soldaten: «Kameraden! Jeder von euch muss jetzt Kämpfer sein, nicht nur mit der Waffe in der Hand, sondern auch mit einem starken, tapferen und gläubigen Herzen.»¹⁵ Im Gegensatz dazu begann Kitzelmann angesichts der – wie er schrieb – «unzähligen Karawanen unglücklicher, heimatloser Flüchtlinge»¹⁶ in Polen zu zweifeln, ob dies ein gerechter Krieg zum Schutz der Heimat sein könne.

Vom 9. bis 11. September wurde seine Einheit in schwere Kämpfe verwickelt. 24 Soldaten seiner Kompanie fielen. Auf eigene Verantwortung zog er seinen Zug zurück, um das Leben seiner Soldaten nicht zu gefährden.¹⁷ Wenige Tage darauf dürfte der Katholik Kitzelmann dieses «Gemeinsame Wort der Deutschen Bischöfe» vom 17. September 1939 vernommen haben: «In dieser entscheidungsvollen Stunde ermuntern und ermahnen wir unsere katholischen Soldaten, in Gehorsam gegen den Führer, opferwillig unter Hingabe ihrer ganzen Persönlichkeit ihre Pflicht zu tun.»¹⁸ Ab Herbst 1939 absolvierte Kitzelmann einen Offiziersanwärter-Lehrgang in Elsgrund-Döberitz. Am 9. Mai 1940 wurde er zum Leutnant befördert.

Jene Tage im Frühjahr 1940 markieren einen traurigen Höhepunkt in der oberhirtlichen Anpassung an das Hitler-Regime. Eine verhängnisvolle Unterwürfigkeit spricht aus der Gratulation von Adolf Kardinal Bertram zu «Füh-

ners» Geburtstag am 20. April 1940: «Hochgebietender Herr Reichskanzler und Führer! Der Rückblick auf die unvergleichlich grossen Erfolge und Ereignisse der letzten Jahre und der tiefe Ernst der über uns gekommenen Kriegszeit gibt mir als Vorsitzendem der Fuldaer Bischofskonferenz besonderen Anlass, namens der Oberhirten aller Diözesen Deutschlands Ihnen zum Geburtstag die herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Es geschieht das im Verein mit den heissen Gebeten, die die Katholiken Deutschlands am 20. April an den Altären für Volk, Heer und Vaterland, für Staat und Führer zum Himmel senden. [...] In ehrerbietigstem Gehorsam Cardinal Adolf Bertram, Erzbischof von Breslau.»¹⁹ Nota bene: Der Bischof von Berlin, Konrad von Preysing, war über diese Gratulation derart empört, dass er aus Protest das Presseferat der Bischofskonferenz niederlegte.

Einen Tag, nachdem Kitzelmann zum Leutnant befördert worden war, griff die Wehrmacht Frankreich und die Benelux-Länder an. Kitzelmann war dabei. Die Begeisterung des jungen Offiziers und sein religiöser Eifer gingen eine unheilige Allianz ein, wenn er am 2. Juni 1940 nach Hause schrieb: «Ich habe unsern Herrn nicht gebeten, er möge mich vom Tode verschonen; ich habe ihn aber sehr um Kraft gebeten, ohne Angst dem Totentanz entgegenzutreten und mit wahrer Männlichkeit meine Kriegsarbeit zu verrichten.»²⁰ Als nach der kampflosen Besetzung der Stadt Paris Wehrmachteinheiten eine Siegesparade veranstalteten, zog am 14. Juni 1940 auch der stolze Leutnant Kitzelmann an der Spitze seiner Kompanie in Paris ein. Kurz vorher war ihm das Eiserne Kreuz verliehen worden.

Am 22. Juni 1940 wurde der Waffenstillstand von Compiègne unterzeichnet. Es war der Tag von Hitlers Freudentanz. Nach dem Sieg über Frankreich läuteten in Deutschland die Kirchenglocken. Die kriegerischen Erfolge Hitlers verstellten auch Kitzelmann den Blick. So schrieb er am 13. Juli 1940 an seinen Vater: «Die Schärfe unseres Schwertes wird allen hinreichend bekannt sein. Man muss doch, ohne voreingenommen zu sein, Adolf Hitler bewundern, wie er in so kurzer Zeit ein solches Heer aufgestellt hat und alles so fein ausgeklügelt hat.»²¹ In einer Zeit, da auch geschulte Offiziere des Generalstabes an das «Feldhermgenie des Führers» glaubten, erhielt er nun den Auftrag, die militärischen Ereignisse innerhalb seines Kampfabchnittes für das Kriegsar-

chiv niederzuschreiben. Er stellte die Vorgänge wirklichkeitsgetreu dar und verschwieg auch Misserfolge nicht. Als man ihn aufforderte, das Negative zu streichen und ein Loblied auf das ‚Feldhermgenie des Führers« einzufügen, lehnte er dieses Ansinnen ab und zog sein Manuskript zurück.²² Sein waches Gespür für Gerechtigkeit und sein Mut zur Wahrhaftigkeit waren stärker.

Im Kreise der Offiziere machte er sich durch seine regelmässigen Besuche der Sonntagsgottesdienste zum Aussenseiter. Am kirchlichen Fest Fronleichnam nahm er in Uniform an der Prozession teil. Dabei entrüstete er sich über den Widersinn, dass ihm der Besuch eines Gottesdienstes als Verbrüderung mit dem Feind ausgelegt wurde, während zur gleichen Zeit Soldaten mit Omnibussen in französische Bordelle gebracht wurden.

Der Konflikt des Michael Kitzelmann bahnte sich an: Die Aussenwelt änderte sich; doch seine Innenwelt, die sich aus einem katholischen Lebensgefühl speiste, blieb unverändert. Die Motive für sein abweichendes Verhalten sind vermutlich in der Kränkung des Aussenseiters zu suchen. Um seine emotionalen Bedürfnisse zu stillen, drang er tiefer ein in die ihm seit seiner Kindheit vertraute katholische Lebenswelt. Ein ehemaliger Soldat aus seinem Zug erzählte: «Wenn er Zeit hatte, dann hat der Herr Leutnant Dorfkirchen in Frankreich aufgesucht. Bei den Feldgottesdiensten sangen wir beide zusammen Kirchenlieder; denn er hatte eine schöne, kräftige Stimme. Und er kümmerte sich auch um die verwundeten Soldaten.» Und mit tränenerstickter Stimme: «Der Herr Leutnant hat ein so gutes Herz gehabt.»²³

Am 30. März 1941 hatte Hitler in einer Rede vor Generälen und Admiralen der Wehrmacht angekündigt, dass er einen Vernichtungskampf gegen die Sowjetunion führen werde. In seinem Aufruf an die «Soldaten der Ostfront» vom 22. Juni 1941 tat er unter anderem kund: «Deutsche Soldaten! Damit tretet ihr in einen harten und verantwortungsschweren Kampf ein. Denn: *Das Schicksal Europas, die Zukunft des Deutschen Reiches, das Dasein unseres Volkes, liegen nunmehr allein in eurer Hand.* Möge uns allen in diesem Kampf der Herrgott helfen!»²⁴

Einen Tag nach dem Überfall auf die Sowjetunion schrieb Kitzelmann: «Ich habe absolut nicht mehr den Willen, für *dieses Reich* auch nur einen wei-

teren Schweisstropfen zu vergiessen – komme, was kommen mag.»²⁵ Ganz anders die deutschen Bischöfe, die sich ein paar Tage später in den Dienst der Kriegspropaganda stellten: «In schwerster Zeit des Vaterlandes, das auf weiten Fronten einen Krieg von nie gekannten Ausmassen zu führen hat, mahnen wir euch zu treuer Pflichterfüllung, tapferem Ausharren, opferwilligem Arbeiten und Kämpfen im Dienst unseres Volkes. Wir senden einen Gruss dankbarer Liebe und innige Segenswünsche unseren Soldaten, euren Männern, Söhnen und Brüdern im Felde, die in heldenmütiger Tapferkeit unvergleichliche Leistungen vollführen und schwere Strapazen ertragen. Von euch allen fordert der Krieg Anstrengungen und Opfer. Bei der Erfüllung der schweren Pflichten dieser Zeit, bei den harten Heimsuchungen, die im Gefolge des Krieges über euch kommen, möge die trostvolle Gewissheit euch stärken, dass ihr nicht bloss dem Vaterland dient, sondern zugleich dem heiligen Willen Gottes folgt, der alles Geschehen, auch das Schicksal der Völker und der einzelnen Menschen in seiner weisen Vorsehung lenkt.»²⁶

Auch bei Kitzelmann zeigte diese Kriegspropaganda ihre Wirkung; in einem «Kreuzzugsbrief» vom 30. Juli 1941 an eine Hauptlehrerin in Krumbach (Schwaben) bekannte er: «Gar manchmal möchte einem der Mut sinken, aber dann tröste und ermuntere ich mich wieder in dem Gedanken, dass wir ausgezogen sind in einem weltbewegenden Kampf gegen den bolschewistischen Antichrist. Um dieser Idee willen kann kein Opfer zu gross sein.»²⁷ Kitzelmann glaubte, dass die Wehrmacht berufen sei, das «bolschewistische» NS-Regime zu stürzen: «Unsere ruhmreiche Armee wird nach diesem hl. Kampf genügend Ansehen und Macht sich erworben haben vor den Augen der Welt und des deutschen Volkes, um auch den wühlenden Bolschewismus im eigenen Volkskörper mit Stumpf und Stiel ausmerzen zu können.»²⁸

Am 27. Juni 1941 hatten sich die sowjetischen Truppen aus dem Raum Lemberg zurückgezogen. Drei Tage später, am 30. Juni 1941, wurde Lemberg, die Hauptstadt von Ostgalizien, von Verbänden der Wehrmacht eingenommen.²⁹ Zu dieser Zeit befand sich Kitzelmann noch in der Karfreit-Kaserne in Brannenburg (Bayern). In seinen Briefen nach Hause erzählte er erstmals von Maria aus Oberaudorf und vom «Glück der jungen Liebe». Nach seinem Eintreffen in Lemberg machte er in einem Brief an seinen Vater vom

3. August 1941 seinem Ärger Luft: «In diesem Lemberg sieht man so viele Etappenschweine herumlaufen, dass einem ehrlichen Krieger die Wut bis an den Hals steigt. [...] Wie lange noch werden wir dieses Hundeleben in Ketten und Unfreiheit führen müssen!»³⁰

Nach dem Fall von Lemberg wich die Rote Armee um etwa 200 Kilometer zurück und baute eine neue Verteidigungslinie Nowgorod – Proskurow auf. Leutnant Kitzelmann wurde an die neue Kriegsfront nach Proskurow in der Ukraine versetzt. Das Oberkommando der Wehrmacht und die Wirtschaft waren davon ausgegangen, dass es in der Sowjetunion möglich sein werde, die Wehrmacht weitgehend aus dem Lande zu ernähren, um den Nachschub zu entlasten.³¹ Angesichts der sich daraus ergebenden Raubzüge der Wehrmacht wurde der Allgäuer Bauernsohn Kitzelmann von Schuldgefühlen geplagt: «Wir sind ein ewig wandernder, raubender Heerhaufen geworden, den man mit einem Heuschreckenschwarm vergleichen kann. Wo wir uns niedergelassen haben, hört man nach unserm Abzug keine Gans mehr schnattern und kein Schwein mehr grunzen.»³²

In diesem ersten Kriegswinter an der Ostfront, da der Vormarsch der Wehrmacht zum Erliegen kam, und der wegen der bitteren Kälte allen Soldaten in schlimmer Erinnerung ist, taten die Bischöfe kund: «Mit Genugtuung verfolgen wir den Kampf gegen die Macht des Bolschewismus, vor dem wir deutschen Bischöfe in zahlreichen Hirtenbriefen vom Jahre 1921 bis 1936 die Katholiken Deutschlands gewarnt und zur Wachsamkeit aufgerufen haben.»³³

Am 2. Januar 1942 musste Leutnant Kitzelmann die 7. Kompanie der 262. Infanterie-Division übernehmen. Bei eisigen Schneestürmen bauten die Soldaten Unterstände. Es war die Zeit, da die Wehrmacht nach mehreren sowjetischen Offensiven den Rückzug in die «Winterstellung» begann. Kitzelmann schrieb nach Hause: «[...] die allergrösste Mehrzahl hat immer noch nicht begriffen, dass der Kampf gegen die Russen mit ihrem riesigen Hinterland nie zu einem Ende kommen und Russland das Massengrab des deutschen Volkes werden wird.»³⁴ Und Ende Februar 1942 klagte er: «Nicht zu beschreiben ist die Not und Armseligkeit, die sich der Gebiete um uns bemächtigt hat. Die Zivilisten, die hier im Kriegsgebiet verblieben sind, stehen vor dem Hunger-

tod. Sie fristen ihr Leben jetzt noch mit gefrorenen Kartoffeln sowie mit Fleisch von herumliegenden Pferdekadavern. [...] O dieses Russland! Es ist mir der Inbegriff aller Schrecken geworden.»³⁵

Leutnant Kitzelmann wurde in Hitlers Vernichtungskrieg verstrickt. Es war ein Krieg, der sich nicht nur gegen eine andere Armee richtete. Die Wehrmacht war das Schwert in Hitlers Händen, um «Lebensraum im Osten» zu erkämpfen. So genannte Rassenfeinde und Untermenschen sollten vernichtet werden, Zivilisten durch Hunger und Terror dezimiert und zur Zwangsarbeit eingesetzt werden, um schliesslich eine totalitäre Besatzungsherrschaft in Europa errichten zu können.

Nicht nur in den Briefen an seinen Vater, auch in Gesprächen mit Soldaten seiner Kompanie machte Kitzelmann seiner Empörung Luft. Angesichts der Ausweglosigkeit seiner Lage und seiner körperlichen Erschöpfung erkrankte er. Anfang März 1942 musste Kitzelmann das Lazarett in Orel (zwischen Moskau und Charkow gelegen) wegen Nervenschmerzen in beiden Beinen aufsuchen.³⁶ Zu dieser Zeit lief bei seiner Division bereits das Anklageverfahren gegen ihn, das ein Denunziant ausgelöst hatte. Als Kitzelmann zu seiner Division zurückkam, wurde er sofort verhaftet. Im Tätigkeitsbericht des Gerichtes der 262. Infanterie-Division vom 1. April 1942 heisst es: «Als Straftat von besonderer Bedeutung ist ein Verfahren gegen einen Leutnant d. Reserve wegen Zersetzung der Wehrkraft zu erwähnen. Er machte staats- und wehrmachtfeindliche Äusserungen zu seinen Soldaten, und zwar über einen sehr langen Zeitraum, so dass die Widerstandskraft der Soldaten gelähmt wurde.»³⁷

Das Feldgericht der Division trat am Karfreitag, den 3. April 1942 zusammen. Die Gerichtsakten sind nicht überliefert. Kitzelmann hatte immer wieder von den «braunen Hunden» gesprochen und geschimpft: «Wenn diese Lumpen siegen, dann kann und will ich nicht mehr leben.»³⁸ In seinem Zorn hatte er gegen die Doppelzüngigkeit der Nationalsozialisten gewettert: «Daheim reissen sie die Kreuze aus den Schulen, und hier macht man uns vor, gegen den gottlosen Bolschewismus zu kämpfen!»³⁹ Gerade dieser Satz sollte ihm vor dem Fronttruppengericht zum Verhängnis werden. Kitzelmann wurde we-

gen «Zersetzung der Wehrkraft» (§ 5 KSSVO) vom Feldgericht der 262. Infanterie-Division zum Tode und zum Verlust der Wehrwürdigkeit verurteilt.⁴⁰

Zwei Tage später, am Ostersonntag 1942, richtete Feldbischof Franz Justus Rarkowski diesen Hirtenbrief an die Verwundeten und Kranken: «Was in der Gegenwart geschieht, ist gross und einmalig. Die Weltgeschichte wird zum Weltgericht. [...] Man sagt, dass Leid und Schmerz das Lebenselement der Liebe sind; so verklärt und läutert sich in den Wunden, die euch der Krieg geschlagen hat, eure Liebe zu Volk und Vaterland.»⁴¹

Kitzelmann freilich litt in seiner Todeszelle: «Wer vermöchte meine Seequalen ermassen? Wie furchtbare Gespenster verfolgen sie mich Tag und Nacht. Und dabei diese entsetzliche Verlassenheit, dieses Eingesperrtsein, diese erdrückende Stille. Stundenlang schreite ich in der Zelle rundum, um meine Schritte zu hören, ich heize den Ofen, nur um das Knistern des Feuers zu hören, ich fange an, laut zu beten, um meine eigene Stimme zu vernehmen. Und ich schreie empor zum Himmel, zu Gott um Hilfe in meiner gewaltigen Seelennot.»⁴²

Seine Briefe aus der Haft sowie sein Tagebuch zeugen von seiner tiefen religiösen Verwurzelung. Er betrat Räume der Erinnerung und schaute Bilder der Hoffnung. In seinem Brief vom 24. Mai 1942 schrieb er an seine Verlobte, an die «liebe, treue Maria»: «Wenn meine Gedanken die verflossenen Lebensjahre zurückeilen, so verweilen sie am allerliebsten bei jenen Stunden, die ich in der Nähe Gottes verbringen durfte, im Heimatkirchlein, in der prächtigen Studienkirche am Donaustand (Dillingen) und noch in manch anderm herrlichen Gotteshaus.»⁴³ Der letzte Eintrag in sein Tagebuch vor der Hinrichtung in Orel am 11. Juni 1942 lautet: «Gott hat mir das grosse Glück einer gnadenvollen Todesstunde bereitet.»⁴⁴

Am selben Tag sandte Kriegsgerichtsrat Platz den Eltern ein Einschreiben mit folgendem Wortlaut: «Ihr Sohn, der ehemalige Leutnant der Reserve Michael Kitzelmann, geboren am 29.1.1916 in Gestratz, lähmte in der Zeit von Januar – Februar 1942 durch wehrmacht- und staatsfeindliche Äusserungen den Widerstandswillen der ihm anvertrauten Kompanie bzw. seines Zuges. Er wurde daraufhin durch Feldurteil obigen Kriegsgerichtes vom 3.4.1942 wegen Zersetzung der Wehrkraft zum Tode und Verlust der Wehrwürdigkeit ver-

urteilt. Dieses Urteil wurde vom Führer und obersten Befehlshaber der Wehrmacht bestätigt. Ein Gnadengesuch wurde abgelehnt. Das Urteil wurde heute vollstreckt.»⁴⁵

Zur Rezeptionsgeschichte

Es gibt ein Lebensbild von Michael Kitzelmann, das Hans Hümmeler, der Autor des katholischen Volksbuches «Helden und Heilige», unter dem Titel «Michael Kitzelmann: Mensch, Soldat, Christ» verfasst hat. Als Quelle dienten ihm, neben Gesprächen mit Schulfreunden und Zeitzeugen, die zahlreichen Briefe Kitzelmans und sein Tagebuch aus dem Gefängnis, das von Kriegspfarrer Heinrich Schmittner gerettet worden war. Dieses Lebensbild wurde 1962 von einem Dorfpfarrer im Bayerischen Wald verlegt. Die Auflagenhöhe des Büchleins war für einen Privatverlag ohne kommerziellen Vertrieb überwältigend. Einer der Leser bestellte gleich 400 Exemplare. Wie erklärt sich dieser Erfolg? Ich meine, dass er zumindest teilweise daher rührt, dass Kitzelmans glaubenstreue Haltung eine Entlastungsfunktion für das katholische Milieu hatte. Zudem erschien das Büchlein zu einer Zeit, da der Rechtshistoriker Ernst-Wolfgang Böckenförde mit seinem in der Zeitschrift «Hochland» veröffentlichten Beitrag «Kirchliches Amt und politische Entscheidung im Jahre 1933 und danach» im katholischen Milieu ungeheures Aufsehen und nachhaltigen Unmut erregt hatte.

Beiträge zu Michael Kitzelmann finden sich auch in den Lebensbildern aus dem deutschen Widerstand «Das Gewissen steht auf»⁴⁶ sowie im «Deutschen Martyrologium des 20. Jahrhunderts»⁴⁷. Auch Kitzelmans ehemalige Schule, das Johann-Michael-Sailer-Gymnasium in Dillingen, gedachte seiner. Im Mai 1986 wurde eine Gedenktafel enthüllt:

<p style="text-align: center;">«Michael Kitzelmann Abiturient des Jahrgangs 1936 Hingerichtet am 11. Juni 1942 Er starb für die Freiheit des Denkens und Glaubens»</p>
--

Schliesslich wird auch in der Wanderausstellung der Bundeswehr «Aufstand des Gewissens» ein Bild von Leutnant Kitzelmann gezeigt. Deren Katalog zitiert unter anderem diese empörte Äusserung Kitzelmanns: «Wenn diese Verbrecher siegen, mag ich nicht mehr leben.»⁴⁸ Die katholische Friedensbewegung «Pax Christi» forderte im Februar 1988 die Umbenennung der «Generaloberst-Dietl-Kaserne»⁴⁹ in Füssen in «Leutnant-Kitzelmann-Kaserne». Es zeigte sich freilich, dass Leutnant Kitzelmann für die Bundeswehr nicht traditions würdig ist.⁵⁰

Anmerkungen

- 1 Mein Dank gilt OStR Reimar Güthner, Kaufbeuren, für seine tatkräftige Unterstützung sowie für seine wertvollen Hinweise.
- 2 Helmut Witetschek, Michael Kitzelmann, in: Helmut Moll (Hg.), Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts, hg. im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz, Bd. I, Paderborn 1999, S. 58. Bei der Vorstellung dieser Publikation am 18. November 1999 führte Karl Lehmann, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, aus: «Grössenwahn und Ideologie von Blut und Boden, Machthunger und verbrecherische Menschenverachtung prägten die Zeit des Nationalsozialismus. [...] Soldaten wurden in kaum lösbare Gewissenskonflikte gestürzt und in die Untaten des Zweiten Weltkrieges und der Gewalt verstrickt. Gleichwohl wuchs die Zahl derjenigen, die sich über Hitlers Verbrechen empörten, von Jahr zu Jahr.»
- 3 Gespräch mit Dr. Karl Hörmann, Dillingen an der Donau, am 25. Januar 2002.
- 4 Am 2. Juli 1933 schrieb Franz von Papen als Unterhändler bei den Konkordatsverhandlungen an Adolf Hitler: «Schliesslich haben wir im Zusatzprotokoll eine dahingehende Bestimmung aufgenommen [...] im Falle, dass Deutschland die allgemeine Wehrpflicht wieder einführt.» In: Alfons Kupper (Hg.), Staatliche Akten über die Reichskonkordatsverhandlungen 1933, Mainz 1969 (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: Quellen, Bd. 12), S. 30.
- 5 Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933-1945, bearbeitet von Bernhard Stasiewski, Mainz 1968 (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A, Bd. 5), S. 240f.
- 6 Hanns Johst (1890-1978) legte in seinen Schriften ein Bekenntnis zur NS-Weltanschauung ab. Von 1935-45 war er Präsident der Akademie für Deutsche Dichtung und der Reichsschrifttumskammer. Als «Hauptschuldiger» im Berufungsverfahren nach dem Ende des Dritten Reiches wurde er zu Arbeitslager und zehnjährigem Publikationsverbot verurteilt.
- 7 Hanns Johst, Vom neuen Drama, hier zitiert nach: Sabine Behrenbeck, Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole, Vierow 1996, S.243.
- 8 Walter Flex, Der Wanderer zwischen beiden Welten, Kiel 1993 (unveränderte Neuauflage), S.48.

- 9 Ebd., S. 97.
- 10 Anne Franke/Inge Petrich, Die Entwicklung der Inhalte des Deutschunterrichts; in: Festschrift zur Feier des vierhundertfünfzigjährigen Bestehens des Johann-Michael-Sailer-Gymnasiums, Dillingen an der Donau 2000, S. 201.
- 11 Vgl. hierzu: Witetschek, Kitzelmann [wie Anm. 2], S. 58.
- 12 Hirtenwort des deutschen Episkopats vom 24. Dezember 1936; hier zitiert nach: Thomas Breuer (Hg.), Dem Führer gehorsam. Wie die deutschen Katholiken von ihrer Kirche zum Kriegsdienst verpflichtet wurden, Oberursel 1989 (= Publik-Forum Materialmappe), S.9. Weiterführend hierzu: Thomas Breuer, Gehorsam, pflichtbewusst und opferwillig. Deutsche Katholiken und ihr Kriegsdienst in der Wehrmacht, in: Stimmen der Zeit 1/1999, S. 37-44.
- 13 Hans Hümmeler, Michael Kitzelmann: Mensch – Soldat – Christ, St. Ottilien 2000, S. 42 (1. Auflage o. J., Privatdruck Ludwig Fischl, Lederdom).
- 14 Ebd., S. 43.
- 15 Verordnungsblatt des katholischen Feldbischofs der Wehrmacht, 1. September 1939; hier zitiert nach: Breuer, Führer [wie Anm. 12], S. 21.
- 16 Hümmeler, Kitzelmann [wie Anm. 13], S. 48.
- 17 Vgl. hierzu ebd.
- 18 Breuer, Führer [wie Anm. 12], S. 14.
- 19 Hier zitiert nach Georg Denzler, Widerstand oder Anpassung? Katholische Kirche und Drittes Reich, München 1984 (SP 294), S. 82. Siehe hierzu auch Walter Adolph, Geheime Aufzeichnungen aus dem nationalsozialistischen Kirchenkampf 1935-1943, Mainz 1979 (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: Quellen, Bd. 28).
- 20 Hümmeler, Kitzelmann [wie Anm. 13], S. 61.
- 21 Ebd., S. 64.
- 22 Ebd., S. 66.
- 23 Gespräch mit Hans Menhofer, Buchloe, am 10. Oktober 2001.
- 24 Zitiert in: Gerd R. Ueberschär/Wolfram Wette (Hg.), Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion. «Unternehmen Barbarossa» 1941, Frankfurt am Main 1991, S. 269. Siehe auch Lutz Lemhöfer, Gegen den gottlosen Bolschewismus. Zur Stellung der Kirchen zum Krieg gegen die Sowjetunion, in: ebd., S. 67-83.
- 25 Hümmeler, Kitzelmann [wie Anm. 13], S. 77.
- 26 Gemeinsamer Hirtenbrief der am Grabe des hl. Bonifatius versammelten Oberhirten der Diözesen Deutschlands: Die Bedrückung der Kirche in Deutschland, 26. Juni 1941, hier zitiert nach Breuer, Führer [wie Anm. 12], S. 17.
- 27 Hümmeler, Kitzelmann [wie Anm. 13], S. 91 f.
- 28 Ebd., S.96f.
- 29 Vgl. hierzu auch: Hannes Heer, Lemberg 1941: Die Instrumentalisierung der NKWD-Verbrechen für den Judenmord, in: Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär (Hg.), Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert, Darmstadt 2001, S. 165-177.
- 30 Hümmeler, Kitzelmann [wie Anm. 13], S. 80.
- 31 Siehe hierzu Rolf-Dieter Müller, Das «Unternehmen Barbarossa» als wirtschaftlicher Raubkrieg; in: Ueberschär/Wette, Überfall [wie Anm. 24], S. 125-157. Zu den «Kahlfrasszonen» siehe Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944, Hamburg 2002, S. 287 ff.

- 32 Hümmeler, Kitzelmann [wie Anm. 13], S. 84.
- 33 Denkschrift des Deutschen Episkopats an die Reichsregierung vom 10. Dezember 1941, in: Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933–1945, bearbeitet von Ludwig Volk, Mainz 1983 (=Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: Quellen, Bd. 34), S. 651.
- 34 Hümmeler, Kitzelmann [wie Anm. 13], S. 87.
- 35 Ebd., S. 88.
- 36 Antwortschreiben des Krankenbuchlagers Berlin vom 8. August 2001 auf meine Anfrage zu Leutnant Kitzelmann: »Bei uns liegen keine Krankenunterlagen über den Obengenannten vor. Wir nehmen an, dass die Unterlagen im 2. Weltkrieg oder in den Jahren danach verloren gegangen sind.«
- 37 BA-MA Freiburg, hier zitiert nach: Josef Fuchs/Karl Hofmann/Hans Thieme (Hg.), Christus! – nicht Hitler: Zeugnis und Widerstand von Katholiken in der Diözese Augsburg zur Zeit des Nationalsozialismus, St. Ottilien 1984, S. 72.
- 38 Hümmeler, Kitzelmann [wie Anm. 13], S. 93.
- 39 Ebd., S. 93 f. 1941 hatte Adolf Wagner, der »Despot von München«, die Entfernung der Kreuze aus den Klassenzimmern angeordnet. Dagegen protestierten die bayerischen Bischöfe in ihrem Hirtenwort vom 12. August 1941: »Schon das Verbot des Schulgebetes, aber noch mehr die Entfernung des Kreuzes, wird nicht bloß als Schmerz, sondern auch als Schmach empfunden.«
- 40 Stammkarte Kitzelmann, BA-ZNS Aachen-Kornelimünster. Falls die Akten des Feldgerichts nicht bereits an der Ostfront verschollen sind, so sind sie beim Brand des Heeresarchivs in Potsdam im Frühjahr 1945 verloren gegangen.
- 41 Hirtenbrief an die verwundeten und kranken katholischen Wehrmachtsangehörigen, 5. April 1942; hier zitiert nach Heinrich Missalla, Wie der Krieg zur Schule Gottes wurde. Hitlers Feldbischof Rarkowski. Eine notwendige Erinnerung, Oberursel 1997, S. 75. Zur Diskussion um Feldbischof Rarkowski siehe Johannes Güssen, Die Bedeutung der Katholischen Militärseelsorge, in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.), Die Wehrmacht. Mythos und Realität, München 1999, S. 503–524.
- 42 Hümmeler, Kitzelmann [wie Anm. 13], S. 128.
- 43 Ebd., S. 198.
- 44 Ebd., Anhang.
- 45 Gericht der Dienststelle Feldpost-Nr. 25294, siehe ebd., S. 117 f.
- 46 Karl Dieter Bracher (Hg.), Das Gewissen steht auf. Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand 1933–1945, gesammelt und hg. von Annedore Leber, Mainz 1984, S. 21–24.
- 47 Witetschek, Kitzelmann [wie Anm. 2], S. 57–61.
- 48 Heinrich Walle (Hg. im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes), Aufstand des Gewissens. Militärischer Widerstand gegen Hitler und das NS-Regime 1933–1945. Katalog zur Wanderausstellung, 4. durchges. und wesentl. erw. Aufl., Berlin u. a. 1994, S. 128.
- 49 Fast auf den Tag genau 25 Jahre lang war Dietl ein treuer Gefolgsmann des »Führers« Adolf Hitler. Kurt J. Rossmannith MdB (CSU) beteuerte am 18. Januar 1993 gegenüber dem damaligen Bundesminister der Verteidigung Volker Rühe (CDU): »Generaloberst Dietl war und ist für mich auch heute noch Vorbild in menschlichem und soldatischem Handeln.« Von Januar bis Juni 1998 war Rossmannith Vorsitzen-

der des Untersuchungsausschusses zur Aufklärung der rechtsradikalen Vorfälle in der Bundeswehr. Sieben Jahre lang hatten das Bundesministerium der Verteidigung (Fü S I 4) und der «Kameradenkreis der Gebirgstruppe» einen hinhaltenden Abwehrkampf um die Traditionswürdigkeit von Nazi-General Dietl geführt. Am geschichtsträchtigen 9. November 1995 wurde die Füssener Kaserne endlich in «Allgäu-Kaserne» umbenannt. Siehe hierzu: Jakob Knab, Generaloberst Eduard Dietl, in: Gerd R. Ueberschär (Hg.), *Hitlers militärische Elite*, Bd. II: Vom Kriegsbeginn bis zum Weltkriegsende, Darmstadt 1998, S. 28-36.

- 50 Begrüssenswert sind die Einsichten der deutschen Bischöfe zur Traditionspflege und zur Erinnerungsarbeit in ihrem Friedenswort «Gerechter Friede» vom 4. Oktober 2000: «Deswegen braucht es persönliche Wahrhaftigkeit und historische Sorgfalt, vor allem aber den politischen Willen, eine Kultur des Gedenkens zu fördern, in der auch der Gefahr einer selektiven Erinnerung entgegengewirkt wird. [...] Der Gewalt vorbeugen heisst auch, eine Tradition gemeinsamer Vorbilder begründen, in denen sich eine gemeinsame Zukunft verkörpert. In ihr und durch sie formt sich eine verbindende Identität.»



Füsilier Stefan Hampel (Dokumentations- und Informationszentrum Torgau)

Ein Augenzeuge des Judenmords desertiert Der Füsilier Stefan Hampel

von Wolfgang Oleschinski

Im Januar 1991 fand in Aachen eine Kunstausstellung zum Thema Desertion im Zweiten Weltkrieg statt. Ein älterer Herr aus der Nachbarschaft interessierte sich dafür – wie sich heraus stellte, war er selbst wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilt worden. Spontan erklärte er sich bereit, erstmals öffentlich über die Umstände seiner Desertion zu berichten.¹ So erschien zur Veranstaltung am nächsten Tag ein beeindruckender alter Herr im schwarzen Wintermantel mit Pelzkragen, Hut und Stock, dem das Publikum in atemloser Spannung zuhörte. Der Fall des einfachen Soldaten Stefan Hampel, den die Gräueltaten deutscher Polizei- und SS-Verbände zur Fahnenflucht veranlassten, zeigte das Ausmass existenzieller Erschütterung durch die bis dahin nicht gekannte Grausamkeit der planmässigen Ermordung der jüdischen Bevölkerung Osteuropas.

Stefan Hampel wurde am 23. November 1918 in Wilna geboren. Seine ersten Lebensjahre verbrachte er auf einem Gut seiner Mutter bei Grodno im nordöstlichen Polen der Zwischenkriegszeit. Die Verbindung der Eltern war, so ist zu vermuten, unter den Umständen der deutschen Besatzungsverwaltung dieses Gebietes im Ersten Weltkrieg zustande gekommen. Seine Mutter war Polin, der Vater ein deutscher Polizeioffizier. Als einziges Kind aus dieser Ehe, die Mitte der 20er Jahre scheiterte, litt Stefan Hampel sehr unter der Trennung, lebte bald bei der Mutter, bald beim Vater oder den väterlichen Grosseltern. Die Grundschule besuchte er in Breslau, Berlin und Oppeln. Nach der Scheidung der Eltern 1927 wohnte er bei seinem Vater in Gleiwitz (Oberschlesien), mit dem er ebenso wenig auskam wie mit dessen zweiter Ehefrau. Dort besuchte er die Oberrealschule, die er als Schüler der Obertertia 1933 verliess.

Zuletzt war er auch verschiedentlich von Zuhause weggelaufen und hatte

versucht, wieder Kontakt zu seiner Mutter in Polen zu bekommen. Da auch seine Eltern ihn gern abschieben wollten, eine geeignete Lehrstelle mit Wohnung aber nicht zu finden war, verpflichtete sich Stefan Hampel vom 1. Juni 1934 an für zehn Monate zum damals noch freiwilligen Arbeitsdienst. Obwohl er mit fünfzehn Jahren der Jüngste unter seinen Kameraden war, schien er sich dort wesentlich wohler zu fühlen als bei seinen Eltern.

In der Folgezeit lebte er von Gelegenheitsarbeiten. 1937 besuchte Hampel seine Mutter in Grodno. Er hatte keine deutsche Reiseerlaubnis, wie sie damals erforderlich war, und fiel auch den polnischen Behörden auf. Er wurde vier Wochen inhaftiert und sollte künftig kleine Spionageaufgaben erfüllen. Hampel ging allerdings nur zum Schein darauf ein und meldete den Vorfall sowie alle späteren Versuche der Kontaktaufnahme des polnischen Geheimdienstes nach der Entlassung sofort der Spionageabwehr in Königsberg.

Obwohl er die Oberrealschule abgebrochen hatte, nicht zuletzt, um der quälenden familiären Situation zu entkommen, tat er alles, um einen Abschluss zu erreichen. Nach dem Ablegen einer Sonderprüfung schrieb er sich wenige Tage vor seinem zwanzigsten Geburtstag im November 1938 zum Studium an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin ein. Er wollte «Pressekorrespondent mit den Fachgebieten Aussenpolitik und Wirtschaft» werden. Dafür hatte er ein zweisemestriges Vorseminar erfolgreich absolviert, das die Zulassung zu diesem Institut, einem anspruchsvollen Reformprojekt der Weimarer Republik – durch die Nationalsozialisten freilich längst gleichgeschaltet – auch ohne allgemeine Hochschulreife ermöglichte. Nach dem ersten Semester musste er aus Geldmangel pausieren und fuhr nach Allenstein (Ostpreussen) in der Hoffnung, eine finanzielle Unterstützung für das weitere Studium von seinem Vater zu erhalten – erfolglos. Schliesslich fand er dort als Werkstudent Arbeit im Büro einer Spedition.

Doch bereits am 2. Mai 1939 wurde Stefan Hampel von der Gestapo festgenommen und vor dem Sondergericht Königsberg nach dem «Heimtücke-Gesetz» angeklagt. «Die Verhaftung gründete sich auf Äusserungen, die ich damals getan hatte über Presseverlautbarungen und in denen ich den Standpunkt vertreten hatte, man suche nach einem Grund für einen Krieg, und in

denen ich weiterhin gegen die Rasseidee der SS mich ausgesprochen hatte.»² Die Kriegsstimmung riss ihn auch zu folgenden Äusserungen hin: Es sei ihm egal, ob Berlin oder Warschau seine Hauptstadt sei, Deutschland habe nur allein Schuld am Kriege, der Führer habe das Münchner Abkommen gebrochen.³ Erst nach mehr als einem Jahr kam er am 11. Mai 1940 ohne Verurteilung aus dem Gerichtsgefängnis Allenstein frei.

Nach der Entlassung arbeitete Stefan Hampel bei der Reichsbahn, bis er Anfang September 1940 zur Wehrmacht einberufen wurde, zunächst zur Nachrichten-Ersatz-Abteilung I in Königsberg, wo er zum Funker ausgebildet werden sollte, später bei verschiedenen anderen Einheiten in Ostpreussen.

Im Sommer 1941 erfuhr er, dass seine Mutter sowie deren Schwester und ein Onkel von sowjetischen Sicherheitsorganen verschleppt worden waren. Nach dem deutschen Überfall auf Polen war der östliche Landesteil, in dem der Besitz der Mutter lag, unter sowjetische Verwaltung gekommen. Nach dem Angriff auf die Sowjetunion rückten dort deutsche Truppen ein.

Da er sich sehr um ihr Schicksal sorgte, nutzte Stefan Hampel im Mai 1942 einen mehrwöchigen Urlaub, um nach dem Verbleib seiner Mutter zu forschen, die zuletzt in Grodno gelebt hatte. Dabei wurde er in Wassilischki, einem kleinen Ort etwa 70 Kilometer nordöstlich von Grodno, Zeuge einer Massenerschliessung von Juden durch Polizei- und SS-Einheiten. Die Gegend war ihm bekannt, denn in der Nähe lag eines der mütterlichen Güter, auf dem Verwandte gelebt hatten. In einem Lebenslauf, an dessen Handschrift man die Erschütterung über das Erlebte unschwer erkennt und der sich in den Untersuchungsakten befindet, beschrieb er den Grund für die Entscheidung, nicht mehr zu seiner Truppe zurückzukehren:

«Auf diesem Urlaub hatte ich auch das Erlebnis, welches dann den mittelbaren Anlass zu meiner Tat gab. Voriges Jahr im Mai wurde in Weissrussland eine Aktion durchgeführt, wobei durch ein Mordkommando (wie sich die Angehörigen des Kommandos selbst nannten) bestehend aus Polizei und SS alle dort lebenden Juden abgemordet wurden. Um den ungeheuren Eindruck, den dieses Erlebnis bei mir hinterliess, verständlich zu machen, möchte ich hier

kurz schildern, wie diese Aktion vor sich ging. Am Vormittag traf das Kommando auf Lastwagen und Krafrädern in Wassilischki ein, bereits aus einer anderen Stadt kommend, wo sie am frühen Morgen bereits alle dort lebenden Juden abgeschossen hatten.⁴ In Wassilischki war das Ghetto bereits seit einigen Tagen hermetisch gesperrt und auf einem freien Platz ein Riesengrab geschaufelt. Im Ghetto wurden nun alle Juden auf der Hauptstrasse zusammengetrieben, wo sie sich in Kolonnen familienweise niederknien mussten. Dann wurden sie durch einen dichten Kordon Polizisten bis kurz vor das Massengrab gejagt. Wer nicht schnell genug wollte, besonders alte Frauen und Kinder, wurde bereits auf diesem Wege abgeschossen. Die Strasse war nachher übersät mit diesen Leichen. Vor dem Massengrab angekommen, mussten sich die 2'000 Juden dann auf den Bauch legen, familienweise mussten sie dann aufstehen und passierten dann eine Kommission bestehend aus Herren der Zivil Verwaltung, welche ihnen Geld, Schmuckstücke usw. abnahm und sie dann mit der Lederpeitsche weiterjagte. Dann mussten sie sich bis auf das Hemd entkleiden und in das Grab hineinsteigen. Besonders entsetzlich wirkte es auf mich, weil das alles schweigend vor sich ging. Die Juden waren so benommen, dass sie schweigend, sich fest umschlungen haltend, ins Grab stiegen, manche Kinder lachend wie im Spiel, sie begriffen nicht, worum es ging, bis sie auch mit einem Fusstritt hinabbefördert wurden. Viele Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust. Ein Polizist des Mordkommandos erlitt, obwohl er doch solche Bilder schon gewöhnt sein musste, einen Nervenzusammenbruch und wurde schreiend fortgeschafft. Dieses Erlebnis machte auf mich einen besonders tiefen Eindruck, weil ich immer daran denken musste, was die Russen mit den Angehörigen deutscher Soldaten machen werden, wenn sie erfahren, was wir mit ihren Staatsangehörigen gemacht haben.»⁵

Die Erschütterung durch die Mordaktion in Wassilischki wurde zum Wendepunkt in der Biographie Stefan Hampels. Er entschied sich für die Desertion und brachte sich damit in Lebensgefahr. Vom gesamten Ausmass der Judenvernichtung im Generalkommissariat Weissruthenien war dieses ungeheuerliche Geschehen jedoch nur ein kleiner Ausschnitt. Im Rahmen einer Grossaktion wurden alle Ghettos im Gebietskommissariat Lida am 8. Mai 1942 um-

stellt und innerhalb von fünf Tagen mehr als 16'000 Juden erschossen. Das «Mordkommando» erreichte Wassilischki am 10. Mai. Hampels Schätzung der Anzahl der Opfer ist erstaunlich genau: Die Akten nennen 2159 getötete Juden.⁶

Die Befürchtung, das Leben seiner Mutter habe unter sowjetischer Herrschaft ein ähnliches Ende gefunden, liess Hampel von nun an nicht mehr los. Hinzu kam noch eine unerwartete Begegnung: Als Hampel am Rande des Marktplatzes in Wassilischki stand, erkannten ihn zwei jüdische Freundinnen seiner Cousine. Seiner Uniform wegen mussten sie ihn in dieser Situation für einen Beteiligten an der Mordaktion halten. Ihr entgeistertes «Der Herr Hampel...!» beunruhigte ihn noch Jahrzehnte später.⁷

Am 9. Juni 1942 nutzte Hampel einen zweitägigen Sonderurlaub, um erneut nach Grodno zu fahren, verbrannte dort im Wald seine Uniform und kehrte nicht mehr zu seiner Einheit zurück. Zivilkleidung hatte er noch im Haus seiner Mutter gefunden, ebenso einen Pelzmantel und eine Uhr, die er versetzte. So stand er nicht ganz mittellos da. Er streifte ziellos umher, bis er das Vertrauen einer polnisch-litauischen Partisanenorganisation fand. Als einziger Deutscher und einziger Deserteur unterstützte er sie fast ein Jahr lang dabei, geflohene sowjetische Kriegsgefangene und Juden zu verstecken. Vor dem Hintergrund der Grausamkeiten der deutschen Besatzungsverwaltung gegenüber diesen beiden Gruppen muss das illegale Leben eine fast unerträgliche Anspannung gewesen sein. Stefan Hampel hat dies ausführlich geschildert:

«Die Zeit, da ich als Fahnenflüchtiger vor meiner Verhaftung illegal lebte, war für mich besonders schwer, da ich mich aus Gründen der politischen Überzeugung nicht dazu entschliessen konnte, mich den sowjetrussischen Partisanen anzuschliessen, obwohl das damals mit unschätzbaren Vorteilen für mich verbunden gewesen wäre. So war ich gezwungen, dieses Jahr der Illegalität bei Menschen guten Willens, Nationalpolen, Litauern und Weissruthenen versteckt zu leben. Diese Leute, meist selbst schon halb verhungert, da die Versorgung der städtischen Zivilbevölkerung in den besetzten Ostgebieten katastrophal war, teilten nicht nur ihre unzureichenden Lebensmittel mit mir, sondern riskierten auch ihre und ihrer Angehörigen standrechtliche Erschiessung,

falls ich bei einer der häufigen Kontrollen in ihrer Wohnung angetroffen würde. Gerade zu dieser Zeit wurden in Wilna und Umgebung dauernd Zwangsrekrutierungen von Ostarbeitern für Deutschland vorgenommen, wobei – meistens des Nachts – ganze Strassenzüge von deutscher Polizei und einheimischer Miliz besetzt und dann die Wohnungen durchkämmt wurden. Welche unerhörte seelische Belastung das für mich, aber vor allem für meine selbstlosen Helfer bedeutete, ist wohl jedem Einsichtigen bewusst, weshalb ich es mir hier ersparen kann, Hunderte von gefährlichen – und nicht allein für mich gefährlichen – Situationen zu schildern. Ich stand in den Fahndungsbüchern, besass keine ordentlichen Papiere, keine Lebensmittelkarten, keine feste Wohnung. Gefälschte Papiere konnte ich mir erst beschaffen, als ich mich entschloss, von Wilna aus quer durch Deutschland, in dem jeder Zug vom SD kontrolliert wurde, nach der Schweiz zu gelangen.

Manchmal konnte ich wochenlang meinen Unterschlupf nicht verlassen, da während gewisser Zeiten die öffentlichen Kontrollen so rigoros gehandhabt wurden, dass sogar unbelastete Einheimische es vorzogen, im Hause zu bleiben.

Als ich einmal, durch die mangelhafte und schlechte Kost und die ständige seelische Erregung, mir eine schmerzhaft und langwierige Magenerkrankung zuzog, konnte ich erst nach Wochen einen vertrauenswürdigen Arzt aufsuchen und dann keine Medikamente erhalten. Übrigens ist dieses Magenleiden erst später im WUG [Wehrmachtuntersuchungsgefängnis] ärztlich behandelt worden.»⁸

Ein Ende der lebensgefährlichen Situation war nicht abzusehen: «Wir haben im Untergrund gewartet und waren verzweifelt: Was sagt die Kirche, was der Papst? Der Papst schwieg. Und das Internationale Rote Kreuz schwieg auch.»⁹

So reiste Stefan Hampel am 30. April 1943 per Bahn mit dem Ziel Genf von Wilna nach Freiburg (Breisgau), um im Auftrag seiner Gruppe das Internationale Komitee vom Roten Kreuz in der Schweiz über die deutschen Verbrechen im Osten zu informieren. Die notwendige Genehmigung zur Reise in das Reichsgebiet erwirkte er mit seinem alten Reichsbahnausweis. Überdies hatte er sich eine Reichsbahnuniform besorgt, in der Hoffnung, darin während der Fahrt nicht so streng kontrolliert zu werden.

Im Hotel musste er sich allerdings unter seinem richtigen Namen anmelden, denn ein Litauer hätte die Reichsbahnuniform nicht tragen dürfen. So nahm ihn die Kriminalpolizei noch am 7. Mai 1943 – in der ersten Nacht, kurz vor dem Ziel – fest, schliesslich war er seit einem Jahr als fahnenflüchtig zur Fahndung ausgeschrieben. Im Wehrmachtgefängnis Freiburg vernahm ihn der Standortälteste, tags darauf die Kriminalpolizei. Er verwickelte sich in Widersprüche, behauptete, er sei ein Litauer auf Arbeitssuche. Tatsächlich hatte er sich in Wilna einen falschen litauischen Ausweis auf den Namen Steponas Paskevicius besorgt, den er nach dem Mädchennamen seiner Mutter gewählt hatte. Weiterhin hatte er zwei Kartenblätter des Grenzgebietes zur Schweiz bei sich, die den Verdacht nahe legten, er habe vorgehabt, dorthin zu desertieren.

Zunächst in die Wehrmachtarrestanstalt Gumbinnen gebracht, wurde Hampel bald darauf in das Wehrmachtuntersuchungsgefängnis Lehrter Strasse nach Berlin verlegt. Er wurde wegen Fahnenflucht und zusätzlich wegen Wehrkraftersetzung angeklagt, weil er sich in der Untersuchungshaft eine Schnitt Verletzung zugefügt hatte, die als Selbstverstümmelung angesehen wurde.

Am 11. August 1943 verurteilte das Gericht der Wehrmachtkommandantur Berlin Stefan Hampel wegen Fahnenflucht zum Tode, zum Verlust der Wehrwürdigkeit und der bürgerlichen Ehrenrechte. Vom Vorwurf der Selbstverstümmelung wurde er freigesprochen. Dieses Urteil wurde am 21. April 1944 bestätigt. Da Hampel selbst und ein Onkel väterlicherseits Gnadengesuche eingereicht hatten, auch das ärztliche Gutachten sich dafür aussprach, ihm eine Chance zur Wiedergutmachung zu geben, wurde die Todesstrafe am 27. Juli 1944 in 15 Jahre Zuchthaus umgewandelt und Stefan Hampel in das Strafgefangenenlager Börgermoor im Emsland überstellt. «Da ich durch die vorangegangene lange Haft schon stark unterernährt war, kriegte ich hier schnell Hungerödeme. Morgens hatte ich einen Wasserkopf, abends unförmig geschwollene Beine. [...] Plötzlich erschien eines Tages eine Wehrmachtkommission, natürlich in Zivil, um die Häftlinge auf noch vorhandene Wehrtauglichkeit zu mustern. Ihr Tauglichkeitsanspruch kann nicht sehr hoch gewesen sein, da es meinen Kameraden gelang, mich mit einigen Tricks erfolgreich durchzuschleusen. Bei uns Häftlingen handelte es sich natürlich nicht um be-

geisterte Wehrbereitschaft, sondern um den Vorsatz, irgendwie dem sicheren Lagertode zu entrinnen, um vielleicht irgendwo den Krieg zu überleben.»¹⁰

Tatsächlich wurde Hampel im November 1944 in das Wehrmachtgefängnis Torgau-Fort Zinna verlegt, wo die verurteilten Soldaten vor dem Einsatz auf ihre Eignung für die Bewährungstruppe 500 überprüft wurden.

Bei Cosel an der Oder geriet Hampel im Februar 1945 in sowjetische Kriegsgefangenschaft, aus der er jedoch im Juni 1945 flüchten konnte. Im Kriegsgefangenenlager in Minsk habe er erstmals militärische Karriere gemacht, weil er zum Stubenältesten ernannt wurde, sagte er später. Überdies sei es ihm als «Gesellenstück in Gefangenschaft» gelungen, dem russischen Lagerverwalter zwei Säcke Zucker zu stehlen, die er dann bei dessen Ehefrau in der Feldküche gegen Brot, Speck und Zigaretten eintauschte.¹¹ Der Rückweg nach Deutschland führte ihn noch über ein polnisches Lager bei Warschau, dann über die Slowakei nach Budapest. Zusammen mit anderen Deutschen wurde er nach Österreich abgeschoben. In Wien lebte er fast ein ganzes Jahr, bevor er – erneut illegal – im Dezember 1946 nach Berlin gelangte. «In Berlin habe ich dann Schwarzhandel betrieben und habe dann bis 1950 mich als An- und Verkäufer für Juwelenhändler betätigt.»¹² Offenbar gab es keine Möglichkeit, ein Stipendium zu erhalten, das ihm das angestrebte Volkswirtschafts Studium ermöglicht hätte. So ging Stefan Hampel 1951 nach Westdeutschland, arbeitete als Kleingewerbetreibender, Hotelportier, Wachmann bei den Briten, Lagerarbeiter: Eine bürgerliche Existenz konnte er sich auch hier nicht aufbauen.

Für seine wehrmichtsgerichtliche Verurteilung wegen Desertion interessierte sich lange Jahre niemand, und er sprach auch nicht darüber. Mit grossem Beharrungsvermögen erreichte Stefan Hampel die Anerkennung als Verfolgter des Nationalsozialismus, eine Entschädigungszahlung und eine geringe Rente. Weil er keinerlei Unterlagen über seine Verurteilung und seine Ausbildung besass, hatte er viele Erklärungen abzugeben, und natürlich auch Ressentiments gegen den verurteilten Deserteur oder den Zonenflüchtling zu ertragen. Als die Entschädigungsbehörde sich fragte, ob man ihm nicht jede

Zahlung versagen müsse, weil er dem Nationalsozialismus Vorschub geleistet habe – wegen Mitgliedschaft in der Hitlerjugend –, konterte er damit, dass Rudolf Diels, der Mitbegründer der Gestapo, monatlich mehrere Hundert DM Wartegeld beziehe und Antrag auf Höhergruppierung gestellt habe, obwohl die Gestapo zur verbrecherischen Organisation erklärt worden sei, die Hitlerjugend dagegen nicht.¹³ Seit 1954 lebte Stefan Hampel in Aachen, wo er am 4. August 1998 fast achtzigjährig starb.

Anmerkungen

- 1 Bernd Müllender, *Deserteur in Deutschland – ein Leben lang Aussenseiter*, in: taz, die tageszeitung, 22. Januar 1991.
- 2 Vernehmung am 22. Dezember 1952. Entschädigungsbehörde Düsseldorf, Entschädigungsakte 74203, Bl. 75.
- 3 Vgl. das medizinische Gutachten des Universitätsinstituts für gerichtliche Medizin und Kriminalistik, Berlin, vom 10. Februar 1944, S.7f. in der Untersuchungsakte BA ZNS, RW 55/2076; im Bundesarchiv, Zentrale Nachweisstelle Aachen-Kornelimünster.
- 4 Hierbei handelt es sich wahrscheinlich um Radun, vgl. Christian Gerlach, *Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weissrussland 1941 bis 1944*, Hamburg 1999, S. 696, sowie die Schilderung in Abraham Aviel-Lipkunsky, *A Village Named Dowgalishok*, S. 73 ff., <http://www.danacode.co.il/files/dogcontents/htm>, 6. November 2002.
- 5 Auszug aus dem handschriftlichen «Lebenslauf» vom 11. Mai 1943, den Hampel im Wehrmachtgefängnis Freiburg (Breisgau) niederschrieb. Untersuchungsakte [wie Anm. 3] unpag.
- 6 Gerlach, *Kalkulierte Morde* [wie Anm. 4], S. 695 ff.
- 7 Mündliche Mitteilung an den Verfasser, 9. Juni 1998.
- 8 Schreiben Hampels vom 3. Februar 1955, Entschädigungsakte [wie Anm. 2], Bl. 61 ff.
- 9 Müllender, *Deserteur* [wie Anm 1].
- 10 Fietje Ausländer (Hg.), *Verräter oder Vorbilder? Deserteure und ungehorsame Soldaten im Nationalsozialismus*, Bremen 1990, S. 194 f. Hinter Stefan Harder, dem Verfasser des Beitrags «Fremdkörper. Ein Brief», verbirgt sich Stefan Hampel.
- 11 Müllender, *Deserteur* [wie Anm 1].
- 12 Vernehmung am 22. Dezember 1952. Entschädigungsakte [wie Anm. 2], Bl. 75.
- 13 Ebd., Bl.5L

Kriegserfahrungen der Sanitätsfeldwebel im Sommer 1942 Impulse für den Widerstand der «Weissen Rose»

von Detlef Bald

«Nichts ist eines Kulturvolkes unwürdiger, als sich ohne Widerstand von einer verantwortungslosen und dunklen Trieben ergebenden Herrscherclique ‚regieren‘ zu lassen. Ist es nicht so, dass sich jeder ehrliche Deutsche seiner Regierung schämt [...], wenn einst der Schleier von unseren Augen gefallen ist und die grauenvollsten und jegliches Mass unendlich überschreitenden Verbrechen ans Tageslicht treten?» Mit diesen Worten protestierten Hans Scholl und Alexander Schmorell im ersten Flugblatt der «Weissen Rose» am 27. Juni 1942 gegen das NS-Regime.

Vier Wochen später, Ende Juli, fuhren Hans Scholl, Alexander Schmorell, Wilhelm Graf, Jürgen Wittenstein und Hubert Furtwängler für drei Monate zur Famulatur, zur «ärztlichen Weiterbildung der Medizinstudenten», in den Krieg an die Ostfront.¹ Graf, der mit Beginn des Sommertrimesters in München zu dieser Freundesgruppe gestossen war, begleitete sie in die «Schrecken des russischen Krieges».² Diese hatte er bereits im vorangegangenen Winter erlebt und «in diesen Wochen» in München verwundert entdeckt, «in welcher Beziehung diese zurückliegende Zeit mich selber verändert hat.»³ Das Studium konfrontierte ihn mit der «gespenstischen Friedens weit mitten im Krieg», wie Walter Jens den Kontrast zur Kriegswelt der Front bezeichnete und darin den Nährboden sah, auf dem dieser studentische Widerstand gedieh und «zu entschiedener Aktion» drängte.⁴

Methodische Bemerkungen

Die Motive der Mitglieder der «Weissen Rose» sind vor dem Hintergrund der Briefe und Tagebücher des Jahres 1942 vielfältig beleuchtet und im Hinblick auf ihre religiös-geistige Prägung, ihre jugendbündischen Bindungen und ihre literarischen Kenntnisse reflektiert worden. Diese Facetten bereicherten zweifellos die Weite des Denkens und Fühlens der Studenten. Aber ihr Einsatz an der Ostfront, der ja direkt vor der zweiten Phase ihres Widerstandes lag, wird in der Literatur zumeist nur beiläufig erwähnt, eher übergangen, oder mit der weit verbreiteten These verfälscht: «Das Politische wich einem ganz unpolitischen, romantischen Russlanderlebnis.»⁵ Auch besteht die Vorstellung, diese Zeit sei «unbeschwert, ja streckenweise idyllisch» gewesen, verlebt in einer «friedlichen Enklave zwischen Front und Hinterland.»⁶ Unrealistisch und leichtfertig verzerren derartige Bilder den Krieg an der Ostfront, wenn sie zu einer Art schwärmerischem Ritt nach Ostland bagatellisiert werden. Stattdessen erlebten sie die Brutalität der deutschen Besatzungsmacht und das Ausmass der Zerstörungen. Diese Erfahrungen wurden bislang nicht ausreichend historisch aufgearbeitet. Eine erste faktenreiche, auf den Wehrmachtsakten basierende Erweiterung des Wissens über diese Monate an der Front erbrachte, dass die «Weisse Rose» Krieg und Besatzungsherrschaft der Wehrmacht in vielen Facetten kennen lernte. Das Erlebnis der Lieder am Lager, das in der idealisierenden Interpretation als fröhliches Singen am Lagerfeuer verstanden wird, erweist sich demnach als Singen bei den Lagern der Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen. Die realgeschichtliche Analyse bestätigt daher das gegenteilige Urteil: «Das Erlebnis des nationalsozialistischen Raubkrieges hat mit Sicherheit zur Fortführung und Weiterentwicklung ihres Widerstandes beigetragen.»⁷ Daher kamen Impulse zum Wandel ihrer Einstellung. Nach dem Krieg sind sie anders als vor dem Krieg. Die «Flugblätter» an «alle Deutsche» von Januar 1943 zeigen ein gestärktes Bewusstsein von Politik und Aktion im Widerstand: Die Kriegserfahrungen in Russland gaben dieser «zweiten Phase» der «Widerstandsbewegung» in Deutschland das Profil.⁸

Um diese besonderen Anstösse herauszuarbeiten, werden hier die überlieferten Briefe und Tagebücher mit den Erfahrungen an der Ostfront und mit

der Besatzungspolitik der Wehrmacht im rückwärtigen Heeresgebiet verknüpft. Feldpostbriefe und Wirklichkeit der Kriegszeit – Text und Kontext – werden also aufeinander bezogen. Damit lässt sich die sonst übliche Interpretation von Feldpostbriefen erweitern, da diese im Fall der Feldwebel von identifizierten Personen stammen, deren Biographie bekannt ist.⁹

Die Studentenkompagnie

Am 20. März 1941 wurde die «1. Stud. Kompanie (Med.) München» aufgestellt. Sie gehörte zur Heeres-Sanitäts-Staffel München, Truppenteil der Sanitäts-Ersatz-Abteilung 7 im Wehrkreiskommando VII München. Die Sanitätsfeldwebel Alexander Schmorell, Hans Scholl, Wilhelm Graf, Jürgen Wittenstein, Raimund Samüller und Hubert Furtwängler – die Freundesgruppe der «Weissen Rose» im Sommer 1942 – waren auf diese militärische Weise an der Universität zusammengefasst. Sie wurden mit 23 weiteren Studenten zur Famulatur zur 252. Division abkommandiert. Vier von ihnen – Schmorell, Scholl, Graf und Furtwängler – bildeten dort «ein unzertrennliches Kleeblatt».¹⁰ Der Nächste in der Runde, ein alter Vertrauter Schmorells aus der Schulzeit auf dem Wittelsbacher Gymnasium, Christoph Probst (geboren am 6. November 1919 in Mumau), wurde, da er verheiratet war, als Sanitäts-Feldwebel zur Famulatur nach Innsbruck versetzt; er arbeitete bis Ende Oktober im Luftwaffen-Kurlazarett Eibsee bei Garmisch.¹¹

Alexander Schmorell (geboren am 16. September 1917 in Orenburg im Ural) hatte nach seinem Abitur 1937 Arbeits- und Wehrdienst abgeleistet, war in Österreich und im Herbst 1938 ins Sudetenland einmarschiert, begann im April 1939 das Studium der Medizin in Hamburg und nahm schon im April 1940 als Sanitäter des Infanterie-Regiments 315 am Krieg in Frankreich teil. Er machte mit Scholl im Winter 1941/42 die Vorbereitung zum Physikum; sie verbanden zunächst die gemeinsamen Erfahrungen im «Westfeldzug»; denn auch Scholl (geboren am 22. September 1918 in Ingersheim) kam nach dem Beginn des Studiums in München im April 1939 als Sanitäts-Unteroffizier nach Frankreich. Beide wurden im November 1940 zum Weiter Studium beurlaubt.

Wilhelm Graf (geboren am 2. Januar 1918 in Kuchenheim) hatte sein Studium der Medizin in Bonn kaum aufgenommen, als auch er als Sanitäter die Besatzung in Frankreich, an der Kanalküste und in Burgund, und ab März 1941 in Polen erlebte. Er sammelte extreme Kriegserfahrungen in der motorisierten Artillerieabteilung 740 der Heeresgruppe Mitte, bei der 2. Armee an der Südfront nahe Kiew und schliesslich ab September bei der Offensive gegen Moskau. Nach dem leidvollen Rückzug verbrachte er als Sanitäter bei der schweren Artillerie den Winter in der Nähe von Gshatsk; dort schrieb er seine berühmten Worte über die Gräuel: «Der Krieg gerade hier im Osten führt mich an Dinge, die neuartig und fremd wie nichts mir bisher Bekanntes sind.»¹² Wenige Monate später nahm Graf zum Sommertrimester das Studium wieder auf, wo er ab Mai allmählich Einzelne von der «Weissen Rose» kennenlernte.

Die Mitglieder der Studentenkompagnie kannten das Militär in Krieg und Besatzung. Es waren erfahrene Soldaten, «die durchweg schon an der Front gestanden waren, wobei nicht wenige von ihnen Tapferkeitsauszeichnungen erhalten hatten.»¹³ Sie verpflichteten sich, weil die Wehrmacht Ärzte benötigte und sie die «volle Eignung zum Offiziersanwärter» erfüllten.¹⁴ Am 15. Juli erfuhren sie, wenig begeistert, dass sie zur Feldfamulatur in den «Osten» geschickt würden.¹⁵ Eine Woche später, am 23. Juli um 11 Uhr, rollte der Zug aus dem Münchener Ostbahnhof. Die 29 Studenten erreichten nach Stationen in Warschau, Kowno, Wilna und Smolensk am 1. August Vjaz'ma, die «Frontsammelstelle» der 252. Division, an der Fernstrasse nach Moskau, kaum 70 Kilometer hinter der Front. Dort wurden sie auf die diversen Stationen und Einheiten aufgeteilt. Die «Weisse Rose» blieb im Kontakt. Vjaz'ma zeigte sich «im leichten Regen» im Kriegsalltag der Etappe: «Schmutz, Elend, deutsche Marschmusik, [...] Trümmer».¹⁶ Scholl konnte seinen Schock kaum verbergen: «Aber ich sehe [...] unser Werk, das grausam ist und Zerstörung und Verzweiflung heisst und das die Unschuldigen immer heimsucht.» Er fügte nachdenklich an, das seien die «letzten Auswirkungen» des totalen Krieges, «dem wir jetzt endlich erlegen sind.»¹⁷

In den ersten Tagen wurden alle in Gshatsk stationiert, nicht einmal zehn Kilometer hinter der Front, nahe der «Rollbahn» nach Moskau. Das Dröhnen der Geschütze begleitete den Tag, nachts leuchtete das Mündungsfeuer der Ar-

tillerie. Die Heeresgruppe Mitte hatte den Frontverlauf unter heftigsten Kämpfen halten können, rechnete aber im August mit einem Grossvorstoss der Roten Armee. Um Gshatsk konzentrierten beide Seiten starke Armeen. Der Beschuss durch Artillerie drohte nahezu überall. Graf, der bereits den vergangenen Winter hier verbracht hatte, notierte gleich nach der Ankunft: «Flucht in die Häuserwinkel [...], einige Aufregung», schlafen, «mitten im Dreck.»¹⁸

Anfang des Jahres schon hatten «schwere und opferreiche Abwehrkämpfe» mit riesigen Verlusten die Division regelrecht dezimiert und «gewaltige seelische Erschütterungen» bei den Überlebenden zur Folge gehabt.¹⁹ Auch die Sanitäts-Dienste wurden halbiert. 10 Ärzte, 30 Sanitäter und 70 Krankenträger, also fast eine gesamte Kompanie, waren zu ersetzen.²⁰ Das erklärt, warum die angehenden Mediziner aus München dorthin kamen. Frische Einheiten füllten im Frühjahr die 252. Division wieder auf 12'000 Soldaten auf; daneben lagen in ihrem Gebiet weitere 6'000, darunter 2'500 von der Luftwaffe.²¹ Bis Juli war es gelungen, die Front zu stabilisieren.²² Doch an zwei Flanken setzten seit dem 1. August erneut Angriffe ein.

Die Sanitätskompanie 1/252, bei der die Studenten der «Weissen Rose» arbeiteten, wurde im Sommer 1942 neu aufgebaut und reorganisiert. Am 12. Juni war der Haupt-Verbands-Platz von Gshatsk tief in die Wälder verlegt, wie Graf enttäuscht erkannte: zu weit von der Stadt, «abgeschlossen im Wald», ein Kilometer südlich der Eisenbahn und östlich der Strasse zur Autobahn, in der Nähe des Flughafens.²³ In einiger Entfernung davon wurde ein Feldlazarett für Seuchen errichtet, für Fleckfieber, Malaria und Ruhr. Dorthin kamen Scholl und Graf, obwohl der Umbau auch Mitte August noch nicht abgeschlossen war, weil der Nachschub nicht klappte. So blieb es «ohne Arbeit», wie die Sanitätsleitung resigniert festhielt: «Unterkünfte mangelhaft, Betten noch nicht eingetroffen.»²⁴

In den ersten Tagen hielt Graf das Kriegsgeschehen fest. «Nachts viel Lärm des Krieges.»²⁵ Die sowjetische Luftwaffe griff häufig an, «Lufttätigkeit» und «erhöhte Fliegertätigkeit» wurden sogleich gemeldet; am 5. August wurde sogar die Sanitätskompanie Opfer eines Tiefangriffs eines «russischen Jägers»: «Treffer von Bordkanone und MG im Lazarettgebäude und in der Wache.»²⁶ Gelassen bemerkte Graf, diese Kämpfe «störten» die Arbeit im Lazarett «im-

mer wieder» am Haupt-Verbands-Platz, wo täglich 50-70 Verwundete zu-
meist chirurgisch versorgt und für den Abtransport am nächsten Tag vorberei-
tet wurden. Die Wehrmacht hatte hohe Verluste. In Kürze stieg die Zahl der
Verwundeten auf einen «täglichen Durchgang von 260 Mann», so dass wegen
des «starken Anhaltens des Verwundetenzustroms» täglich zusätzlich ein La-
zarettzug von Gshatsk zum Abtransport der Verwundeten eingesetzt wurde.²⁷
Graf notierte: «Es bleibt sich alles gleich, die Chirurgen haben allerdings viel
zu tun.»²⁸ Da die Seuchenstation noch nicht funktionierte, arbeiteten die Sa-
nitätsfeldwebel aus München fast den ganzen August zur Unterstützung auf
dem Haupt-Verbands-Platz, «wo durch die heftigen Kämpfe augenblicklich
eine Menge Arbeit kommt, die manchmal nicht sehr erfreulich ist.»²⁹ Das war
kaum übertrieben. Denn die Abwehrkämpfe wurden verbissen geführt; allein
die 252. Division hatte im August beinahe 10 Prozent verloren, fast 800 Ver-
wundete, über 100 Vermisste sowie 159 Gefallene.³⁰

Dennoch lief die Famulatur systematisch an und gewann schon Mitte Au-
gust ihr volles Profil; neben der Arbeit als «Hilfsärzte» auf der chirurgischen
Station nahmen die Studenten regelmässig morgens und abends an den Visiten
teil, aber hörten auch Vorlesungen des Oberarztes – nach dem Lehrbuch
wurde sogar Säuglingsernährung³¹ behandelt – oder hatten zu lernen: «All-
mählich kleine Prüfungen auf der Station, die schon lehrreich sind, aber häss-
lich in ihrer Art.»³² Die belastende Arbeit auf dem Haupt-Verbands-Platz
blieb den ganzen August über. Graf über diese Wochen zusammenfassend im
Tagebuch: «So verging dieser Monat rasch, ohne Sensationen.»³³

Scholl hatte das Glück, auch den September in diesem kleinen Feldlazarett
mit seiner Seuchenabteilung, wo Schmorell an der russischen Diphtherie er-
krankte und völlig ausfiel, zu verbringen. Trotzdem notierte er, «hier fast
nichts zu tun»³⁴ zu haben, während Graf befürchtete, an die Front komman-
diert zu werden. Er wünschte nichts mehr, als «dass ich die ganze Zeit hier-
bleiben kann und nicht zur Truppe versetzt werde.»³⁵ Dennoch fiel am 1. Sep-
tember die Entscheidung, welche die räumliche Nähe des «Kleeblatts» erst
einmal zerriss. Graf und Furtwängler kamen, da es sogar nahe bei Gshatsk bei
den Kämpfen in der Durchbruchzone unter Ärzten und Sanitätern Verluste
gegeben hatte, für einen Monat zu dem etwa fünfzehn Kilometer entfernt lie-

genden Infanterie-Regiment 461, direkt in den Sanitätsbunker beim Gefechtsstand, zum Graben- und Stellungskrieg.³⁶ «Mächtiges Schiessen in der Gegend. [...] Einschläge. Es geht lebhaft zu. [...] Schnaps, Lärm. Eine Menge Verwundete.»³⁷ Dies sollte nicht die Ausnahme bleiben. Seit Ende Juli schon lief die ausgedehnte Offensive im gesamten Bogen gegen die Verbände der Heeresgruppe Mitte. Im Norden bis Rzev hatte die Wehrmacht auf 50 Kilometer Breite und bei Juchnow etwa 20 Kilometer Gelände aufgegeben und Ende August die «Beinahe-Katastrophe» einer umfassenden Einkesselung mit Mühe verhindert.³⁸ In dieser Situation – mit seit Langem zermürbten und zerschundenen Soldaten in neu errichteten Kampflinien – wurden die Sanitätsfeldweibel direkt an die Front geschickt.

Diese Realität fand im Tagebuch nur teilweise ihre Sprache. Graf vermied es, das kriegerische Handeln in seiner brutalen Destruktivität zu benennen und suchte stattdessen im feuchten Bunker die Natur zu beschreiben, ja geradezu zu beschwören, um so zwei Welten zu erfassen: «Das gelbe Laub vor dem klar blauen Himmel, von hellster Sonne beschienen!» Oder ein weiteres Beispiel, als die Sanitäter zwei Tage später einen Verwundeten nach hinten holten: «Ich schaue am Morgen immer wieder in die Bäume, die voller Schönheit sind. Ein leiser Wind spielt mit den Blättern [...]. Doch bald merkt man die Abgestorbenheit und Zerstörung durch den Laufgraben, er ist an vielen Stellen voller Wasser. Ein Blick hinüber zur anderen Seite, dort im Walde liegen die Russen, Artillerieeinschläge und Staubwolken drüben. Es liegt eine Beklemmung, eine Starre über der Landschaft, obwohl doch ein wundervoller Herbsttag ist. Der Kranke wird von uns weggebracht, kraftlos hängt er in unseren Armen. So laufen wir über das freie Feld.»³⁹ Graf war die Spannung seiner Beschreibung bewusst. Die Natur «voller Pracht» bot den Ausgleich zu Krieg und Verwüstung; die Natur gewährte Hoffnung auf Leben, wie er anfügte: «Man konnte dann für einige Augenblicke den Krieg vergessen.»⁴⁰ Graf und Furtwängler hatten das Glück, dass sie in eine Phase des Stellungskampfes an die Front gekommen waren, in der die Wehrmacht versuchte, den Frontverlauf zu stabilisieren.

Der Rücktransport nach Gshatsk zum Haupt-Verbands-Platz erfolgte mit Pferdewagen. Dort hiess es, Abschied nehmen von der Front, da Graf, Furt-

wängler und Schmorell, der halbwegs genesen war, ab 5. Oktober ins rückwärtige Lazarett bei Ssosnowka, etwa 20 Kilometer vor Vjaz'ma, versetzt wurden. Sie kamen nicht in ein zentrales Lazarett, «wo wir [...] mit grösserem Interesse gewirkt hätten», sondern in eine kleine Ortsstation, wo all ihre Kenntnisse gefordert waren, aber sich ihnen auch eine neue Aufgabe bot: die Versorgung der lokalen Zivilbevölkerung.⁴¹ Damit hatten die Sanitätsfeldwebel aus München den dritten Abschnitt der medizinischen Ausbildung im Krieg erreicht. Nach dem Haupt-Verbands-Platz mit der Seuchenstation (in Gshatsk) und der Erstversorgung direkt an der Front (südöstlich von Gshatsk) lernten sie nun die medizinische Versorgung unter den Bedingungen der Besatzung im rückwärtigen Gebiet kennen. Scholl stiess erst später zu ihnen. Hier bereiteten sie sich auf die letzten Prüfungen der Famulatur vor; die Beurteilungen besprachen die Regimentsärzte am 20. Oktober.⁴² Zehn Tage später wurden die, wie der Tätigkeitsbericht der Division vermerkte, «zur Division kommandierten 29 Medizinstudenten im klinischen Semester» vom Oberstabsarzt in Vjaz'ma verabschiedet und «im geschlossenen Transport» in die Heimat «zurückgeführt». Die «Weisse Rose»: Scholl, Schmorell, Wittenstein und Furtwängler – traten die Reise in Viehwagons über Brest und Berlin an. Am 6. November kamen sie in München spät abends um 22.30 Uhr an.

Das Besetzungssystem im Bereich von Gshatsk

Die Studenten aus München befanden sich von August bis Oktober 1942 nicht nur im Sanitätseinsatz, sondern sie waren Bestandteil der Besatzungskräfte in einem Gebiet der Sowjetunion, das die Wehrmacht seit Spätherbst 1941 ohne Unterbrechung okkupierte. Was bedeutete die Besatzung in einer Zone etablierter Militärherrschaft für die einheimische Bevölkerung – und wo oder wie stiessen die Soldaten in ihrem Alltag auf die Massnahmen der Besatzer?⁴³

Nachdem die Mediziner der «Weissen Rose» in Warschau mit Entsetzen die Zwangsherrschaft der Besatzung und die Entrechtung im Ghetto sowie die Unterdrückung der polnischen Einheimischen erfahren hatten, gewannen sie

gleich nach der Ankunft tiefe Eindrücke über die deutsche Besatzungsherrschaft in der Sowjetunion. Die materielle Not fiel ihnen auf, kaum dass sie russischen Boden betreten hatten: Das «Elend», das «selten so krass hervorgetreten» ist, Mangel an Brot, Verpflegung und Bekleidung auf dem Markt in Vjaz'ma.⁴⁴ Betroffen schauten sie in die Gesichter der von Hunger und Armut gezeichneten, «hart geschlagenen Menschen»: «Das Elend ist schon selten so krass hervorgetreten. Brot bricht alle Grenzen und wird von allen gesucht.»

Die Ursache lag in der Politik der Wehrmacht, die Truppe systematisch «aus dem Lande» zu versorgen. Für die Requirierung hatten – in den Worten des in der Heeresgruppe Mitte zuständigen Generals Gotthard Heinrici – die militärischen Lokalbehörden «weit reichende Kompetenzen für die [...] Ausbeutung des Operationsgebietes» erhalten.⁴⁵ Die ökonomische Ausbeutung organisierte das dafür eingerichtete Verpflegungsamt der Division in Gshatsk. Die «Landesausnutzung» war umfassend angelegt und betraf alle Produkte der Landwirtschaft: von Kartoffeln über Hafer, Roggen, Mehl, Pferde bis zur Milch. Das System war rigide und bürokratisch geregelt, beispielsweise wurden «Eier-Sammelstellen» in «allen Orten» eingerichtet: «eine Abgabe-Pflicht [...] und zwar pro Henne 10 Eier», abzuliefern jede Woche donnerstags beim Stadtkommandanten in Gshatsk.⁴⁶ Entsprechend war der Zivilbevölkerung auferlegt worden, pro Hektar Anbaufläche ihrer Äcker Mindesterträge der Ernte abzuliefern und den persönlichen Bedarf für den Winter zu begrenzen; so durfte sie Vorräte an Roggen nur in einem Umfang von 350 Gramm pro Kopf und Tag anlegen. Spezielle Einheiten der Wehrmacht, geleitet von einem «Landwirtschafts-Offizier», kontrollierten die Gehöfte der Bauern.⁴⁷

Trotz dieser rigiden Massnahmen litt die Division bereits im Sommer des Jahres 1942 extrem, selbst Mehl fehlte. Die Brotationen wurden erneut sogar bei der «fechtenden Truppe» gekürzt; sie musste mit 500 Gramm am Tag auskommen, der äussersten Grenze «der körperlichen Einsatzfähigkeit».⁴⁸ Das Desaster der Wehrmacht war komplett. Sie versuchte mit allen Mitteln, die «Ausbeutung» der Zivilbevölkerung und der Kriegsgefangenen durch Zwangsarbeit sicher zu stellen.⁴⁹ Während der Erntezeit mussten «alle arbeitsfähigen männlichen und weiblichen Personen von 14 Jahren an aufwärts»

schuften. In den «Gemeinden», das galt für alle Orte, in denen die Mediziner eingesetzt waren, in Gshatsk, in Vjaz'ma oder in dem Dorf Ssosnowka, hatte die Wehrmacht die Einheimischen in «zivilen Arbeitskommandos» oder in eigens errichteten «Lagern» zusammengefasst. «Sie marschieren täglich zum Arbeitsplatz und kehren am Abend wieder [...] zurück.»⁵⁰

Die Wehrmacht übte grosse Macht aus. Sie kommandierte die Russen hierhin oder dorthin, sie setzte die Zwangsarbeiter je «nach Bedarf» der Besatzung im rückwärtigen Heeresgebiet ein oder deportierte sie «ins Reich». In Gshatsk presste ein ausgefeiltes Besatzungssystem die Einheimischen in ein enges Korsett von Zwang und Abhängigkeit. Die 252. Division meldete stolz, «die gesamte arbeitsfähige Zivilbevölkerung» für die Zwecke der Wehrmacht zu organisieren.⁵¹ Wenn nötig, evakuierte man; im Landstrich östlich von Gshatsk gab es keine «Zivilbevölkerung» mehr.⁵² Sie bildete den Nachschub für die Arbeitskräfte in den «Lagern». Denn nach der Ernte gab es die Arbeit, die vor dem Winter getan werden musste: an Eisenbahnlinie, Strassen und Autobahn, im Stellungsbau, für Bunker und Unterkünfte, um Holz zu schlagen oder Torf zu stechen.

Die Kontakte der «Weissen Rose»

Die Beziehungen der Studenten zur russischen Bevölkerung waren von den Fakten des Besatzungssystems und somit von den einzelnen Phasen des Einsatzes geprägt. Die meisten Kontakte entwickelten sich am Haupt-Verbandsplatz mit der grossen Anzahl russischen Hilfspersonals. Dort kam man leicht ins Gespräch. Dennoch bestanden ansonsten im August und September sehr restriktive Verhältnisse, denn, wie Graf über den Platz des Feldlazarets bitter anmerkte, sie mussten «im Waldlager hausen». Dort gab es nur Kontakte zu den Insassen eines in der Nähe liegenden «Lagers» – zu Arbeiterinnen, deren Lieder sie samstagsabends hörten. «Die Mädchen singen zur Gitarre, wir versuchen die Bässe zu summen.»⁵³ Diese Gemeinsamkeit im Gesang erlebten sie allerdings erstmals nach drei Wochen – ein wenig Vertrauen, eine vorsichtige Beziehung, die in Briefen und im Tagebuch hervorgehoben wurde. Wäh-

rend der Woche bestand für die Insassen des «Lagers» jedoch totale Arbeitspflicht mit Sperrstunden. Also eröffnete sich erst am folgenden Wochenende die nächste Möglichkeit, ein solches Erlebnis zu vertiefen. Erneut berichteten die Sanitätsfeldwebel, dass «die Russen» – es gab in der Nähe auch ein «Lager» für Männer – auf Instrumenten musizierten. Eine Frau trat aus der Anonymität heraus, trägt einen Namen: «Vera, die auch aus den Liedern die Klänge wiedergibt, welche mich mit diesem Land verbinden.»⁵⁴ Mit diesen Eindrücken war wenige Tage später Schluss. Graf und Furtwängler wurden im September an die Front verlegt – in ein von Russen evakuiertes Gebiet.

Anders erging es Scholl und Schmorell. Sie sprachen russisch, Schmorell sogar fließend. Sie konnten sogleich mit den halb kasernierten und dienstverpflichteten Einheimischen in den vielen «Lagern» beim Haupt-Verbandsplatz Kontakte knüpfen. Dort richtete die Wehrmacht für ihr Hilfspersonal – die Kriegsgefangenen und die Einheimischen – Baracken und «Lager» ein. Denn es gab in Gshatsk die zentrale Bäckerei der Division, den Friedhof, die Material- und Verpflegungslager, die Ortskommandantur, die unter anderem für den Strassenbau zuständig war.

Scholl stand zunächst unter dem Eindruck des Krieges: «Und der Bunker wackelt und stöhnt.» Er sprach von den «russischen Menschen», von Maruschka, Boris und einem Bauern, «der die Lieder sang.»⁵⁵ Schon zeigte sich Vertraulichkeit: «Dimitri geht vorüber und grüsst lachend. Er lacht jedes Mal, wenn er mich sieht.»⁵⁶ Scholl blieb fast die ganzen drei Monate in diesem Teil des Lazarets. Mit der Zeit fiel ihm jedoch die Decke auf den Kopf, die Farnulatur füllte ihn nicht aus. Die freie Zeit lähmte, weil Verbote und Sperrzeiten keinen Ausgang erlaubten und «man nicht spazieren gehen darf». Die primitiven, feuchten Wohnverhältnisse liessen ihn verzweifeln, «wenn man Tag für Tag und Nacht für Nacht im Bunker sitzt.»⁵⁷

Anders dagegen Schmorell, der seinen Aufgaben im Dienst zu entgehen suchte, wo immer es ging; er scheute nie den Weg in die nahe Stadt. Jedoch wurde er im September krank. Gerade ihm lag daran, die Barriere zwischen Besatzern und Russen zu durchbrechen. Ihn scherten weder Sperrstunden noch Ausgehverbote. Ausgiebig genoss er das Glücksgefühl, in der Nähe seiner Landsleute zu sein: «Ich spreche oft und viel mit der russischen Bevölke-

rung, mit einfachem Volk und mit [der] Intelligenz, besonders mit Ärzten.»⁵⁸ Doch auch diese Menschen lebten zumeist in Lagern, mit Misstrauen und Angst. Wenn Schmorell sich aus der mit Erdwällen befestigten Unterkunft auf den Weg zu den grossen Baracken seiner «chirurgischen Station» machte, ging er an den Stätten der Zwangsarbeiter vorüber. Sie staunten, dass ein Deutscher in Uniform ihr Vertrauen suchte. Aber Schmorell zog es am Wochenende und an den freien Tagen nach Gshatsk, eine ländliche, vom Krieg gezeichnete Kleinstadt: «gespenstig ragen die Ruinen der hohen Häuser» in die Höhe.⁵⁹ Sie war nicht vollständig geräumt; dort lebten noch die Älteren und die nicht arbeitsfähige Bevölkerung. «Ich gehe in die Stadt, wo ich schon sehr viele Bekannte gewonnen habe.» Er suchte den orthodoxen Pfarrer auf, wurde ansonsten «schrecklich gastfreundlich» aufgenommen oder vertrieb sich auch mal den Tag an den Gewässern der Umgebung mit einem «alten Fischer».⁶⁰

Der dritte Abschnitt des Kriegseinsatzes begann am 5. Oktober für Graf, Schmorell und Furtwängler in Ssosnowka, wo Wittenstein schon zuvor gewesen war und wohin Scholl erst am 22. nachkam. Die Verhältnisse dort waren völlig anders als zuvor. Graf brachte es auf den Punkt: «Es gibt wenigstens Zivilbevölkerung hier.»⁶¹ Erstmals erlebten sie einen Ort mit Einheimischen. Die Besatzer wohnten in intakten Häusern. «In einem netten Häuschen wohnen wir, richten uns ein.» Graf fand Kontakt zu Sina, einem Mädchen, das ein wenig Deutsch sprach. Die Sprachschwierigkeiten empfand er als «das Übel hier, weil wir nur schwer zu den Menschen hier finden.»⁶² Dieses Urteil nach zwei Monaten Aufenthalt muss eigentlich überraschen. Doch wie war die Situation? Obwohl sie in Ssosnowka Einheimische ärztlich versorgten, hielten die Russen Distanz. Sie, sogar die Jugend, zu der es Graf hinzog, blieben reserviert. So ging Graf eines Abends nach der Sperrstunde in ein Bauernhaus – «als einziger Deutscher zu den Russen.» Erstaunt war er über deren Reaktion: «Zuerst etwas Beklemmung und Überraschung, dann aber sitze ich mitten unter den Menschen.»⁶³ Graf kam ins Grübeln, als er die Einstellung von Sina über die Besatzer erfuhr: «Ich staune, wie gross die Wut über die Deutschen ist, eine richtige Abneigung.»⁶⁴

Widerstand und Reaktion auf die Besatzung

Das Verhalten der Hilfsärzte der «Weissen Rose» bestand darin, sich in Russland als Menschen zu zeigen, einfach und anständig. Ein Versuch; trotz der Besatzung. Dazu traten sie gleichsam aus dem System der Wehrmacht heraus, verletzten und durchbrachen deren Regeln, damit die Russen sie annahmen. Das war offensichtlich nicht so einfach. Die Deutschen mussten die Initiative ergreifen, um, wie Graf erkannte, «den Weg zu den Russen» zu finden; das konnte gelingen, «wenn man sich um sie müht.»⁶⁵ Am besten konnte natürlich Schmorell seine Solidarität durch Religion, Herkunft und Sprache äussern. Am leichtesten gelangen derartige Kontakte, Zeichen der Menschlichkeit und Gesten der Annäherung (wie Geschenke, Süßigkeiten, vor allem Zigaretten), in der Umgebung des Haupt-Verbands-Platzes. Die in Lagern lebenden Russen, beherrscht von Angst vor Willkür, nahmen diese Gesten dankbar an.

Es gab auch Restriktionen. Die «Einhaltung des Zapfenstreichs [...] seitens Angehöriger Deutscher Wehrmacht» wurde streng überwacht. Sie spürten die im Verlaufe des Sommers von Wehrmacht und Feld-Gendarmerie verstärkten nächtlichen Kontrollen, wurden mehrmals dienstlich «vergattert», die gültigen Sperren einzuhalten. Es war für sie nicht einfach, Einheimische zu treffen, da diese ab 17 Uhr ein totales Ausgehverbot («Sperrzeit» von 17 Uhr bis 5 Uhr) zu beachten hatten.⁶⁶

Die Verbote für Soldaten wurden aus Furcht vor Partisanen verschärft. Graf notierte: «Man spricht viel von Partisanen, sieht überall die Folgen ihrer Arbeit», auch direkt beim Lazarett.⁶⁷ Das drakonische Vorgehen der Wehrmacht gegen den russischen Widerstand spielte sich im unmittelbaren Umfeld der Mitglieder der «Weissen Rose» ab.⁶⁸ Sie hatten sich vor der «unangebrachten Vertrauensseligkeit gegenüber den Landeseinwohnern» zu hüten.⁶⁹ Es gab also für die Hilfsärzte etliche Hindernisse zu überwinden, um mit Mut und Phantasie die vorgegebenen Grenzen ausloten und überschreiten zu können. Sie erwähnten häufig diese Kontakte – ein Zeichen dafür, welche Sehnsucht sie drängte, das durch die deutsche Besatzung erzeugte Leiden im Zeichen des mitmenschlichen Anstandes zu versöhnen.

Die jungen Männer reiften in diesen Monaten des Spätsommers 1942.

Ihnen wurde bewusst, dass die Wehrmacht über «dieses Volk [...] Nöte und Ungeheuerlichkeiten» brachte.⁷⁰ Am 1. November nahmen Graf, Scholl, Schmorell, Furtwängler – das «Kleeblatt» – und Wittenstein in Vjaz'ma am Bahnhof Abschied. Sie spürten, wie sehr die Kriegserfahrungen – in den Worten von Scholl – ihr «politisches Denken» verändert hatte und sie der Politik nun «mehr verbunden denn je» waren.⁷¹ Die Ostfront hatte Narben hinterlassen und ihrem Denken Klarheit verliehen. Die Realität des Krieges hatte endgültig den «Schleier von unseren Augen» genommen, wie sehr sich die Wehrmacht mit «Schuld» beladen hatte, die «jedes Mass unendlich überschritt». Diese «Diktatur des Bösen» stärkte ihren Widerstand.⁷²

So hiess es dann in ihrem nächsten Flugblatt: «Zerreisst den Mantel der Gleichgültigkeit, den ihr um euer Herz gelegt! Entscheidet euch, eh' es zu spät ist!»

Anmerkungen

- 1 Stabsarzt Prof. Dr. Schulten, Betr.: Ärztliche Weiterbildung, 8. August 1942, BA-MA, RH 12-23/v. 97, 71.
- 2 Inge Jens, Die «Weisse Rose». Biographische und kulturelle Traditionen, in: Wilfried Breyvogel (Hg.), Piraten, Swings und Junge Garde. Jugendwiderstand im Nationalsozialismus, Bonn 1991, S. 215.
- 3 Klaus Vielhaber, Gewalt und Gewissen. Willi Graf und die «Weisse Rose». Eine Dokumentation, Freiburg 1964, S. 66 (Brief, 28. April 1942).
- 4 Walter Jens, «... weitertragen, was wir begonnen haben.» Zur Erinnerung an Willi Graf, in: Anneliese Knoop-Graf/Inge Jens (Hg.), Willi Graf. Briefe und Aufzeichnungen, Frankfurt am Main 1984, S. 13.
- 5 Christian Petry, Studenten aufs Schafott. Die Weisse Rose und ihr Scheitern, München 1968, S. 65.
- 6 Harald Steffahn, Die Weisse Rose mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek 1992, S. 83.
- 7 Detlef Bald, Die «Weisse Rose». Von der Front in den Widerstand, Berlin 2003; s. a. Michael C. Schneider/Winfried Süß, Keine Volksgenossen. Studentischer Widerstand der «Weissen Rose», München 1993, S. 29.
- 8 Christiane Moll, Die Weisse Rose, in: Peter Steinbach/Johannes Tucheit (Hg.), Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Bonn 1994, S. 449.
- 9 Vgl. Klaus Latzel, Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939-1945, Paderborn 1998, S. 133ff.
- 10 Gesprächsnotiz mit Hubert Furtwängler, angefertigt von Hellmuth Auerbach, 7. August 1964, IfZ (Institut für Zeitgeschichte, München) Fa 215, Bd. 2, 146.

- 11 Die Personaldaten stammen aus den Unterlagen der Deutschen Dienststelle, Berlin, Auskunft 2. März 2001, ergänzt durch Angaben in IfZ Fa 215, Bd. 3.
- 12 Brief vom 1. Februar 1942, zitiert in: Mario Krebs, Die Geschichte der »Weißen Rose«, in: Michael Verhoeven/Mario Krebs, Die Weiße Rose. Der Widerstand Münchner Studenten gegen Hitler, Frankfurt am Main 1988, S. 100.
- 13 Bericht J. Wittenstein, Die Münchner Studentenbewegung, 7. September 1964, IfZ Fa 215, Bd. 3, 222.
- 14 Anweisung: »Dienstliches Studium«, in: Wolfgang Bugs, Unternehmen Aesculap. Die Studenten-Kompanien der Wehrmacht 1939–1945, Osnabrück 1995, S. 79.
- 15 Tagebuch Graf, 15. Juli 1942, in: Vielhaber, Gewalt [wie Anm. 3], S. 71.
- 16 Tagebuch Graf, 1. August 1942, in: ebd., S. 73. In Vjaz'ma waren sie noch »zu fünf«, mit Raimund Samüller, der anschließend an einen anderen Ort versetzt wurde und später den Tod fand.
- 17 Tagebuch Scholl, 31. Juli und 9. August 1942, in: Inge Jens (Hg.), Hans Scholl, Sophie Scholl. Briefe und Aufzeichnungen, Frankfurt 1995, S. 114f.
- 18 Tagebuch Graf, 2. August 1942, in: Vielhaber, Gewalt [wie Anm. 3], S. 73.
- 19 Evangelischer Divisionspfarrer, Bericht 1. Januar–31. März 1942, 9. April 1942, BA-MA RH 26–252/169.
- 20 Tätigkeitsbericht der Abt. IVb der 252. Inf. Div., 15. Februar 1942, BA-MA RH 26–252/169.
- 21 Div. Verpflegungsamt 252, Bericht, 22. Juli 1942, BA-MA RH 26–252/171.
- 22 Tätigkeitsbericht der Abt. IVb der 252. Inf. Div., 30. April und 30. Juni 1942, BA-MA RH 26–252/169, 7 und 14.
- 23 Tagebuch Graf, 3. August 1942, in: Knoop-Graf/Jens, Willi Graf [wie Anm. 4], S. 47.
- 24 Tätigkeitsbericht der Abt. IVb der 252. Inf. Div., 13. August 1942, BA-MA RH 26–252/169, 17.
- 25 Tagebuch Graf, 4. August 1942, in: Knoop-Graf/Jens, Willi Graf [wie Anm. 4], S. 47.
- 26 Tätigkeitsbericht der Abt. IVb der 252. Inf. Div., 4. August 1942, BA-MA RH 26–252/169, 16.
- 27 Tätigkeitsbericht der Abt. IVb der 252. Inf. Div., 11. und 12. August 1942, BA-MA RH 26–252/169, 16.
- 28 Tagebuch Graf, 19. August 1942, in: Knoop-Graf/Jens, Willi Graf [wie Anm. 4], S. 50.
- 29 Graf an Marita Herfeldt, 29. August 1942, in: ebd., S. 167.
- 30 Tätigkeitsbericht der Abt. IVb der 252. Inf. Div., 31. August 1942, BA-MA RH 26–252/169, 18.
- 31 Tagebuch Scholl, 17. August 1942, in: Jens, Scholl [wie Anm. 17], S. 118.
- 32 Tagebuch Graf, 13. August 1942, in: Knoop-Graf/Jens, Willi Graf [wie Anm. 4], S. 49.
- 33 Tagebuch Graf, 1. September 1942, in: Vielhaber, Gewalt [wie Anm. 3], S. 75.
- 34 Scholl an die Eltern, 18. Oktober 1942, in: Jens, Scholl [wie Anm. 17], S. 134.
- 35 Tagebuch Graf, 14. August 1942, in: Knoop-Graf/Jens, Willi Graf [wie Anm. 4], S. 49.
- 36 Tätigkeitsbericht der Abt. IVb der 252. Inf. Div., 12. August 1942, BA-MA RH 26–252, 169, 16.

- 37 Tagebuch Graf, 3. und 4. September 1942, in: Vielhaber, Gewalt [wie Anm. 3], S. 75 und 77.
- 38 Vgl. Bernd Wegner, Der Krieg gegen die Sowjetunion 1942/43, in: Horst Boog u. a. (Hg.), Der globale Krieg. Die Ausweitung zum Weltkrieg und der Wechsel der Initiative 1941–1943, Stuttgart 1990, S. 910 ff.
- 39 Tagebuch Graf, 25. und 27. September 1942, in: Vielhaber, Gewalt [wie Anm. 3], S. 79.
- 40 Tagebuch Graf, 30. September 1942, in: ebd.
- 41 Graf an Walter Kastner, 8. November 1942, in: Knoop-Graf/Jens, Willi Graf [wie Anm. 4], S. 171.
- 42 Tätigkeitsbericht der Abt. IVb der 252. Inf. Div., 20. Oktober 1942, BA-MA RH 26–252, 169, 21.
- 43 Das Besatzungssystem an der Ostfront wird bezüglich der Zwangsarbeit und der Ernährung nur skizziert, auch fehlen hier Ausführungen zur allgemeinen Besatzungspolitik, zur Tätigkeit und Bekämpfung der Partisanen; ebenso kann ich hier nur auf die Bedeutung hinweisen, welche die Eindrücke vom Ghetto in Warschau hatten.
- 44 Tagebuch Graf, 2. August 1942, in: Vielhaber, Gewalt [wie Anm. 3], S. 73.
- 45 Johannes Hürter, Ein deutscher General an der Ostfront. Die Briefe und Tagebücher des Gotthard Heinrici 1941/42, Erfurt 2000, S. 47.
- 46 Div. Verpflegungsamt 252, 22. Juli 1942, BA-MA RH 26–252, 171.
- 47 Div.-Landwirtschafts-Offizier, 21. Januar 1943, BA-MA RH 26–252, 166.
- 48 Divisionsintendant 252. Div., Bericht über Besuch bei Wirtschaftstruppenteilen, 14. Februar 1942, BA-MA RH 26–252, 171.
- 49 252. Inf.-Div. Betr.: Arbeitseinsatz von Kriegsgefangenen und Zivilbevölkerung, 25. Oktober 1942, geheim, BA-MA RH 26–252, 166 und 143.
- 50 Div.-Landwirtschafts-Offizier, Die Landwirtschaft im Gebiet der 252. Inf. Div. im Jahr 1942, 21. Januar 1943, BA-MA RH 26–252.
- 51 252. Inf.-Div. Betr.: Arbeitseinsatz von Kriegsgefangenen und Zivilbevölkerung, 25. Oktober 1942, geheim, BA-MA RH 26–252, 166, 143.
- 52 Div.-Landwirtschafts-Offizier, 21. Januar 1943, BA-MA RH 26–252, 166.
- 53 Tagebuch Graf, 22. August 1942, in: Vielhaber, Gewalt [wie Anm. 3], S. 75.
- 54 Tagebuch Graf, 30. August 1942, in: ebd.
- 55 Tagebuch Scholl, 7. August 1942, in: Jens, Scholl [wie Anm. 17], S. 114.
- 56 Tagebuch Scholl, 9. August 1942, in: ebd., S. 115.
- 57 Scholl an seine Eltern, 18. Oktober 1942, in: ebd., S. 134 f.
- 58 Schmorell an seine Eltern, 5. August 1942, IfZ Fa 215, Bd. 3, 128.
- 59 Tagebuch Graf, 2. August 1942, in: Vielhaber, Gewalt [wie Anm. 3], S. 73.
- 60 Schmorell an seine Eltern, 28. August 1942, IfZ Fa 215, Bd. 3, 129.
- 61 Tagebuch Graf, 5. Oktober 1942, in: Knoop-Graf/Jens, Willi Graf [wie Anm. 4], S. 63.
- 62 Tagebuch Graf, 9. Oktober 1942, in: ebd., S. 64.
- 63 Tagebuch Graf, 14. Oktober 1942, in: ebd., S. 65.
- 64 Tagebuch Graf, 20. Oktober 1942, in: ebd., S. 67.
- 65 Tagebuch Graf, 20. Oktober 1942, in: Vielhaber, Gewalt [wie Anm. 3], S. 82.
- 66 Fernschreiben IX AK an 252. Inf. Div. Ib, 3. November 1942, BA-MA RH 26–252, 167.

- 67 Tagebuch Graf, 30. Juli 1942, in: Knoop-Graf/Jens, Willi Graf [wie Anm. 4], S. 45.
- 68 Vgl. Christian Gerlach, Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weissrussland 1941-1944, München 1999, S. 860ff.
- 69 Richtlinien für die verstärkte Bekämpfung des Bandenunwesens im Osten, 18. August 1942, in: Walther Hubatsch (Hg.), Hitlers Weisungen für die Kriegführung 1939-1945. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht, Koblenz ²1983, S.202.
- 70 Brief Graf, 24. September 1942, in: Vielhaber, Gewalt [wie Anm. 3], S. 78.
- 71 Brief vom 8. Oktober 1942, zitiert in: Karl-Heinz Jahnke, Weisse Rose contra Hakenkreuz. Der Widerstand der Geschwister Scholl und ihrer Freunde, Frankfurt am Main 1969, S. 32.
- 72 Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten, in: Deutsche Woche, 25. Februar 1953, IfZ Fa 215, Bd.4.

Der Polizeioffizier Klaus Hornig Vom Befehlsverweigerer zum KZ-Häftling

von Gerd R. Ueberschär

In den sechziger und siebziger Jahren wurde der ehemalige Oberleutnant der Ordnungspolizei Dr. Klaus Hornig in der Bundesrepublik Deutschland in zahlreichen Prozessen vor Schwurgerichten und Ermittlungsverfahren gegen nationalsozialistische Gewaltverbrecher als Zeuge der Anklage oder als Verfasser von Affidavits zum Problem des «Befehlsnotstandes» bei verbrecherischen Anordnungen und Handlungen herangezogen.¹ Er galt den Staatsanwaltschaften und Ermittlungsstellen als personifizierter Beweis für die Möglichkeit, auch im Machtbereich des Reichsführers SS Heinrich Himmler bei SS und Polizei die Ausführung verbrecherischer Befehle während des Krieges verweigern zu können. Mit dieser Haltung ist Hornig der Minorität der «Verweigerer» im NS-Staat zuzurechnen. Andererseits zählt er als ehemaliger Angehöriger der «grünen» (uniformierten) Ordnungspolizei allgemein zu einem besonderen Teil der Tätergruppe beim Judenmord und bei anderen verbrecherischen Handlungen, deren Beteiligung an den Mordaktionen während des Zweiten Weltkrieges bisher nur «höchst fragmentarisch erforscht» wurde.² Auch bestehen Lücken bei der Schilderung vieler Mordaktionen der Ordnungspolizei, so dass es zur Einordnung von Hornigs Verhalten wichtig ist, sie zunächst einmal im Detail darzulegen.

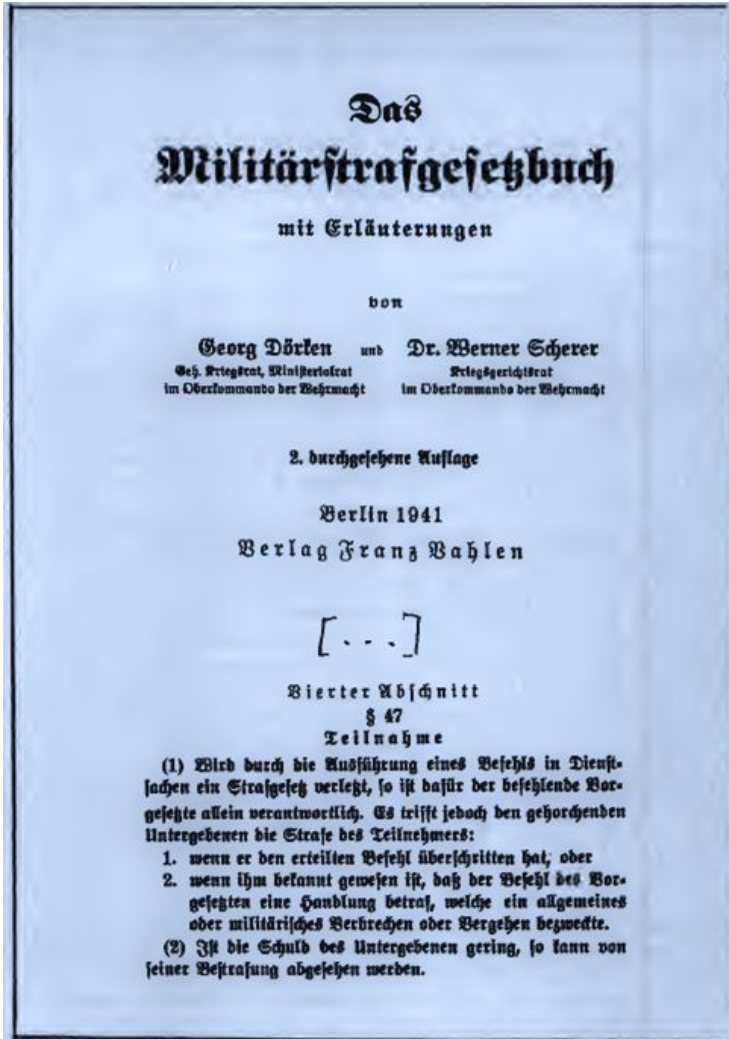
Rückschauend stellen sich in diesem Zusammenhang mehrere Fragen – zum Beispiel: Warum wurde Hornig nicht wie so viele seiner Kameraden bei der Polizei zum bereitwilligen Vollstrecker, sondern zum Verweigerer der NS-Mordaktionen? Welche Gefahren und Folgen hatte seine Haltung für ihn als Oberleutnant der Ordnungspolizei bis zum Kriegsende? Welche Erziehung, Ausbildung oder traditionelle Haltung förderten Hornigs grundsätzliche Einstellung, nicht an befohlenen Verbrechenaktionen teilzunehmen? Wie ist

er nach 1945 als Polizeioffizier in diese besondere Rolle als Zeuge der Anklage gekommen?

Klaus (Nikolaus) Ernst Hornig wurde am 11. Dezember 1907 in Schweidnitz in Schlesien geboren.³ Er stammte aus einer alten, katholisch geprägten schlesischen Familie; sein Vater war Zahnarzt und politisch an der Zentrums-
partei orientiert. Als Jugendlicher schloss sich Klaus Hornig der katholischen Jugendbewegung an. Von 1928 bis 1930 studierte er Rechts- und Staatswissenschaft in Breslau und Königsberg. In den Semesterferien arbeitete er auf Landgütern, in Autowerkstätten, als Skilehrer, Klavierspieler und Hilfslehrer bei adligen schlesischen Familien. Nach vier Semestern musste Hornig sein Studium abbrechen, da die Weltwirtschaftskrise auch das finanzielle Fundament der Familie Hornig zerstört hatte, so dass das Studium nicht mehr zu finanzieren war.

1930 trat er in die preussische Schutzpolizei als Offiziersanwärter in die Schutzpolizeischule Brandenburg-Havel ein. Während seiner Ausbildungszeit wurde er Zeuge verschärfter innenpolitischer Auseinandersetzungen, Gewalttaten, Demonstrationen mit Tumulten und Schlägereien zwischen Kommunisten, Nationalsozialisten und Sozialdemokraten oder anderen politischen Organisationen. Zu deren Beilegung musste immer öfter die Polizei eingesetzt werden. Nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 erlebte Hornig die Bestrebungen, die bisherigen legalen Machsträger, Reichswehr und Polizei, zu verdrängen und durch die Massenorganisation der SA zu ersetzen. Aus SA und SS wurde eine so genannte «Hilfspolizei» aufgestellt, die auch bei den umfangreichen Massenverhaftungen zur «Schutzhaft» von politisch unliebsamen Bürgerinnen und Bürgern herangezogen wurde. Für viele Polizisten waren diese Aktionen ungewöhnliche Handlungen, die jedoch die neue Macht der NS-Bewegung demonstrierten.

Im Sommer 1933 wurde im Reich die Landespolizei als quasi militärische Organisation eingerichtet. Jüngere Polizeibeamte und Offiziersanwärter wurden in diese militärisch aufgebaute Polizeiorganisation überführt. Für 1934, als Hornig bei der berittenen Landespolizei in Breslau Dienst tat, sind erste kritische Äusserungen Hornigs über die Polizeiführung in Breslau (Landespolizei-Inspektion Südost Breslau VIII) bekannt, der er eine zu lasche Haltung gegenüber SA-Ausschreitungen in Schlesien vorwarf. Seine kritischen Äusse-



Nach § 47 MStG konnte ein Befehl, der eine verbrecherische Handlung zur Folge hatte und als solcher vom Soldaten erkannt wurde, verweigert werden, da sich der Ausführende sonst selbst strafbar machte; siehe dazu auch den nachstehenden Kommentar.

Kommentierung zu § 47 (S. 41f.):

1. Die Vorschrift regelt die strafrechtliche Behandlung der Verletzung eines Strafgesetzes durch Handeln auf Befehl.

2. Der Befehlsgewalt entspricht die Verantwortlichkeit des Vorgesetzten. Wird eine strafbare Handlung auf Befehl begangen, so haftet der Vorgesetzte strafrechtlich dafür, und zwar in der Regel als mittelbarer Täter, § 115.

3. Der Untergebene haftet für die auf Befehl begangene strafbare Handlung grundsätzlich nicht; denn er ist durch den Befehl entschuldigt. Befehle müssen ausgeführt werden. Das gilt auch für rechtswidrige Befehle; sie sind nur der Rechtswidrigkeit wegen noch nicht unverbindlich. Das wird aus der militärischen Praxis klar; denn ein Befehl kann schon deswegen rechtswidrig sein, weil ein höherer Vorgesetzter verboten hat, ihn zu erteilen. Der Untergebene muß also von der Verbindlichkeit jedes Befehls ausgehen. Der Befehl, eine strafbare Handlung zu begehen, ist unverbindlich. Das gesetzliche Verbot, mit Strafe bedrohte Tatbestände zu verwirklichen, kann durch einen Befehl nicht außer Kraft gesetzt werden. Trotzdem darf der Untergebene so lange gehorchen, als ihm nicht die Unverbindlichkeit des Befehls geradezu in die Augen springt. Das ist der Sinn der Nr. 2, die den Untergebenen erst dann für strafbar erklärt, wenn er gewußt hat, daß der Befehl eine Handlung betraf, die ein Verbrechen oder Vergehen bezweckte. Handelt der Untergebene trotz dieses Wissens, dann wird er bestraft, und zwar in der Regel als Gehilfe, da er nur selten den Täterwillen haben wird. Will er die Tat auch als eigene, so ist er Mittäter. Bei den eigenhändigen Delikten allerdings ist er Missetäter. Die Haftung des Untergebenen nach Nr. 1 bei bewußtem Überschreiten des Befehls versteht sich von selbst.

4. Selbst wenn die Voraussetzungen der Nr. 2 vorliegen, kann doch das Maß des Verschuldens bei dem Untergebenen infolge der dem Soldaten innewohnenden Verehrlichkeit, zu gehorchen, so gering sein, daß seine Bestrafung nicht am Platze ist. In diesen Fällen gibt Abs. 2 die Möglichkeit, von Strafe abzusehen, unbekümmert darum, ob die Tat vielleicht schwere Folgen gehabt hat.

rungen sollen, nach einer Einvernahme durch die Geheime Staatspolizei, in seiner Personalakte festgehalten worden sein.

Im Oktober 1934 wurde Hornig zum Polizeileutnant ernannt. Als die preussische Landespolizei nach Errichtung der Wehrhoheit und mit Beginn des Aufbaus der neuen Wehrmacht im Herbst 1935 mit circa 56'000 Mann in die Wehrmacht überführt wurde,⁴ kam Hornig als Militärbeamter im Offiziersrang (Oberzahlmeister)⁵ und Reserveoffizier zum Infanterieregiment 87 nach Mainz und Wiesbaden sowie danach zum Infanterieregiment 118 nach Kaiserslautern. Zum 1. Mai 1937 wurde er Mitglied der NSDAP.⁶ Mit der Einstellung als Militärbeamter im Offiziersrang des Heeres war Hornig nicht einverstanden; er wollte zur Schutzpolizei zurückkehren, was jedoch abgelehnt wurde. Auch einem anschliessenden Antrag auf Entlassung wurde nicht stattgegeben. 1938 erreichte Hornig immerhin seine Versetzung zur 2. Gebirgsdivision nach München und 1939 nach Innsbruck. In beiden Städten nutzte er die Gelegenheit, neben seiner Dienstzeit das Jurastudium fortzusetzen und an der Universität Innsbruck mit dem ersten juristischen Staatsexamen abzuschliessen.

Mit der 2. Gebirgsdivision nahm er ab 1. September 1939 am Feldzug gegen Polen und im Frühjahr 1940 bei der militärischen Bereitstellung im Westwall vor dem Angriff im Westen und der Besetzung Luxemburgs teil. In Polen soll Hornig mit Abscheu verschiedene verbrecherische Aktionen der SS und des SD gegenüber polnischen Juden und der gesellschaftlichen Elite des besetzten Landes beobachtet und kritisiert haben. Zweifel an diesem rückblickend geschilderten persönlichen Abscheu bleiben insofern, als er bereits am 5. Mai 1940 auf Grund eigenen Antrags zur Schutzpolizei nach Frankfurt am Main und nach Kassel zum Polizeibataillon 93, das heisst wieder in Himmlers Machtbereich, zurückversetzt wurde, denn der Reichsführer SS Heinrich Himmler war seit dem 17. Juni 1936 Chef der deutschen Polizei innerhalb des Reichsministeriums des Innern und somit Vorgesetzter aller Polizisten. Gleichzeitig wurde Hornig am 1. Mai 1940 zum Polizeioberleutnant bei der Schutzpolizei⁷ befördert.

Hornigs Rückversetzung von der Wehrmacht erfolgte im Zusammenhang mit der Weisung vom 10. September 1939 zur Verstärkung der Polizei, mit der die NS-Führung ihrer Befürchtung vor einer möglichen Revolution im

Reich – wie etwa 1918 im Kaiserreich – und in den neu besetzten Gebieten Rechnung trug. Für sie wurden Angehörige der Jahrgänge von 1909 bis 1912 und von 1918 bis 1920 herangezogen, die von der Wehrmacht bislang noch nicht militärisch ausgebildet worden waren; auch Hornig profitierte von diesem Ausbau der Polizei. Von Kassel aus konnte er seine juristischen Studien wieder aufnehmen und schliesslich an der Universität Marburg zum Dr. jur. promovieren.

Von Juni bis September 1941 wurde Hornig zum ersten Fortbildungslehrgang für Oberleutnante der Schutzpolizei zur neuen Polizeiausbildungsstätte nach Fürstenfeldbruck (Polizeiausbildungsbataillon Nr. 1) kommandiert,⁸ wo die Teilnehmer für die verstärkt aufgestellten neuen Polizeieinheiten ausgebildet werden sollten. In dieser Zeit lehnte er es nach eigenen Angaben zweimal ab, der allgemeinen SS beizutreten, da er weiterhin am katholischen Bekenntnis festhalten wollte? Offensichtlich fühlte er sich tief mit dem katholischen Glauben verbunden, der auch generell seine Lebenshaltung prägte und den er auch nicht wegen der Karrierechancen bei der SS aufgab. Damalige gelegentliche kritische Äusserungen über den SS-Lebensbom oder das benachbarte Konzentrationslager Dachau, das er dienstlich besuchen musste, wurden wohl denunziert und ihm später als Rufschädigung der SS vorgehalten.

Per 15. Oktober 1941 erhielt Hornig den Marschbefehl zum Einsatz beim Polizeibataillon 306 nach Lublin im Generalgouvernement Polen. Das Bataillon bildete bis zum deutschen Angriff auf die UdSSR am 22. Juni 1941 zusammen mit den Polizeibataillonen 313 und 307¹⁰ das Polizeiregiment Lublin unter Polizeioberstleutnant Gerret Korsemann.¹¹ Die aus den bisherigen Polizeiausbildungsverbänden aufgestellten neuen Polizeibataillone lösten die bislang im Generalgouvernement eingesetzten Reservepolizeibataillone ab. Als Verbände der Ordnungspolizei hatten sie Sonderaufgaben im nationalsozialistischen «Volkstumskampf» und «Vernichtungskrieg» gegen Juden, polnische Partisanen und Zivilisten im vom Reich besetzten Generalgouvernement auszuführen.¹² Das Bataillon 306 unterstand für diese Zwecke dem SS- und Polizeiführer, SS-Brigadeführer Odilo Globocnik, im Distrikt Lublin und dem Höheren SS- und Polizeiführer in Krakau, SS-Gruppenführer Friedrich-Wilhelm Krüger.¹³ Globocnik war ein fanatischer Nationalsozialist und Antisemit

sowie Protégé von Heinrich Himmler, der die NS-Rassen- und Volkstumspolitik gegen Juden und Polen in seinem Distrikt rücksichtslos und verbrecherisch durchführte.¹⁴

Die aus dem Reichsgebiet nach Osten verlegten Bataillone der Ordnungspolizei wurden denn auch schon seit einigen Wochen von Krüger und Globocnik zu zahlreichen Erschiessungsaktionen von Juden und Polen herangezogen, nachdem der Chef der Ordnungspolizei, SS-Obergruppenführer und General der Polizei Kurt Daluege¹⁵, ihre Bereitstellung für die Liquidierungen im Mai 1941 ausdrücklich angeordnet hatte. Als Daluege im Juli und August 1941 Einheiten der Ordnungspolizei in Brest-Litowsk und Minsk besuchte, bekräftigte er nochmals den Einsatz der Ordnungspolizisten bei Massenerschiessungen; er wollte damit offensichtlich seine Ordnungspolizei als eine wichtige Truppe im Vernichtungskrieg auf den Massenmord «einschwören».¹⁶ Im September 1941 ordnete Daluege erneut ausdrücklich die Einbeziehung von Ordnungspolizeikräften zur Ermordung sowjetischer Kriegsgefangener im Generalgouvernement an.¹⁷

Als Hornig beim Bataillon eintraf, hatte der Verband gerade eine vom 21. bis 28. September 1941 befohlene besondere «Aktion Hühnerfarm» durchgeführt, bei der 5'000-6'000 selektierte kriegsgefangene Rotarmisten aus dem Stammlager für Kriegsgefangene (Stalag) 307 (Kalilow) in einem Wald bei Biala Podlaska von der 2. Kompanie des Bataillons erschossen worden waren.¹⁸

Hornig war zweifellos kein schneidiger NSDAP-Mann oder Polizeioffizier; er lehnte die brutalen und rücksichtslosen Gewaltaktionen gegen die polnische Bevölkerung ab, da er jegliche Übereinstimmung mit den von ihm als Jurist und Ausbilder noch in Fürstenfeldbruck gelehrt Grundlagen des Völkerrechts und der Militärstrafbestimmungen vermisste. Denn auch nach Einrichtung einer besonderen Gerichtsbarkeit in Strafsachen für Angehörige der SS und der Polizeiverbände bei besonderem Einsatz seit 17. Oktober 1939¹⁹ waren in Verbindung mit einem ergänzenden Erlass Himmlers vom 9. April 1940 die allgemeinen Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuches (MStGB) vom 10. Oktober 1940 und somit auch dessen § 47 bei SS und Polizei gültig. Danach mussten Soldaten, SS-Angehörige und Ordnungspolizisten damit rech-

nen, dass sie auch beim «Handeln auf Befehl» als Beteiligte an verbrecherischen Handlungen zur Rechenschaft gezogen wurden; denn der Befehl, eine strafbare Handlung zu begehen, war nicht bindend. Der Soldat musste jedoch erkennen können, dass die befohlene Handlung ein Verbrechen oder Vergehen bezweckte.²⁰ Allerdings fand Hornig bei seinen Polizeioffizierskameraden keine Zustimmung oder Unterstützung für die Forderung nach im Einklang mit dem Recht stehendem Vorgehen. Vielmehr galt er als zu weich und als überaus kritischer Polizeioffizier sowie pedantischer Jurist, dem die nötige Härte im Volkstumskampf gegen Polen fehlte.²¹ Die Mehrheit der Ordnungspolizisten begriff sich «durchaus als Subjekt eines rassistischen Vernichtungskrieges» – gleichsam als «willige Vollstrecker»²² des rassenideologischen Krieges – im Osten.²³ Die grün uniformierten Polizisten waren nach neueren Forschungsergebnissen «keine befohlenen Täter wider Willen», sondern vielmehr «eher freiwillige Mörder voller Eigeninitiative»,²⁴ so dass es Hornig mit seinen kritischen Ansichten und Vorstellungen nicht leicht hatte, in der Polizeitruppe Gehör und Zustimmung zu finden. Zumal die Kameradschaft der Truppe im Osteinsatz als «wichtiger Kitt des Zusammenhalts» bei der allgegenwärtigen Bedrohung in feindlicher oder zumindest ungewohnter Umgebung in einem fremden Land galt – ebenso wie die hierarchisch geordnete Polizei-Organisation einen festen Rahmen bot.²⁵

Ende Oktober oder Anfang November erhielt Hornig den Auftrag, mit seinem verstärkten Polizeizug in einem Waldstück südlich von Zamosc 780 kriegsgefangene Soldaten der Roten Armee zu erschiessen, die als politische Kommissare, Politruks oder als jüdisch aussehende Gefangene durch die Sicherheitspolizei und den SD aus dem westlich von Zamosc gelegenen Kriegsgefangenenlager Stalag 325²⁶ «ausgesondert», das heisst zur Erschiessung herausgesucht worden waren.²⁷

Hornig meldete dem Bataillonskommandeur, Polizei-Major Dreier, dass er diesen Auftrag nicht ausführen könne, da er es als Katholik und Jurist ablehne, wehrlose Opfer zu erschiessen. Dies widerspreche zudem internationalem Recht und auch deutschen militärischen Bestimmungen, wie dem Militärstrafgesetzbuch, das nach § 47 die Ausführung eines verbrecherischen Befehls nicht zulasse. Er beantragte dabei eine Disziplinaruntersuchung gegen sich selbst, um von solchen Liquidierungsaktionen wegzukommen. Major Dreier

lehnte dies jedoch ab und erklärte, Hornig werde es in nächster Zeit sicherlich noch lernen, solche Befehle auszuführen, und er als Kommandeur erwarte, dass er sich noch die nötige Härte für den Einsatz im Osten aneigne. Zudem sei bereits Polizeileutnant und SS-Untersturmführer Meiert als Führer eines Polizei-Reiterzuges des 306. Bataillons bei Zamosc, mit dem er die Ausführung des Erschiessungsbefehls besprechen und abklären könne.²⁸

Hornig musste erfahren, dass man einen offenen Dissens zur nationalsozialistischen Besatzungspolitik selbst dann nicht zuliess, wenn er darlegen konnte, dass es nach den Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuches die Möglichkeit gab, sich einem verbrecherischen Befehl zu entziehen. Vielmehr beabsichtigte man, ihn durch kameradschaftlichen Druck zu disziplinieren.²⁹

Nachdem Hornig mit seiner Einheit bei Zamosc eingetroffen war, nahm er Kontakt zu Meiert auf und legte auch ihm seine Bedenken und die Ablehnung dar, die Exekutionen durchzuführen oder daran teilzunehmen. Meiert war daraufhin bereit, die Erschiessungen mit seinem Zug allein durchzuführen. Hornig rief seinen Zug zusammen und unterrichtete ihn über seine Weigerung. Er wies dabei auf die bestehenden Militär- und Polizeibestimmungen hin, die eine Ausführung von verbrecherischen Befehlen nicht zuliess, da sie zur Mittäterschaft bei Verbrechen führten. Er war überzeugt, dass seine Polizisten diese Befehle nur mit äusserstem Widerwillen ausführen würden. Hornig bezog sich bei seiner ablehnenden Position unmittelbar auf § 47 des Militärstrafgesetzbuches, wonach jeder Untergebene das Recht hatte, einen Befehl zu verweigern, sofern er darin ein Verbrechen erkannte.³⁰

Während der anschliessenden Erschiessungsaktion liess Hornig seine Polizisten Absperrmassnahmen in den umliegenden Wäldern verrichten, so dass sie nicht zu den direkten Mordaktionen herangezogen wurden. Als Major Dreier kurz darauf am Erschiessungsort eintraf, meldete ihm SS-Untersturmführer Meiert, dass die Aktion schnell und effizient durchgeführt werden könne. Dreier bemerkte Hornigs Abwesenheit und erfuhr erneut von dessen Weigerung, sich mit seinem Zug an den Exekutionen zu beteiligen. Er liess nach ihm suchen, fuhr aber bereits wieder weg, bevor dieser am Exekutionsort eintraf.

Dort sah Hornig die grausame Durchführung der Erschiessungen, bei denen die Polizisten aus kurzer Entfernung die am Boden liegenden Kriegsgefangenen erschossen. Diese Eindrücke waren so grauenvoll, dass sie ihn – nach späterem Bekunden – «für den Rest seines Lebens» beschäftigten.³¹ Besonders betroffen war er, weil Meiert als Polizeioffizier persönlich Erschiessungen vomahm³² und auf seinen Vorwurf hin erklärte, er sehe sich als SS-Führer, der seinen Männern generell ein Vorbild sein müsse. Als einige Polizisten die zur Grube gedrängten Kriegsgefangenen mit Bajonettstichen vorwärtstrieben, rief Hornig erbost, man solle diese «GPU-Methoden» gefälligst einstellen. Ein hinzukommender SS-Führer von der benachbarten SD-Aussenstelle Zamosc, SS-Obersturmführer Schubert³³, wies Hornig darauf hin, dass er solche Bemerkungen unterlassen solle, denn die Ordnungspolizeieinheiten seien schon seit einiger Zeit als Verstärkung der SD-Einsatzgruppen und -kommandos zu Erschiessungsaktionen eingeteilt worden. Sie hätten diese auch entsprechend auszuführen,³⁴ er solle sich deshalb mit seinen Äusserungen unter Kontrolle halten.

Gleich wohl bezeichnete Hornig in den nächsten Tagen erneut SS- und SD-Führer im Einsatz gegen die polnische Bevölkerung, die brutal aus ihren Häusern und Wohnsitzen vertrieben wurde, als «SS-Lümmel» und wies mehrmals laut darauf hin, dass man gegenüber der einheimischen Bevölkerung «keine GPU-Methoden» anwenden solle.³⁵ Die grausamen Morde konnte Hornig nicht verhindern. Bis Anfang 1942 wurden gerade im Distrikt Lublin Zehntausende von Rotarmisten aus den Stalags herausgesucht und von SD- und Ordnungspolizei-Einheiten erschossen.³⁶

Durch seine Verweigerung der Exekutionshandlung zählte Hornig zu den etwa 20 Prozent der Polizisten, «die sich dem Tötungsauftrag entzogen.»³⁷ Bei Angehörigen der Ordnungspolizei lassen sich dabei drei Verhaltensweisen unterscheiden: Zum einen gab es eine Verweigerungshaltung, wie sie Hornig und seinesgleichen an den Tag legten. Eine andere Gruppe bildeten jene Polizisten, die gern töteten beziehungsweise mit wachsender Begeisterung diese Befehle ausführten. Die dritte Gruppe beteiligte sich ohne Anteilnahme an den Erschiessungen, um den jeweils erhaltenen Auftrag auszuführen.

Nachdem Hornig sich auch als Gerichtsoffizier des Polizeibataillons be-

mühte, andere Verstöße bei Plünderungen und Bereicherungen durch Bataillonsangehörige aufzuklären, wurde er Ende Januar 1942 «wegen SS- und polizeifeindlicher Einstellung» nach Frankfurt am Main versetzt.³⁸

Wegen seiner Haltung bei den Ereignissen in Zamosc wurde er schliesslich vom Dienst suspendiert. Nach drei Monaten traf der Bericht aus Lublin mit den einzelnen Vorhaltungen gegen Hornig ein. Man warf ihm Verhinderung von Erschiessungen russischer Kriegsgefangener, polenfreundliche Einstellung, Verächtlichmachung der SS, Kritik an den von Himmler befohlenen Massnahmen und Unfähigkeit für den Einsatz im Osten vor.³⁹ Ferner beschuldigte man ihn der Wehrkraftzersetzung, da er die ihm unterstellten Polizisten von seiner persönlichen Weigerung, sowjetische Kriegsgefangene zu erschiessen, öffentlich informiert und sie selbst auf die Verweigerungsmöglichkeit nach §47 des Militärstrafgesetzbuches hingewiesen habe. Damit habe er seine Untergebenen aufgewiegelt. Zudem habe er durch seinen öffentlich geäusserten Vergleich der SS- und Polizei-Handlungen mit sowjetischen GPU-Methoden generell Kritik an Himmlers Massnahmen geäussert. Nicht zulässig sei auch seine wiederholte Kritik an anti-christlichen Aktivitäten der SS.

Nachdem Hornig Gelegenheit erhalten hatte, zu diesen Vorwürfen Stellung zu nehmen, wurde er am 5. Mai 1942 auf Weisung des Chefs des SS- und Polizeigerichts XXII im Frankfurter Polizeihauptquartier verhaftet und in das dortige Polizeigefängnis eingeliefert. Dabei wurde er als gewöhnlicher Krimineller behandelt. Seine juristischen Eingaben wurden nicht behandelt, eine förmliche Anklageschrift sah er vorerst nicht. Die Verhaftung und Anklage erfolgte im Rahmen der seit 1939 eingerichteten besonderen SS- und Polizeigerichtsbarkeit,⁴⁰ da eine eigenständige Gerichtsbarkeit für die Ordnungspolizei nicht bestand. Nach vier Wochen wurde Hornig auf Weisung des Höheren SS- und Polizeiführers XXII (Fulda-Werra), SS-Obergruppenführer Josias Erbprinz zu Waldeck und Pyrmont⁴¹, der in seinem Oberabschnitt zugleich oberster Gerichtsherr war, in das Polizeigefängnis nach Düsseldorf verlegt. Dort wurde er mehrere Monate festgehalten; dabei erlebte er auch den schweren alliierten Luftangriff vom 22. Juli 1942 auf die Stadt und das Gefängnisgebäude.⁴²

Erst im Herbst 1942 händigte man ihm die offizielle Anklageschrift aus.

Ihm wurde nach §5 Absatz 1 Ziffer 2 der Kriegssonderstrafrechtsverordnung (KSSVO) vom 17. August 1938⁴³ in Verbindung mit § 102 des MStGB zu Last gelegt, «im November 1941 es unternommen zu haben, die Manneszucht in der deutschen Wehrmacht zu untergraben und Missvergnügen in Beziehung auf den Dienst unter seinen Kameraden erregt sowie durch seine sonstige – durch Reden und Verhalten zum Ausdruck gebrachte – Einstellung eine SS- und polizeifeindliche Haltung an den Tag gelegt zu haben.»⁴⁴ Danach verlegte man Hornig im September 1942 in das Polizeigefängnis von Kassel, wo es schliesslich am 11. Mai 1943 zur Anklage und ersten Verhandlung vor dem SS- und Polizeigericht am Ort des Höheren SS- und Polizeiführers XXII kam. Der Anklagevertreter beantragte fünf Jahre Gefängnis; das Gericht verurteilte Hornig zu 2½ Jahren Gefängnis.⁴⁵ Bis zur Bestätigung des Urteils durch den Reichsführer SS Himmler wurde Hornig zum Standort Frankfurt zurückversetzt und dort unter Polizeiaufsicht gestellt.

Nach einer Vorsprache beim Chef des Hauptamts SS-Gericht, SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Polizei Franz Breithaupt, in München erreichte Hornig die Wiederaufnahme seines Verfahrens nach der Kriegsstrafverfahrensverordnung. Aufgrund einer Denunziation wegen Abhörens ausländischer Rundfunksender wurde er jedoch erneut verhaftet und kam ins Polizeigefängnis in Mainz. Ohne rechtskräftige Verurteilung wurde er im Juli 1944 in das Konzentrationslager Buchenwald auf dem Ettersberg bei Weimar überstellt, wo er als politischer Schutzhäftling festgehalten wurde.⁴⁶ Dort traf Ende Februar 1945 die neue Anklageverfügung ein, die ihm zudem das Abhören ausländischer Rundfunksender sowie defätistische Äusserungen und militärischen Ungehorsam vorwarf, weil er die SS-Massnahmen im Osten trotz Geheimhaltungsbefehl öfters weitererzählt hatte.

Am 15. März kam es schliesslich zu einer neuen Gerichtsverhandlung vor einem SS-Gericht im KZ Buchenwald. Als Ankläger fungierte der SS-Richter, SS-Obersturmbannführer Dr. Werner Paulmann, der auch trotz Fehlens relevanter Zeugen eine Verurteilung Hornigs wegen Wehrkraftzersetzung und wegen militärischen Ungehorsams zu fünf Jahren und sieben Monaten Gefängnis erwirkte.⁴⁷ Zudem wurde ein Verbleib im Konzentrationslager verfügt, so dass Hornig – obwohl er nach wie vor als Polizeioffizier Gehalt er-

hielt⁴⁸ – im Lager Buchenwald inhaftiert blieb, bis es am 11. April 1945 von US-Truppen befreit wurde.

Anschliessend wurde Hornig zwecks Befragungen durch US-Stellen als Zeuge der Massenerschiessungen und anderer verbrecherischer Handlungen im Osten in verschiedenen US-Internierungslagern, zuletzt im War-Crimes-Center in Dachau, bis zum September 1947 festgehalten.⁴⁹ 1953 wurde er als Entschädigung für den durch die Nationalsozialisten verhinderten beruflichen Aufstieg als Oberstleutnant bei der Schutzpolizei eingestuft und sogleich in den vorläufigen Ruhestand überführt sowie später mit diesem Rang auch pensioniert. Eine Wiedereinstellung bei der Polizei oder beim Bundesgrenzschutz kam nicht zustande. Enttäuscht nahm Hornig ein wirtschaftswissenschaftliches Studium in Innsbruck auf und erlangte im Juli 1957 die Promotion in Nationalökonomie.

In den sechziger und siebziger Jahren diente er wiederholt als sachverständiger Zeuge der Anklage bei Prozessen wegen begangener NS-Gewaltverbrechen des so genannten «Lublin-Komplexes» und zur Problematik des «Befehlsnotstandes» bei mehreren Ermittlungs- und Gerichtsverfahren.⁵⁰ Mehrfach konnte er mit seiner Aussage beweisen, dass es nicht zutraf, dass ein Polizei-Angehöriger im Rahmen der besonderen SS- und Polizeigerichtsbarkeit wegen Verweigerung eines verbrecherischen Befehls Gefahr lief, zum Tode verurteilt und auch hingerichtet zu werden, wie wiederholt in den Prozessen von Tätern behauptet wurde.⁵¹ Hornigs Tat kann denn auch als einer der wenigen Fälle gelten, in denen ein Angehöriger der Ordnungspolizei den Befehl zur Teilnahme an einer Exekution wehrloser Kriegsgefangener für andere Beteiligte erkennbar verweigerte. Sein weiterer Lebensweg während der Kriegszeit dokumentiert zudem, dass er diese Verweigerung konsequent bis zum Kriegsende durchhielt, obwohl er dadurch erhebliche persönliche Nachteile erlitt und wegen seiner Haltung zuletzt in einem Konzentrationslager inhaftiert war.

Anmerkungen

- 1 Siehe BA-ZStL Ludwigsburg, Sammlung Befehlsnotstand, A-B: Zeugenvernehmung Hornigs vom 18. Oktober 1960. Ich danke Herrn Hans U. Stenger, Universität Frankfurt am Main, für vielfache Hinweise zum Text sowie Herrn Dr. V. Riess und Herrn Dr. L. Bongert für die Unterstützung bei der Quellenbeschaffung.

- 2 Klaus-Michael Mallmann, Vom Fussvolk der «Endlösung». Ordnungspolizei, Ostkrieg und Judenmord, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 26 (1997), S. 355-391, hier S. 390; ders., Der Einstieg in den Genozid. Das Lübecker Polizeibataillon 307 und das Massaker in Brest-Litowsk Anfang Juli 1941, in: Archiv für Polizeigeschichte 10 (1999), S. 82-88.
- 3 Zu Hornigs Person und seinen Erlebnissen siehe dessen unveröffentlichten Bericht: KZ-Häftling Pol. Nr. 7151 – Buchenwald. Politischer Leidensweg eines deutschen Offiziers und Juristen (nach eigenen Angaben in Dachau 1947 verfasst). Auf diesen Bericht stützt sich auch David H. Kitterman, Those Who Said «No!»: Germans Who Refused to Execute Civilians during World War II, in: German Studies Review 11 (1988), S. 241-254, hier S. 246 f.; ders., Refusing to kill in the Midst of the Holocaust. The Case of Klaus Hornig, in: Douglas F. Tobler (Hg.), Remembrance, Repentance, Reconciliation. The 25th Anniversary Volume of the Annual Scholar's Conference on the Holocaust and the Churches, Lanham, New York: University Press of America 1998 (= Studies in the Shoah, vol. XXI), S. 107-125; ferner Michel Alexandre, Der Judenmord. Deutsche und Österreicher berichten, Bielefeld 1998, S. 62-66.
- 4 Siehe Hans-Joachim Neufeldt/Jürgen Huck/Georg Tessin, Zur Geschichte der Ordnungspolizei 1936-1945, Koblenz 1957; Das Polizeibataillon 307 (Lübeck) «im Osteinsatz» 1940-1945. Begleitband zur Ausstellung der Landespolizei Schleswig-Holstein, Polizeidirektion Schleswig-Holstein Süd (Lübeck) in Zusammenarbeit mit der Landespolizei Hamburg, Landespolizeischule. Projektbearbeiter: Heiko Hüttmann und Wolfgang Kopitzsch, Lübeck/Hamburg 2002, S. 13. Aus der Landespolizei konnten sieben neue Wehrmachtdivisionen aufgestellt werden. Circa 65 Prozent der Polizeioffiziere traten in die Wehrmacht ein.
- 5 Zu den Zahlmeistern als Militärbeamte mit Offiziersrang siehe Rudolf Absolon, Die Wehrmacht im Dritten Reich, Bd. 2, Boppard 1971, S. 101 ff., 129; sie wurden 1944 zu Offizieren im Truppendienst ernannt; siehe ders., Wehrgesetz und Wehrdienst 1935-1945. Das Personalwesen in der Wehrmacht, Boppard 1960, S.178.
- 6 BA Berlin, Personalunterlagen zu Hornig, Hornig hatte die NSDAP-Mitgliedsnummer 5417343. Damals waren etwa 70 Prozent der Polizeioffiziere Mitglieder der NSDAP. Da der Eintritt in die NSDAP ab 1. Mai 1933 geschlossen und erst ab Mai 1938 wieder möglich war, wurde Hornig aufgrund seines Antrags vom 18. November 1937 rückwirkend zum 1. Mai 1937 aufgenommen. Bei Kitterman, Refusing to kill [wie Anm. 3], sind dazu keine Angaben zu finden.
- 7 Mit der Gendarmerie und Gemeindepolizei bildete die Schutzpolizei die Ordnungspolizei, deren Chef SS-Obergruppenführer und General der Polizei, ab 1942 SS-Oberstgruppenführer und Generaloberst der Polizei Kurt Daluge (15. September 1897-23. Oktober 1946) war. Vgl. allgemein Neufeldt/Tessin, Ordnungspolizei [wie Anm. 4], S. 20ff., 28 ff. Zu Daluge siehe Caron Cadle, Kurt Daluge. Der Prototyp des loyalen Nationalsozialisten, in: Ronald Smelser/Enrico Syring/Rainer Zitelmann (Hg.), Die braune Elite II, Darmstadt 1993, S. 66-79.
- 8 BA Berlin, R 19/554: Schnellbrief des Reichsführers SS vom 23. Mai 1941; zur Polizei-ausbildungsschule Fürstenfeldbruck siehe: Das Polizeibataillon 307 [wie Anm. 4], S. 9

- und Friedrich Wilhelm, Die Polizei im NS-Staat. Die Geschichte ihrer Organisation im Überblick, Paderborn 1997, S. 157. Im Oktober 1939 wurden 23 neue Polizeibataillone aufgestellt, vgl. BA Berlin, R 19/390. Ferner Neufeldt/ Tessin, Ordnungspolizei [wie Anm. 4], S. 37 ff.; Waffen-SS und Ordnungspolizei im Kriegseinsatz 1939-1945. Ein Überblick anhand der Feldpostübersicht bearbeitet von Georg Tessin und Norbert Kanapin unter Mitarbeit von Brün Meyer, Osnabrück 2000, S. 559 ff.
- 9 Die fehlende SS-Mitgliedschaft Hornigs ist dokumentiert in der Reichsranliste (RRL) der Offiziere der Ordnungspolizei. 5. Teil. Oberleutnant. Stand vom 1. September 1944.
 - 10 Siehe dazu insbesondere: Das Polizeibataillon 307 [wie Anm. 4], S. 15ff.; ferner: Waffen-SS und Ordnungspolizei [wie Anm. 8], S. 554 f., 635.
 - 11 Es bestanden im Generalgouvernement ferner neu aufgestellte Polizeiregimenter in Krakau, Radom und Warschau mit insgesamt 13 Bataillonen, siehe: Waffen-SS und Ordnungspolizei [wie Anm. 8], S. 554f., 561 sowie BA Berlin, R 19/395: Der Kräfteinsatz und der Kriegseinsatz der Ordnungspolizei seit Beginn des Krieges vom 20. August 1940.
 - 12 Zur Verwicklung der Ordnungspolizei in die Kriegsverbrechen und den Holocaust als aktive, tatbeteiligte Truppe liegt noch keine umfassende Darstellung vor. Einige Forschungsberichte mit Hinweisen auf neuere Literatur zu einzelnen Polizeibataillonen hat Klaus-Michael Mallmann vorgelegt, siehe Mallmann, Fussvolk [wie Anm. 2]; ders., Einstieg [wie Anm. 2]; ferner Christopher R. Browning, Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die «Endlösung» in Polen, Reinbek 1993.
 - 13 Zur umstrittenen Figur des früheren Gauleiters von Wien, Odilo Globocnik, der wegen finanzieller Unregelmäßigkeiten von Wien wegversetzt wurde, und zu dessen Rivalität mit Krüger im Generalgouvernement siehe unter anderem die Personalia-Unterlagen FA 223/21 im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte München. Globocnik war seit November 1939 SS- und Polizeiführer in Lublin. Er wurde am 26. September 1941 von Hitler auf Vorschlag Himmlers zum Generalmajor der Polizei ernannt, vgl. auch Browning, Ganz normale Männer [wie Anm. 12], S. 213; Ruth Bim, Die Höheren SS- und Polizeiführer, Düsseldorf 1986, S. 363 f.
 - 14 Dieter Pohl, Von der «Judenpolitik» zum Judenmord. Der Distrikt Lublin des Generalgouvernements 1939-1944, Frankfurt am Main 1993, S.42L; ferner Bogdan Musial, Deutsche Zivilverwaltung im Generalgouvernement. Eine Fallstudie zum Distrikt Lublin 1939-1944, Wiesbaden 1999; Edward B. Westermann, «Friend and Helper». German uniformed Police Operations in Poland and the General Gouvernment, 1939-1941, in: The Journal of Military History 58 (1994), S. 643-661.
 - 15 Siehe dazu unter anderem Cadle, Kurt Daluege [wie Anm. 7], S. 73.
 - 16 Siehe Heiner Lichtenstein, Himmlers grüne Helfer. Die Schutz- und Ordnungspolizei im «Dritten Reich». Köln 1990, S.59, 183f.; Mallmann, Einstieg [wie Anm. 2], S. 84; Martin Hölzl, Grüner Rock und weisse Weste. Adolf von Bomhard und die Legende von der sauberen Ordnungspolizei, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 50 (2001), S. 22^4-3, hier S. 41.
 - 17 Ebd., S. 41, vgl. auch Browning, Ganz normale Männer [wie Anm. 12], S. 179-217.
 - 18 Siehe Lichtenstein, Himmlers grüne Helfer [wie Anm. 16], S. 178 ff.; Alfred Streim, Die Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener im «Fall Barbarossa». Eine Doku-

- mentation unter Berücksichtigung der Unterlagen und der Materialien der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung von NS-Verbrechen, Heidelberg 1981, S. 234; ferner die Anklageschrift der Frankfurter Staatsanwaltschaft und das Urteil des Frankfurter und Augsburger Schwurgerichts vom 6. Februar 1973 und 2. April 1965, in BA-ZStL Ludwigsburg.
- 19 Seit 17. Oktober 1939 bestand eine eigene SS- und Polizeigerichtsbarkeit in Strafsachen für Angehörige der bewaffneten SS und von Polizeiverbänden in besonderem Einsatz, deren oberster Gerichtsherr der Reichsführer SS Heinrich Himmler war, siehe RGBI 1939, Teil I, S. 2107 f.
- 20 § 47 des Militärstrafgesetzbuches vom 10. Oktober 1940 (RGBI. 1940, Teil I, S. 1347 ff., 1351) bestimmte unter »Teilnahme«: »(1) Wird durch die Ausführung eines Befehls in Dienstsachen ein Strafgesetz verletzt, so ist dafür der befehlende Vorgesetzte allein verantwortlich. Es trifft jedoch den gehorchenden Untergebenen die Strafe des Teilnehmers: 1. wenn er den erteilten Befehl überschritten hat, oder 2. wenn ihm bekannt gewesen ist, daß der Befehl des Vorgesetzten eine Handlung betraf, welche ein allgemeines oder militärisches Verbrechen oder Vergehen bezweckte. (2) Ist die Schuld des Untergebenen gering, so kann von seiner Bestrafung abgesehen werden.« Auch nach § 92 (Ungehorsam) war ein rechtswidriger Befehl unverbindlich, wenn er eine Handlung als Verbrechen oder Vergehen beinhaltete (Kommentar zum MStGB von Georg Dörken und Werner Scherer, 1941, S. 41). Siehe dazu: Das Wehrmachtstrafrecht im 2. Weltkrieg, bearbeitet von Rudolf Absolon, Kornelimünster 1958, S. 14, 25 und den Abdruck in diesem Band auf S. 80.
- 21 Vgl. dazu auch Browning, Ganz normale Männer [wie Anm. 12], S. 215 f.
- 22 So Daniel J. Goldhagen, Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, Berlin 1996.
- 23 Mallmann, Fußvolk [wie Anm. 2], S. 380.
- 24 Ebd., S. 376; ders., Einstieg [wie Anm. 2], S. 85.
- 25 Mallmann, Fußvolk [wie Anm. 2], S. 388; ders., Einstieg [wie Anm. 2], S. 82 ff.; Browning, Ganz normale Männer [wie Anm. 12], S. 240 f.
- 26 Lagerkommandant soll Major Flecker gewesen sein, siehe BA-ZStL Ludwigsburg, 302 AR-Z 44/65 II, S. 56.
- 27 Vgl. Hornig, KZ-Häftling [wie Anm. 3], S. 14; Kitterman, Refusing to kill [wie Anm. 3], S. 110 f.; ferner Streim, Behandlung [wie Anm. 18], S. 302 ff.
- 28 Ebd.; Kitterman, Refusing to kill [wie Anm. 3], S. 111; siehe auch Herbert Jäger, Verbrechen unter totalitärer Herrschaft. Studien zur Nationalsozialistischen Gewaltkriminalität, Frankfurt am Main 1982, S. 101.
- 29 Vgl. ebd., S. 81 f., 95–122, 158 ff.
- 30 Siehe § 47 des Militärstrafgesetzbuches vom 10. Oktober 1940.
- 31 Kitterman, Refusing to kill [wie Anm. 3], S. 111; vgl. auch Hornig, KZ-Häftling [wie Anm. 3], S. 15 f.; ein vergleichbarer Bericht über Exekutionen an Grubenrändern durch das Polizeibataillon 307 ist bei Lichtenstein, Himmlers grüne Helfer [wie Anm. 16], S. 184 f. abgedruckt.
- 32 Zum späteren Verfahren gegen Meiert vor dem Landgericht Wiesbaden siehe BA-ZASTL Ludwigsburg: 302 AR-Z 44/65 II.
- 33 SS-Ober- später Hauptsturmführer Schubert war 1927 Schüler von Hornig gewesen, als dieser in Schloss Gründorf in Schlesien als Haus- und Nachhilfelehrer tätig war. Hornig führte es darauf zurück, dass Schubert ihn deshalb nicht sofort zur Mel-

- dung brachte. Siehe Kitterman, Refusing to kill [wie Anm. 3], S. 112; ferner BA-ZStL Ludwigsburg: 302 AR-Z 44/65II, S. 20.
- 34 Das Polizeibataillon 306 war später an weiteren grausamen Massenerschicssungen, wie zum Beispiel beim Pinsker Ghetto, beteiligt, siehe dazu unter anderem Lichtenstein, Himmlers grüne Helfer [wie Anm. 16], S. 175 f.
- 35 Siehe Hornig, KZ-Häftling [wie Anm. 3], S. 17 f.
- 36 Vgl. Pohl, «Judenpolitik» [wie Anm. 14], S. 90.
- 37 Browning, Ganz normale Männer [wie Anm. 12], S. 220, auch zum Folgenden.
- 38 Hornig, KZ-Häftling [wie Anm. 3], S. 23 f.
- 39 Ebd., S. 24. Die schriftliche Meldung über Hornig ist nicht überliefert.
- 40 Himmler war auch Inhaber des Gnadenrechts für SS- und Polizeiangehörige. Ab 8. August 1942 war die Sondergerichtsbarkeit für SS und Polizei für die gesamte Ordnungspolizei zuständig. Als zentrale Dienststelle war der Chef des Hauptamts SS-Gericht in München eingesetzt; dort befand sich auch das Oberste SS- und Polizeigericht. Die Sondergerichtsbarkeit der SS und Polizei war an das Militärstrafgesetzbuch und die Militärstrafgerichtsordnung angelehnt; es gab jedoch kein Berufungsgericht. Vgl. Bernd Wegner, Die Sondergerichtsbarkeit SS und Polizei. Militärjustiz oder Grundlegung einer SS-gemässen Rechtsordnung? in: Ursula Büttner (Hg.), Das Unrechtsregime. Bd.I, Hamburg 1986, S. 243-260; Wolfgang Scheffler, Zur Praxis der SS- und Polizeigerichtsbarkeit im Dritten Reich, in: Günther Doeker/Winfried Steffani (Hg.), Klassenjustiz und Pluralismus. Festschrift für Ernst Fraenkel zum 75. Geburtstag am 26. September 1973, Hamburg 1973, S. 224ff.; Hans Buchheim, SS und Polizei im NS-Staat, Duisdorf 1964, S. 156ff.; ders., Die Sondergerichtsbarkeit der SS und Polizei, in: Hans Buchheim u. a. (Hg.), Anatomie des SS-Staates. Bd. I, Olten/Freiburg i. Br. 1965, S. 181 ff.; Wilhelm, Die Polizei [wie Anm. 8], S. 126ff.; neuerdings Bianca Vieregge, Die Gerichtsbarkeit einer «Elite». Nationalsozialistische Rechtsprechung am Beispiel der SS- und Polizei-Gerichtsbarkeit, Baden-Baden 2002.
- 41 Erbprinz zu Waldeck und Pymont (13. Mai 1896-30. November 1967) wurde am 1. Juli 1944 auch zum SS-Obergruppenführer und General der Polizei und Waffen-SS ernannt, vgl. Anke Schmeling, Josias Erbprinz zu Waldeck und Pymont. Der politische Weg eines hohen SS-Führers, Kassel 1993, hier S. 83.
- 42 Vgl. Kitterman, Refusing to kill [wie Anm. 3], S. 113.
- 43 Abgedruckt in: Das Wehrmachtstrafrecht im 2. Weltkrieg, bearbeitet von Rudolf Absolon, Kornelimünster 1958, S.46ff.
- 44 BA-ZStL Ludwigsburg: 303 AR-Z 44/65II, S. 46; zu § 102 MStGB siehe: Das Wehrmachtstrafrecht [wie Anm. 43], S. 29 und ebd., S. 48 zu § 5 der KSSVO (Zersetzung der Wehrkraft).
- 45 Zum Verlauf der Verhandlung siehe Hornig, KZ-Häftling [wie Anm. 3], S. 34ff.
- 46 Siehe Hornig, KZ-Häftling [wie Anm. 3], S. 48; Hornig trug die KZ-Nr. 7151.
- 47 Ebd., S. 78f.; Kitterman, Refusing to kill [wie Anm. 3], S. 117.
- 48 Siehe Streim, Behandlung [wie Anm. 18], S. 303.
- 49 Angabe nach Hornigs Zusammenstellung in einem Brief an Robert (ohne Angabe des Nachnamens) vom 2. August 1986 (Kopie im Besitz des Verf.).
- 50 Siehe unter anderem BA-ZStL Ludwigsburg: 302 AR -Z 44/65II.
- 51 Siehe Brief an Robert vom 2. August 1986 und Streim, Behandlung [wie Anm. 18], S.30.

Teil II:
Helfer und Retter in Uniform



Karl Plagge als Major der Deutschen Wehrmacht 1943/44 (Foto: Privatbesitz)

Für eine Gemeinschaft der «Einsamen unter ihren Völkern»

Major Karl Plagge und der Heereskraftfahrpark 562 in Wilna

von Marianne Viefhaus

Bereits am 24. Juni 1941, dem dritten Tag des «Unternehmens Barbarossa», des Überfalls der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion, marschierten deutsche Truppen in die ehemalige Hauptstadt Litauens ein, das seit August 1940 als Litauische Sozialistische Sowjetrepublik dem Verband der UdSSR angehörte. Wilna war einst eine weltoffene Grossstadt mit hoher kultureller Tradition und, aufgrund ihres wechselvollen historischen Schicksals, mit einer ethnisch stark gemischten Bevölkerung. Polen bildeten die grösste Gruppe seiner rund 200'000 Einwohner, weniger als 20 Prozent waren Litauer, daneben gab es Minderheiten von Weissrussen und Ukrainern – und fast ein Drittel der Bewohner Wilnas, zwischen 60'000 und 70'000 Menschen, waren Juden.¹ Im «Jerusalem Litauens» – so der Ehrentitel Wilnas – gab es 100 Synagogen und ein lebendiges, gebildetes Ostjudentum, verwurzelt im Geist der jüdischen Aufklärung.

Wilna war die erste Stadt, in der sich in äusserster Konzentration die nationalsozialistischen Strategien des nun mit voller Brutalität einsetzenden Holocaust an den Juden zeigten. Der Wehrmacht folgten unmittelbar die dafür vorgesehenen Verbände der SS und des Sicherheitsdienstes, in den ersten Julitagen 1941 traf das für Litauen zuständige Einsatzkommando 3 der Einsatzgruppe A in Kaunas ein. Dort wurde auch das erste grosse Pogrom angezettelt, mit dem der latente nationalistisch geprägte litauische Antisemitismus, getreu dem auch deutschen Stereotyp «Juden = Kommunisten», zu einem schrecklichen Ausbruch kam.² Gleichzeitig wurden «zuverlässige Kräfte in die Säuberungsarbeit eingespannt und zu ständigen Hilfsorganen der Sicherheitspolizei gemacht»³ – die «Ypatingas», freiwillige litauische Söldner, denen, enthemmt

durch grosszügige Alkoholzuteilungen, die grausamste und schmutzigste Arbeit im Holocaust übertragen wurde.

Um den 1. Juli 1941 kam auch der Reserveoffizier Karl Plagge nach Wilna, Kommandant des Heereskraftfahrparks 562, den er mit den ihm zugeordneten Instandsetzungskolonnen 731 und 732 – etwa zweihundertfünfzig deutsche Wehrmachtsangehörige – aufbaute und bis zum Abzug der deutschen Wehrmacht vor der heranrückenden Roten Armee leitete. Aufgabe der Einheit war in erster Linie die Reparatur von Heereskraftfahrzeugen zur Versorgung der kämpfenden Truppe und deren Umrüstung auf Holzgasbetrieb.⁴ Überlebende des Holocaust in Wilna, heute über viele Länder der Erde zerstreut, erinnern sich an Karl Plagge als ihren Retter und bemühen sich, seiner mutigen, humanen Hilfe, die über Jahrzehnte unentdeckt blieb, die verdiente postume Würdigung zuteil werden zu lassen.

Karl Plagge⁵ wurde am 10. Juli 1897 in Darmstadt geboren. Er stammte aus einer angesehenen Bürgerfamilie – Vater und Grossvater waren Militärärzte, seine Mutter, eine geborene von Bechtold, kam aus einer höheren Beamtenfamilie des Grossherzogtums. Er besuchte das Humanistische Gymnasium und war Kriegsteilnehmer im Ersten Weltkrieg. Als junger Leutnant erlebte er die verlustreichen Schlachten an der Somme und in Flandern, erst im November 1919 wurde er aus britischer Kriegsgefangenschaft entlassen. Als Spätfolge einer in den Jahren danach zugezogenen Polio-Infektion litt er zeit seines Lebens an Beschwerden beim Gehen und Stehen. Vom Wintersemester 1919/20 bis zu seinem Diplomabschluss am 18. September 1924 studierte Karl Plagge an der Technischen Hochschule Darmstadt Maschinenbau mit Schwerpunkt Chemische Technologie. Er strebte eine Position in der chemischen Industrie an, da er sich seinen Berufswunsch, Medizin zu studieren, aus finanziellen Gründen nicht erfüllen konnte.

Seine berufliche Zukunft war lange ungesichert, nach einer ergänzenden Ausbildung am chemisch-physiologischen und hygienischen Institut der Universität Frankfurt am Main eröffnete Karl Plagge ein chemischmedizinisches Untersuchungslabor in seinem Darmstädter Elternhaus. Unter dem Eindruck der wirtschaftlichen und sozialen Notlage in Deutschland, die auch die eigene Berufs- und Karrierefindung beeinträchtigte, trat Karl Plagge am 1. Dezember

1931 der NSDAP bei. «Ich glaubte [...] damals», schrieb er 1947, «den sozialen Versprechungen und Friedensbeteuerungen Hitlers und glaubte mich für eine gute Sache einzusetzen [...]» 1933 wurde Karl Plagge auf freier Basis beratender Ingenieur der Hessenwerke GmbH, einer Fabrik für elektrotechnische Maschinen am Westrand Darmstadts. Im selben Jahr heiratete er die medizinische Assistentin Anke Madsen aus Trier, die Ehe blieb kinderlos. Unmittelbar nach Kriegsbeginn 1939 wurde Karl Plagge, wegen seiner körperlichen Handicaps frontuntauglich, zur Wehrmacht eingezogen.

Nach dem Ende von Krieg und Gefangenschaft fand Karl Plagge seinen Lebensmittelpunkt, das elterliche Haus und seine Umgebung, zerstört und teilte das Schicksal vieler Darmstädter, die in der Region von Odenwald und Bergstrasse unter bescheidenen Bedingungen mit vielen Schwierigkeiten ihr Dasein fristeten. Erst 1949 konnte er in seine Heimatstadt zurückkehren und seine Tätigkeit bei der Hessenwerke GmbH wieder voll aufnehmen. Knapp sechzigjährig erlag Karl Plagge am 19. Juni 1957 einem Herzinfarkt.

Ein «früheres Parteimitglied» als Judenretter? Diese seltene Konstellation bedarf der genauen Prüfung. Von einem «alten Kämpfer» freilich kann nicht die Rede sein, er war ein politisch eher unerfahrener Mensch mit einem nationalkonservativen, humanistisch geprägten Wertesystem. Im 1948 eingeleiteten Spruchkammerverfahren gegen Karl Plagge wurde, von unbelasteten Zeugen bestätigt, deutlich, dass seiner ursprünglich positiven Einschätzung des Nationalsozialismus alsbald die Ernüchterung folgte, als die Partei nach 1933 ihr wahres Gesicht zeigte: Die rücksichtslose Behandlung politischer Gegner und der «wissenschaftlich» verbrämte Rassenwahn des NS-Regimes widerstrebten Plagges ausgleichendem, tolerantem Naturell. Von ideologischen Aktivitäten hielt er sich fern, bereit war er nur zur Übernahme wissenschaftlicher Vorträge und zur ehrenamtlichen Leitung einer Volksbildungsstätte der Deutschen Arbeitsfront.

Seine endgültige innere Distanzierung vom Nationalsozialismus vollzog sich in den Jahren bis 1938, bekräftigt durch die vertrauensvolle, enge Freundschaft mit dem damaligen Geschäftsführer der Hessenwerke, Kurt Hesse, und seiner Familie. Kurt Hesses Frau war «jüdischer Abstammung» und die Fami-

lie geriet zunehmend in gesellschaftliche Ausgrenzung. Um sein Unternehmen gegen jüdenfeindliche Diskriminierungen zu schützen, engagierte Kurt Hesse 1938 das Parteimitglied Karl Plagge in einem festen Arbeitsverhältnis als leitenden Ingenieur. Für seine Abkehr vom Nationalsozialismus benannte Plagge mehrere Gründe: Erstens Zusammenstöße mit Parteifunktionären, die ihm «Verwässerung der Idee» und persönlichen Umgang mit «jüdisch Versippten» und Freimaurern vorwarfen; zweitens die Brutalität der Judenverfolgung, unter der seine Freunde zu leiden hatten, und drittens eine Rede des Leiters der Deutschen Arbeitsfront, Dr. Robert Ley, während einer Fachtagung in Stuttgart. Sie hatte ihm die Augen dafür geöffnet, dass das Regime einen Eroberungs- und Vernichtungskrieg plane.

Die Klageschrift des Entnazifizierungsverfahrens gegen Plagge geht davon aus, dass er in die Gruppe II der Aktivisten einzureihen sei. In der mündlichen Verhandlung trat eine Reihe von Zeugen zu seinen Gunsten auf – ehemalige Angehörige seiner Wehrmachtseinheit und langjährige Freunde, die über seinen selbstlosen Einsatz für die Wilnaer Juden und seine Abwendung vom Nationalsozialismus berichteten. Besonders beeindruckt zeigte sich das Gericht durch das Erscheinen einer ungeladenen Zeugin, die im Auftrag einer jüdischen Rechtsanwältin Dank und Hilfsanerbieten von Wilnaer Juden überbrachte, die sich zu dieser Zeit in Lagern für Displaced Persons befanden. Das Gericht, das einen Freispruch (Gruppe V) alternativ in Erwägung zog, stufte Karl Plagge, dessen eigenem Wunsch entsprechend, in die Gruppe IV der Mitläufer ein. Obwohl der Antrag seines Anwalts, dem er sich anschloss, nicht im Wortlaut protokolliert ist, darf man davon ausgehen, dass ein straffreier Prozessausgang dem moralischen Gewissen Karl Plagges nicht entsprochen hätte.

«Major Plagge war besser als Schindler, [...] er hat nicht daran verdient. Er tat es nur, um seinen Juden zu helfen», sagte Dr. Pearl Good aus Kalifornien, geboren als Perella Esterowicz in Wilna, als sie im Juni 1999 mit ihrem Mann und der Familie ihres Sohnes die traurigen Stätten der Erinnerung in Litauen besuchte.⁶ Erstmals zeigte sie ihren fast erwachsenen Enkelkindern das ehemalige Ghetto und die Massengräber in Ponary, einst ein beliebter Erholungs-ort zwischen anmutigen Wäldern, wo von 1941 bis 1944 rund 100'000 Juden

aus Wilna und Umgebung ermordet worden waren; sie zeigte ihnen das Zwangsarbeitslager des Heereskraftfahrparks 562 und berichtete von dem Bemühen Karl Plagges, den jüdischen Arbeitskräften seiner Wehrmachtsdienststelle Leben, menschenwürdiges Leben zu ermöglichen.

In Wilna wütete der Terror des Holocaust barbarisch und erbarmungslos. Anfangs beschränkten sich die Tötungen von Juden durch Sicherheitsorgane und die litauischen «Häscher» auf kleinere, willkürliche Aktionen und Durchsuchungen nach ehemaligen Funktionären und Angehörigen der «jüdisch-bolschewistischen Intelligenz», denen fast nur jüdische Männer zum Opfer fielen.⁷ Am 31. August 1941 beginnt die vier Tage dauernde «Aktion Grosse Provokation» zur Vorbereitung der Ghettoisierung der Juden: 8'000 Bewohner – Männer, Frauen und Kinder – des kleinen traditionellen Judenviertels wurden in Ponary erschossen. In den wenigen geräumten Strassenzügen wurde das zweiteilige Ghetto⁸ eingerichtet. 6'000 Menschen, die keinen Platz mehr fanden, mussten den letzten Weg nach Ponary gehen. Ihnen folgten die Opfer rasch aufeinanderfolgender Tötungsaktionen im Herbst 1941.⁹ Der Tötungsvorgang war immer der Gleiche: Die selektierten Juden wurden – häufig unter falschen Vorgaben – zu Hunderten oder Tausenden zu Fuss, mit Lastwagen oder per Bahn nach Ponary getrieben, wo 1940/41 russische Firmen zur Errichtung eines grossen Treibstofflagers riesige runde Gruben ausgehoben hatten. Die Juden wurden dort ihrer Bekleidung und Habe beraubt, mussten sich in Zehnergruppen in die Grube begeben – vor die Gewehre der auf dem Wall liegenden Erschiessungskommandos. Bis zum 22. Dezember 1941 wurden in Ponary 33'500 jüdische Männer, Frauen und Kinder aus Wilna und Umgebung umgebracht. Im Ghetto verblieben 12'000 «legale» Juden mit Arbeitsbescheinigungen und fast 8'000 «illegale» in verschiedenen Verstecken.

Mit dem Krieg gegen die Sowjetunion verband Hitler das strategische Ziel der Gewinnung von «Lebensraum im Osten». In den abenteuerlichen Planspielen der NS-Gremien, die Programme für die «grosddeutsche» Zukunft und ein neu zu ordnendes Europa unter deutscher Vorherrschaft «nach dem Endsieg» entwickelten, waren die baltischen Staaten als «germanischer Raum» zur Eingliederung in das Reich und als deutsches Siedlungsgebiet vorgesehen.¹⁰ Mit diesen langfristigen Planungen verschränkten sich kurzfristige Zie-

le, die sich an den aktuellen Erfordernissen des Krieges orientierten: In den okkupierten Gebieten der Sowjetunion sollte die dort ansässige Bevölkerung dem Hunger preisgegeben, durch planmässige Unterernährung dezimiert und ihr widerstandsfähiger Teil zur Sklaven- und Zwangsarbeit für die Besatzer herangezogen werden. Damit sollte erreicht werden, die kämpfende Truppe und die im rückwärtigen Heeresgebiet operierenden Besatzungseinheiten so vollständig wie möglich aus den besetzten Gebieten zu versorgen. Bereits im Verlauf des Sommers und Herbstes 1941 rückte dieser wirtschaftliche Aspekt immer stärker in den Vordergrund angesichts der sich – zunehmend auch im Deutschen Reich – verschlechternden Ernährungslage. In all diesen Überlegungen und Plänen kamen die Juden nicht vor. Ihre restlose Vernichtung wurde von vornherein als gegeben akzeptiert. Der Wirtschaftsstab Ost plädierte zwar schon im Sommer für einen Aufschub im Interesse der kriegswichtigen Produktion und gab am 15. Juli die Richtlinie aus: «Die Wirtschaftsdienststellen haben sich für die Belassung jüdischer Facharbeiter in den Betrieben mit kriegswichtiger Erzeugung dann einzusetzen, wenn Ersatz nicht zur Verfügung steht und die Aufrechterhaltung der Erzeugung davon abhängt.»¹¹ Als gegen Jahresende 1941 nicht mehr zu leugnen war, dass Hitler und seine Generäle die Stärke und Kampfkraft der Roten Armee unterschätzt hatten und das Blitzkriegs-Ziel einer Unterwerfung der Sowjetunion vor dem Beginn des russischen Winters nicht zu erreichen war, geriet das Unternehmen Judenvernichtung in Widerspruch zu der Bewältigung der wirtschaftlichen Probleme. In Wilna war die Mehrzahl der Juden bereits ermordet, eine Fortsetzung der Massaker im Umfang der Herbstaktionen jedoch hätte nun die Produktion für Wehrmacht und Bevölkerung zusammenbrechen lassen.

«Rettung durch Arbeit»¹² hiess seit der Einrichtung des Ghettos die einzige legale Überlebenschance für die Wilnaer Juden. Sie leisteten Zwangsarbeit in mehr als 100 der Wehrmacht und den Sicherheitsorganen zuarbeitenden Betrieben. Viele Werkstätten befanden sich direkt im Ghetto, das eine wachsend positive Wirtschaftsbilanz vorweisen konnte. Der energische Protest eines Wehrmachtsoffiziers gegen die Ermordung jüdischer Facharbeiter beim Chefintendanten des Wehrmachtbefehlshabers Ostland fand Gehör und Unterstützung. Arad¹³ erwähnt im Zusammenhang der Entstehungsgeschichte

des Exekutionsstopps eine Notiz des Leiters der Politischen Abteilung (IIa) des Reichskommissariats in Riga, vor dem ein Offizier der Behörde des Generalquartiermeisters Ostland die Beschwerde vertrat: Liquidierte jüdische Handwerker im Dienst von Werkstätten und Produktionsbetrieben der Wehrmacht in Wilna seien unmöglich durch örtliche Arbeiter zu ersetzen. «In diesen Betrieben werden Fahrzeuge der kämpfenden Truppe repariert.» Priemel¹⁴ hat erstmals daraufhingewiesen, dass vieles dafür spricht, bei dem beschwerdeführenden Offizier könnte es sich um Karl Plagge gehandelt haben.

Am 2. Dezember 1941 verbot Reichskommissar Hinrich Lohse die Fortsetzung der Tötungsaktionen gegen Juden. Karl Jäger, Chef des Einsatzkommandos 3 und Kommandeur der Sicherheitsorgane, berichtete, ungehalten über die Niederlage, eine «scharfe Kampfansage der Zivilverwaltung [...] und der Wehrmacht» habe ihn daran gehindert, die «Arbeitsjuden inkl. ihrer Familien [...] ebenfalls um[zu]legen.»¹⁵ Damit begann für die Juden eine etwa andert-halb-jährige Zeit des Aufatmens in relativer Ruhe. Die Überlebenden im Ghetto, nun nur noch Arbeitssklaven der Besatzer mit ihren nächsten Familienangehörigen, begannen, sich in ihren kargen und demütigenden Lebensbedingungen einzurichten. Erste Anzeichen kulturellen Lebens, wie Theateraufführungen und Konzerte im Ghetto, liessen auf eine gewisse Normalisierung hoffen. Gleichzeitig formierte sich eine Widerstandsgruppe «Fareinikte Partisaner Organisatije»; sie schmuggelte Waffen ins Ghetto, plante Fluchtmöglichkeiten und hielt Kontakt mit den Partisanen in den Wäldern. Sie hatte auch Verbindungspersonen in den grossen Wehrmachtswerkstätten ausserhalb des Ghettos. Es kam jedoch zu keinem Aufstand, sondern nur zu einzelnen Sabotageakten, da die Widerstandskämpfer den Termin einer Revolte bis zur Liquidierung des Ghettos aufschoben, um das Leben aller Ghettobewohner nicht zu gefährden.

Die Vernichtungsaktionen des Herbstes 1941 waren einhergegangen mit verzweifelten Bemühungen der Juden um Aufnahme in feste Arbeitsverhältnisse und den Erhalt entsprechender Arbeitsbescheinigungen, die zumindest für einige Zeit Lebensmöglichkeiten boten (nacheinander weisse, gelbe und rote Scheine mit ständigen Dezimierungen). Der Heereskraftfahrpark (HKP) 562 Wilna unter dem Kommando von Karl Plagge gehörte zu den besonders

begehrten Arbeitsplätzen. Der zentrale Werkstattbereich des Heereskraftfahrparks wurde in der ehemaligen Technischen Schule im Vorort Antokol eingerichtet. Im Zuge des HKP-Aufbaus kamen weitere Werkstätten in einer ehemaligen Panzerkaserne und an verschiedenen Stellen der Stadt dazu. Gearbeitet wurde an sechs Tagen der Woche von sechs bis achtzehn Uhr mit einer halben Stunde Mittagspause, in der die Arbeiter von der Zentrale Antokol mit einer Suppe versorgt wurden.

Der Heereskraftfahrpark 562 galt unter den Juden allgemein als ein Refugium der Menschlichkeit. «Solange im Ghetto, selbst bis zu seiner Auflösung, Zehntausende von Juden noch am Leben waren, [...] wusste jeder Bescheid über Plagges HKP. Er war berühmt für die gerechte Behandlung seiner jüdischen Arbeiter und für seine ständigen Auseinandersetzungen mit SD, SS und Gestapo, um seine Arbeitstruppe unversehrt zu erhalten. Sein Ruf als anständiger Deutscher war absolut allgemein bekannt bei der gesamten überlebenden Bevölkerung des Ghettos.»¹⁶ Grigorij Schur, Zwangsarbeiter der Pelzfabrik Kailis, der zweiten grossen externen Wehrmachtwerkstatt, die schon vor der Auflösung des Ghettos in ein Konzentrationslager umgewandelt wurde, bezeichnet Plagge in seinen Aufzeichnungen¹⁷ als «anständige[n] und sehr energische [n] Mann» und als «sehr wohl wollenden Menschen». Selbst in Kaunas kannte man Plagge als einen deutschen Offizier, der den Judenmord mit Entsetzen sah und Warnung und Hilfe gewährte.¹⁸

Plagges Haltung während der beiden ersten Jahre der deutschen Besetzung lässt sich vor allem aus den Zeugnissen ehemaliger Untergebener vor dem Spruchkammergericht und Überlebender des Holocaust rekonstruieren. Sie bestätigen übereinstimmend, dass er bei der Ausgabe der Arbeitsbescheinigungen seinen Handlungsspielraum extensiv ausnützte. In vielen Fällen nahm er keine Rücksicht auf die für den Heereskraftfahrpark notwendigen Fertigkeiten und erfand zusätzliche, nicht vorgesehene und nicht erlaubte Arbeitsplätze. Seine Fürsorge für ausreichende Ernährung und gesundheitliche Betreuung galt nicht nur seinen jüdischen Arbeitern, sondern auch den durch die litauische Zivilverwaltung benachteiligten Polen und einer Gruppe russischer Kriegsgefangener, die in den HKP-Werkstätten Schutz und Beschäftigung fanden.

Verschiedentlich gelang Plagge die Befreiung von als Geiseln verschleppten oder ohne Anklage verhafteten Juden aus dem Lukiskis-Gefängnis. Dabei wird von mehreren Zeugen das Beispiel eines jüdischen Arztes und seines alten Vaters genannt, die als Facharbeiter reklamiert wurden, obwohl sie bis dato niemals etwas mit Technik zu tun gehabt hatten. Eine Gruppe von 70 jüdischen Arbeitern und ihre Familienangehörigen holte Plagge persönlich aus dem Lukiskis-Gefängnis ab, der Durchgangsstation nach Ponary: «Alle diese Menschen hingen später mit einer unbeschreiblichen Anhänglichkeit und Verehrung an ihm».¹⁹ In einigen Fällen wurden Verhaftete aus dem Gefängnis oder Straflagern auf seine Veranlassung durch Angehörige seiner Einheit befreit, denen er befahl, im Notfall von der Waffe Gebrauch zu machen.

Die bis zum Sommer 1943 andauernde trügerische Ruhe im Ghetto wurde gestört durch verschiedene Einzelaktionen und ein Unternehmen, das sich vorwiegend gegen die polnische und litauische Bevölkerung richtete. Im März 1942 wurde Fritz Sauckel das neu geschaffene Amt eines Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz übertragen. Sein Auftrag bestand in der «freiwilligen» Requirierung von «Menschenreserven» in den besetzten Ostgebieten, um dem akuten Arbeitskräftemangel in Rüstungsindustrie und Landwirtschaft des Reiches entgegenzuwirken. Der «Sauckel-Aktion» widersetzte sich Plagge, indem er weitere junge Polen als Arbeiter aufnahm und bei der örtlichen Verwaltung die Gründung einer Handwerkerschule im Heereskraftfahrpark durchsetzte, deren Schüler vor dem Transport nach Deutschland bewahrt wurden.

Der programmatische Zusammenhang von Sklavenarbeit und Judenvernichtung offenbarte sich erneut in den gewalttätigen Aktionen, die die Liquidierung des Wilnaer Ghettos ankündigten. Ohne Rücksicht auf ihren Platz im Prozess der Kriegswirtschaft wurden Hunderte von Juden zur Arbeit in den estnischen Ölschieferbergwerken deportiert. Als Plagge erfuhr, dass ein Teil seiner Arbeiter bereits zum Abtransport verladen war, begab er sich sofort mit einem Wehrmachtstrupp zum Bahnhof, befahl seinen Juden auszusteigen und, von seinen Soldaten begleitet, zu ihren Arbeitsplätzen zurückzukehren. Dieses Mal musste Plagge eine Niederlage hinnehmen: Kurz nach seiner Abfahrt erschien der Chef der Sicherheitspolizei, SS-Obersturmführer Rolf Neugebauer,

zwang die Soldaten zum Rückmarsch und jagte die Gefangenen in die Wagons. Einer der Zeugen schrieb 1946, nach diesem Vorgang sei es zu «schweren Zusammenstössen zwischen PL und dem SD-Führer» gekommen, «Plagge war verzweifelt und ungeheuer aufgebracht.»

Am 21. Juni 1943 gab Heinrich Himmler den grundsätzlichen Befehl zur Auflösung der Ghettos im Reichskommissariat Ostland: Arbeitsfähige Insassen seien in Konzentrationslager zu deportieren, die übrigen zu vernichten. Damit war der letzte Schritt zur völligen Auslöschung der Juden eingeleitet. Die Liquidierung des Wilnaer Ghettos fand am 23./24. September statt. 3'700 Juden wurden in Konzentrationslager nach Estland und Lettland deportiert, von denen nur wenige überlebten, über 4'000 Juden ins Vernichtungslager Sobibor, der Rest wurde in Ponary ermordet.

Karl Plagge muss bereits Anfang August 1943 von der bevorstehenden Liquidierung des Ghettos Kenntnis bekommen haben. Er setzte sich unverzüglich mit den Sicherheitsbehörden in Verbindung und ergriff Massnahmen, um ein eigenes Arbeitslager für seine Juden einzurichten, deren Facharbeiterqualitäten – so sein Argument – für die weitere Kriegführung unverzichtbar waren. Es lässt sich nicht nachweisen, ob er, wie einige Überlebende erinnern und wie er selbst später Freunden erzählte, zu diesem Zweck eigens nach Berlin fuhr. Jedenfalls erreichte er sein Ziel. Nun gab es in Wilna nur noch etwa 3'000 Juden an vier Arbeitsstellen: im Heereskraftfahrpark und im Lager Kailis, kleinere Gruppen im Militärlazarett und im Dienst der Sicherheitspolizei.

Am 17. September begann der Umzug der HKP-Arbeiter in die «Blocks» an der Subocz-Strasse, zwei grosse mehrstöckige Wohngebäude auf einem ausgedehnten Gelände, die lange vor dem Krieg von einer jüdischen Unterstützungsorganisation für arme jüdische Familien erbaut worden waren. Sie hatten zwar eine bescheidene sanitäre Ausstattung, die solide Bauweise des Mauerwerks ermöglichte jedoch später die Anlage kleiner rettender Verstecke. In das HKP-Arbeitslager übernahm Plagge zwischen 1'000 und 1'500 Juden aus dem Ghetto, einschliesslich ihrer nächsten Familienangehörigen. Mehrere Familien teilten sich eine Wohnung, es gab fliessendes Wasser, Kochmöglichkeiten und Betten. In den «Blocks» wurden auch einige Werkstattbereiche des Heereskraftfahrparks untergebracht, so eine Schmiedewerk-

statt, ein chemisches Laboratorium, eine Tischlerei, die Polster- und eine Schneiderwerkstatt, in der jüdische Frauen mit der Ausbesserung von Wehrmachtsuniformen beschäftigt waren. Das gesamte Gelände war durch Stacheldrahtzäune gesichert, an denen litauische Polizisten und deutsche SS-/SD-Männer patrouillierten. Das relativ geschützte Dasein von Plagges Arbeitsjuden geriet allerdings mehrfach aus dem Gleichgewicht durch Vernichtungsaktionen, die auch er nicht zu verhindern vermochte.

Wenn SS- und SD-Funktionäre mit ihren litauischen Hilfstruppen das HKP-Gelände betraten, verbreiteten sich unter den Bewohnern panische Angst und Verzweiflung. Sie wussten die Anzeichen einer bevorstehenden Tötungsaktion zu deuten. Tief in die Erinnerung der Überlebenden eingegraben sind zwei besonders traumatische Vorkommnisse: Einmal die öffentliche Hinrichtung des aus dem Lager entflohenen und in der Stadt wieder aufgegriffenen Ehepaars Zalkind und ihrer kleinen Tochter vor den Augen der herbeibefohlenen Bewohner. Für David Zalkind wurde ein Galgen errichtet, zweimal riss die Schnur, doch alles Flehen um Gnade angesichts dieses «Fingerzeigs» war vergeblich: Mann, Frau und Kind wurden erschossen. Als Strafaktion wurden weitere 30 Opfer exekutiert, vorwiegend Frauen.

Die zweite Schreckenstat war die «Kinderaktion» am 27. März 1944: Sie fand zeitgleich in den Wilnaer Zwangsarbeiterlagern und im Ghetto von Kaunas statt und erfasste alle Kinder und Jugendlichen bis zum Alter von 15 Jahren sowie alte und arbeitsunfähige Menschen. Die Kinder wurden gewaltsam ihren Eltern entrissen, auf bereitstehende Lastwagen geworfen und zur Erschiessung nach Ponary verbracht. Einige Mütter liessen sich nicht von ihren Kindern trennen und teilten ihr Schicksal.

Der entscheidende Beitrag Karl Plagges zur lebens verlängernden Bewahrung seiner jüdischen Arbeitskräfte nach der Liquidierung des Ghettos war die Durchsetzung des werkseigenen Konzentrationslagers. Im Frühsommer 1944, als die Rote Armee sich Wilna näherte und die im rückwärtigen Heeresgebiet tätigen Versorgungseinheiten aus dem Frontgebiet nach Westen verlegt wurden, musste er jedoch erkennen, dass sein Handlungsspielraum ausgeschöpft war. Die einzige Chance, die ihm blieb, war die Warnung seiner Juden vor dem kommenden Unheil.

Am 1. Juli 1944 versammelte Major Plagge die jüdischen Zwangsarbeiter

des Heereskraftfahrparks und hielt ihnen in Anwesenheit des SS-Oberscharführers Richter eine Rede, die ein ungeschminktes Bild der Kriegslage und die verschlüsselte Warnung enthielt, nach dem Abzug seiner Einheit werde das Lager von der SS übernommen, die – so der Wortlaut in der Erinnerung Überlebender – «wie ihr ja wisst, eine Organisation zum Schutze von Gefangenen ist»²⁰ oder «ihr wisst sehr wohl, wie gut die SS sich um jüdische Gefangene zu kümmern pflegt».²¹ Nachfragen, ob Gepäck oder «Handtuch und Seife» mitzunehmen sei, beantwortete Plagge mit Nein: Das benötigten sie dort, wo sie hingingen, nicht.²² Sollte der SS-Funktionär Richter die Bedeutung dieser Rede nicht verstanden haben? Oder sollte Plagge mit ihm eine Absprache getroffen haben? Diese Fragen werden sich nicht mehr klären lassen. Die jüdischen Gefangenen jedenfalls verstanden, trotz unterschiedlichem Sprach- und Bildungsstand, sehr genau, was ihnen bevorstand. Sie suchten verzweifelt nach Rettungsmöglichkeiten vor dem sicheren Tod. Eine Gruppe von annähernd 50 Menschen unternahm noch am selben Tag einen Ausbruch. Mit Schneidbrennern entfernten sie die Gitter vor dem Fenster der Schmiede werkstatt, die sich am äusseren Rand des Geländes befand, und sprangen aus dem ersten Stock nach draussen. Im Kugelhagel der SS kamen etliche Flüchtlinge zu Tode, doch gelang etwa 35 Gefangenen die Flucht. Sie erlebten, ohne Obdach und extrem gefährdet, die letzten Kämpfe bis zur Einnahme Wilnas durch die Rote Armee am 13. Juli 1944.

Für alle übrigen Bewohner wurde das Wort «Malina» (Versteck) zum Zentrum, um das alle Gedanken und Bemühungen kreisten. Einige hatten Nischen im Mauerwerk und hinter Schränken oder im Fussboden ihrer Wohnräume vorbereitet, wo sie sich verbargen. Viele von ihnen wurden aufgespürt und erschossen. Auch in mehreren Werkstätten und Einrichtungen des Heereskraftfahrparks gab es Verstecke. Die weitaus grösste Malina war das bei der «Kinderaktion» entdeckte Versteck im Abwasseruntergrund der «Blocks», das von einigen Männern erweitert und sicherer gemacht worden war. Es gibt tief erschütternde Berichte der Überlebenden von den unsäglich qualvollen Tagen ohne Licht, Nahrung und Luft, deren schrecklichen physischen und psychischen Belastungen manche nicht standhalten konnten. Da die Verstecke bei Weitem nicht für alle Bewohner ausreichten und manche nicht genügend

gesichert werden konnten, fielen der endgültigen Liquidierung des Lagers durch die SS noch viele Juden zum Opfer. Insgesamt überlebten etwa 200 Menschen die Zeit bis zur Befreiung durch die Rote Armee.

Karl Plagges Hilfs- und Rettungsaktionen für Juden in Wilna bedeuteten eine gefährliche Gratwanderung zwischen extrem ausgereizten Handlungsspielräumen der Wehrmacht, harten Auseinandersetzungen mit den Sicherheitsorganen und Zuwiderhandlungen gegen allgemein gültige Anordnungen der Wehrmachtsführung, durch die die Vernichtung der Juden sanktioniert wurde. Im Staatsarchiv Wilna hat sich ein Dokument «Richtlinien und Merkblatt für den Einsatz jüdischer Arbeitskräfte» vom 7. April 1942 erhalten: «Der Jude ist unser Feind und der Alleinschuldige am Krieg. Es gibt daher auch keinen Unterschied zwischen Juden und Juden, sie sind alle gleich. [...] Wer mit Juden privaten Umgang pflegt, muss entsprechend als Jude behandelt werden.»²³ Die grosszügig auslegbare Drohung des letzten Satzes deutet das Risiko an, dem sich Plagge ausgesetzt sah. Hilfe und Rettung für seine jüdischen Arbeiter zu gewähren, forderte aber auch den ihm unterstellten Wehrmachtsangehörigen absolut loyales Verhalten ab. Er vermittelte ihnen – meist ältere und frontuntaugliche Soldaten und Offiziere – die Verpflichtung zu humanem Denken und Handeln. Es sind Beispiele bezeugt, dass es ihm gelang, fanatische Nationalsozialisten, die ihm als Denunzianten hätten gefährlich werden können, von seiner Truppe fern zu halten oder deren Versetzung zu anderen Einheiten zu erwirken.

Wie sind die beiden Quellen, aus denen sich das Wissen über Karl Plagges rettende Tätigkeit in Wilna speist, einzuschätzen? Obwohl die Aussagen vor dem Spruchkammergericht zweifellos nicht nur der Entlastung Plagges dienen, sondern auch eigenes Handeln und das der gesamten Einheit in ein positives Licht rücken sollten, sind sie dennoch verlässlich, decken sie sich doch fast völlig mit der von ihren Leiden und traumatischen Erfahrungen bestimmten Perspektive der Opfer. Diese haben in vielen Fällen über lange Zeit ihre bitteren Erinnerungen und schmerzlichen Verluste verdrängt. Wenn sie jetzt nach fast 60 Jahren im höheren Alter bereit sind, sich den Fragen der jüngeren Generation zu stellen, so ist dies ein sehr schwieriger und belastender Erinne-

rungsprozess. Dass sich im Gedächtnis dabei Fehler und Irrtümer verfestigt haben können, muss in Kauf genommen werden. Seit dem Beginn des Jahres 2001 hat sich zwischen den Überlebenden, ihren Angehörigen und den Unterstützern der Recherchen in Deutschland (vorwiegend per E-Mail) ein ständiger, lebhafter «Diskurs der Erinnerung» entwickelt, in dem offene Fragen geklärt werden konnten. Neu dazu kommende Überlebende wurden in das Gespräch einbezogen. Dabei kamen auch Stimmen zu Wort, die in Plagge nur den Vertreter der feindlichen Macht und ihrer Interessen wahrgenommen hatten. In ihrem Gedächtnis hatte sich über fast 60 Jahre der Eindruck festgesetzt, dass alle Deutschen Mörder waren. Dennoch sagen auch sie, dass er ein «humaner Deutscher» war und sie seiner Warnung vor dem Abzug der Wehrmacht ihr Leben verdanken. Für wenige ist dies die einzige Gelegenheit, bei der sie seine rettende Funktion wahrgenommen haben, und damals wie heute können sie sich seine Motivation nicht erklären. In den deutschen Aussagen aber kommt dieser für die Juden so entscheidende Moment nicht vor.

Es gab nur vereinzelte Wehrmachtangehörige, die den Mut und die Zivilcourage aufbrachten, sich dem Terror des Holocaust zu widersetzen. In Wilna sind neben Karl Plagge zwei weitere Menschen bekannt, die aktive Mitmenschlichkeit übten und nicht nur, mehr oder weniger schamhaft, vor dem Verbrechen der Judenvernichtung die Augen verschlossen: Feldwebel Anton Schmid kam mit der Untergrundbewegung in Kontakt, unterstützte sie und brachte viele Juden in weniger gefährdete Ghettos nach Polen und Weissrussland. Ein Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode, am 13. April 1942 wurde er in Wilna hingerichtet. Und Hauptmann Oskar Schönbrunner. Der Berufsoffizier in Plagges Alter errichtete und leitete die «Schneiderstube» im Wilnaer Ghetto, wo er, solange diese bestand, vielen Juden Arbeit und Existenzsicherung gab. Anton Schmid und Oskar Schönbrunner wurden in Yad Vashem als «Gerechte unter den Völkern» geehrt. Der Antrag von Überlebenden²⁴, auch Karl Plagge diese Würdigung zuzuerkennen, wurde von der zuständigen Kommission in Yad Vashem mit der Begründung abgewiesen, der Fall entspreche nicht vollständig den Kriterien. Die Opfer wollen sich damit nicht abfinden, Signale aus Yad Vashem lassen eine Revision des Verfahrens möglich erscheinen.

Die Motive für Karl Plagges Aktionen und Anstrengungen zur Rettung einer möglichst grossen Zahl von Juden seines Einflussbereichs vor der Vernichtung im Holocaust sind in seiner Persönlichkeit und Sozialisation zu suchen. Geprägt durch eine humanistische Erziehung in Elternhaus und Schule, die ihm eine hohe Wertschätzung von humanem und gerechtem Handeln vermittelte, durch die am Vorbild der Ritterlichkeit orientierte militärische Ausbildung im kaiserlichen Heer, durch lebhaftes wissenschaftliche Interessen, die er als Beitrag zum allgemeinen Wohl der Menschheit verstand, erlebte er Gewalt und Unmenschlichkeit des Holocaust in Wilna mit Bestürzung und Abscheu. Sein Patensohn Konrad Hesse hat überliefert, dass es ihm nie mehr gelang, die grauenvollen Erlebnisse der Wilnaer Zeit zu verarbeiten, und dass er sich zeit seines Lebens Vorwürfe machte, zu wenig aktiven Widerstand geleistet und nicht mehr geholfen zu haben.

Für die wenigen überlebenden Juden begann nach dem Ende des Krieges eine Zeit neuer, neuartiger Schwierigkeiten. Die meisten sahen im antisemitischen Klima Litauens, das wieder der Sowjetunion einverleibt war, keine Zukunft, die Neuanfang, Ruhe und Freiheit versprach. Für viele führte der Weg ins Ungewisse über Deutschland, das Land der Mörder ihrer Nächsten, wo sie in den Lagern für Displaced Persons Monate und Jahre auf den Neubeginn in einem demokratischen Land warteten. In dieser Zeit suchten einige von ihnen nach Karl Plagge, um ihm für ihre Rettung zu danken, wie z. B. die Gruppe, in deren Auftrag die ungeladene Zeugin bei seiner Spruchkammerverhandlung erschien. Plagge hatte in diesen frühen Nachkriegsjahren, in denen man in Deutschland Schuld und Grauen des Krieges verdrängte hinter den Anforderungen des Wiederaufbaus und der mühsamen Einübung in Demokratie, Kontakt zu einigen Überlebenden aus Wilna. Lazar Greisdorf, Toronto, hat zu Anfang des Jahres 2002 drei in seiner Familie 55 Jahre lang aufbewahrte Briefe Karl Plagges an den «Verband ehemaliger Ghettohäftlinge Litauens» bei der jüdischen Gemeinde in Vilnius übergeben.²⁵ Sie machen deutlich, dass Plagge seine Hilfeleistung als selbstverständliche Pflicht eines jeden fühlenden Menschen gegenüber dem in Not befindlichen Mitmenschen begriffen hat. Einer der Briefe ist nach einem Treffen mit Greisdorfs Vater, das vermutlich am 3. März 1948 in Stuttgart stattfand, geschrieben worden. Plagge erlebte das

Glück einer Begegnung gleich Denkender und gleich Fühlender, das ihm Kraft gab, in einer Gesellschaft zu leben, die seine Scham nicht teilte und nicht verstand und in der er sich isoliert fühlte. Er schrieb damals:

«Ich glaube, die Zeit ist gekommen, wo über alle nationalen Schranken hinweg alle rechtschaffenen, gut gesinnten Menschen sich die Hände reichen sollten zu einer Gemeinschaft ‚der Einsamen unter ihren Völkern‘. Denn wer heute die Wahrheit sucht und das Recht, bleibt einsam in Mitten einer blinden Menge, die nach Macht schreit und nach Gewalt.»

Anmerkungen

- 1 Vgl. Yitzhak Arad, Ghetto in Flames. The Struggle and Destruction of the Jews in Vilna in the Holocaust, Jerusalem 1980, S. 27f.
- 2 «Es musste nach aussen gezeigt werden, dass die einheimische Bevölkerung selbst als natürliche Reaktion gegen jahrzehntelange Unterdrückung durch die Juden und gegen den Terror durch die Kommunisten in der vorangegangenen Zeit die ersten Massnahmen von sich aus getroffen hat.» So genannte «Stahlecker-Berichte», zitiert (nach: Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg 14. November 1945-1. Oktober 1946, Reprint Band II, S. 143.
- 3 Ebd.
- 4 In den teilweise überlieferten Wehrmachtsakten konnten nur geringe, wenig aussagekräftige Spuren dieser kleinen, im rückwärtigen Heeresgebiet tätigen Einheit aufgespürt werden.
- 5 Lebenslauf auf der Grundlage von Akten des Stadtarchivs Darmstadt ST 12/18 (Melderegistratur), des Staatsarchivs Darmstadt H 14-R 2471, des Archivs der Technischen Universität Darmstadt TH 12-182-32 und des Hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden 4.1.3 Abt. 520 Spruchkammern/DI/Plagge, Karl. Besonderer Dank für persönliche Informationen und Photos gilt Irma Freese, Konrad Hesse und Erika Vogel.
- 6 Videoaufzeichnung «Family Journey», produced by Michael Good.
- 7 In der historischen Forschung ist in den letzten Jahren eine Diskussion über den genauen Zeitpunkt der Übermittlung des Befehls zum allgemeinen Judenmord entstanden. Neuere Untersuchungen bestätigen die Unsicherheit und gewisse Handlungsunterschiede innerhalb der Polizei- und Sicherheitseinheiten während der ersten Wochen des Ostfeldzugs. Vgl. Peter Longerich, Vom Massenmord zur ‚Endlösung‘. Die Erschiessungen von jüdischen Zivilisten in den ersten Monaten des Ostfeldzuges im Kontext des nationalsozialistischen Judenmords, in: Bernd Wagner (Hg.), Zwei Wege nach Moskau, München 1991; Ralf Ogorreck, Die Einsatzgruppen und die ‚Genesis der Endlösung‘, Berlin 1996; Christoph Dieckmann, Der Krieg und die Ermordung der litauischen Juden, in: Ulrich Herbert

Major Karl Plagge und der Heereskraftfahrpark 562 in Wilna 113

- (Hg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1945, Frankfurt am Main 1998, S. 292-329.
- 8 Im Grossen Ghetto wurden 30'000 Juden zusammengepfertcht, im Kleinen weitere 11'000 Juden hineingezwungen.
 - 9 Jom Kippur-Aktion am 1. Oktober 1941, mehrere Aktionen «Gelbe Scheine» im Oktober und weitere kleinere Aktionen.
 - 10 Vgl. Götz Aly/Susanne Heim, Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung, Frankfurt am Main ²1994; Götz Aly, „Judenumsiedlung“. Überlegungen zur politischen Vorgeschichte des Holocaust, in: Herbert, Vernichtungspolitik [wie Anm. 7], S. 67-97.
 - 11 Zitiert nach Christian Gerlach, Deutsche Wirtschaftsinteressen, Besatzungspolitik und der Mord an den Juden in Weissrussland 1941-1943, in: Herbert, Vernichtungspolitik [wie Anm. 7], S. 276.
 - 12 Vgl. Kim Christian Priemel, Rettung durch Arbeit. Handlungsspielräume von Wehrmachtsangehörigen im Kontext des Holocausts am Beispiel von Vilnius, Litauen. Unveröffentlichte Magisterarbeit, Freiburg 2002.
 - 13 Arad, Ghetto [wie Anm. 1], S. 168.
 - 14 Priemel, Rettung [wie Anm. 12], S. 113, Anm. 520.
 - 15 2. Jäger-Bericht, S. 7. BAB R 70 SU/15, Bl. 87-95 zitiert nach Priemel, Rettung [wie Anm. 12], S. 76. Jetzt auch als Faksimile wieder veröffentlicht in: Vincas Bartusei vicius, Joachim Tauber und Wolfram Wette (Hg.), Holocaust in Litauen. Krieg, Jul]denmorde und Kollaboration im Jahre 1941. Köln, Weimar, Wien 2003, Dokuj' mente, S. 303 ff.
 - 16 Zeugnis von Bill Begeh, New York, S. 2, von der Verf. übersetzt aus dem Amerikanischen.
 - 17 Die Juden von Wilna. Die Aufzeichnungen des Grigorij Schur 1941-1944. Bearbeitet und herausgegeben von Wladimir Porudominskij, München 1999, S. 182 und 207.
 - 18 Reinhard Kaiser/Margarete Holzman (Hg.), «Dies Kind soll leben». Die Aufzeichnungen der Helene Holzman 1941-1944, Frankfurt am Main 2000, S. 242 (dort fälschlich als «Major Klage» bezeichnet).
 - 19 Zeugnis 1946 von Georg Raab, Oberfeldwebel im HKP 562.
 - 20 Zeugnis Bill Begeh [wie Anm. 16].
 - 21 Zeugnis Pearl Good, Life Story, <http://www.hometown.aol.com/michaeldg/>
 - 22 Protokolle von Telefoninterviews Dr. Michael Good mit Harry Sheres, Martin und Liza Traub, Molly Kadan, Mira Trocki (im Besitz der Verf.); vgl. auch Priemel, Rettung [wie Anm. 12], S. 108.
 - 23 Zitiert nach ebd., S. 21.
 - 24 Dr. Pearl Good (federführend), Dr. Michael Good, Dr. William Begeh, Mark und Anna Balber, M. Lisauskiene.
 - 25 Kopien liegen der Verfasserin vor.

Die Rettungstaten des Feldwebels Hugo Armann

von Olaf Meuther

Als Hugo Armann 1987 mit seiner Tochter Barbara nach Jerusalem fuhr, um in der Allee der Gerechten einen Baum zu pflanzen, nutzte er die Gelegenheit, einige Überlegungen über die nationalsozialistische Zeit und den Umgang mit ihr im politischen Leben Deutschlands anzustellen. Insbesondere schien es ihm, als hätten die meisten Deutschen seinerzeit ihre Augen vor der nationalsozialistischen Rassenpolitik verschlossen. «Jeder, der es sehen wollte, ich betone, sehen wollte, konnte sehen, nicht nur in Städten, auch auf den Dörfern, wie Männer – Frauen – Kinder – Menschen, die bisher Nachbarn waren, mit geringen Habseligkeiten, mit Koffern und Rucksäcken, von SS oder von SA oder von (der) Polizei zum Bahnhof geführt, im Güterwaggon abtransportiert wurden.» Hugo-Armann ging davon aus, dass er selbst nur wenig geholfen habe, resümierte aber, dass aus der Summe einzelner Aktionen, die in ihrer Singularität als kleine Hilfe hätten gewertet werden müssen, etwas Grosses hätte werden können. Auch wenn, nach seiner Ansicht, Schuld nicht kollektiv einem Volk zugesprochen werden konnte, so war er 42 Jahre nach dem Ende des Krieges der Meinung: «[...] für meine Generation gibt es kein Vergeben!»¹

Der Bundesgerichtshof entschied im Jahre 1962, dass Widerstand nur dann als legitimes politisches Mittel zur Durchsetzung politischen Willens angesehen werden solle, «wenn die Widerstandshandlungen nach ihren Beweggründen, Zielsetzungen und Erfolgsaussichten als ein ernster und sinnvoller Versuch zur Beseitigung des bestehenden Unrechtszustandes gewertet werden kann, der einen lebens- und entwicklungsfähigen Keim des Erfolges in sich trägt [...]» Diese Festlegung hatte zur Folge, dass die Geschichte des militärischen Widerstandes gegen Hitler hauptsächlich aus der Perspektive des Um-

sturzversuches vom 20. Juli 1944 und der Aktionen der «Weissen Rose» geschrieben wurde.² Die Hilfe einzelner Menschen wurde dadurch in den Hintergrund gedrängt. Erst in den letzten Jahrzehnten änderte sich die Forschungssituation.³ Durch Filme wie «Schindlers Liste» oder Zeitschriftenartikel, wie zum Beispiel über die «stillen Helden», wurde nicht zuletzt die 1996 von Daniel Goldhagen aufgestellte These widerlegt, dass es im Deutschen Volk nur Mittäter und Mitläufer gegeben habe.⁴

Über die Hilfsaktionen Hugo Armanns informiert uns unter anderem das 1982 erschienene Buch von Eric Silver «The Book of the Just». Er wies im Epilog darauf hin, dass ganz individuelle Motive für die jeweiligen Hilfetaten ausschlaggebend gewesen waren, während zum Beispiel Eva Fogelman vor allem die primäre Sozialisation der Helfer in den Vordergrund stellte.⁵ Aus den bisher erschienenen Publikationen, in denen die Hilfsaktionen Hugo Armanns beschrieben werden, erfährt man nur sehr wenig über sein Leben, weil die Autoren ihr Hauptaugenmerk auf die Beschreibung seiner Rettungstaten richteten.⁶

Nach Durchsicht der Aktenbestände von Yad Vashem in Jerusalem versuchte ich, weitere Informationen über das Leben Hugo Armanns zu erhalten. Ich setzte mich zunächst mit der Stadtverwaltung von Zeitlofs in Verbindung, die mir mitteilte, dass Hugo Armann vom 29. September 1945 bis zu seinem Tode am 9. Mai 1989 in Zeitlofs im Gemeindeteil Detter gelebt habe. Des Weiteren wandte ich mich an die Schule in Detter, in der er als Schulleiter unterrichtet hatte. Von dort wurde meine Anfrage an den heute in Tübingen lebenden Sohn Michael Armann weitergeleitet, der mir Tagebücher seines Vaters aus den Jahren 1941 und 1945 sowie einige weitere Dokumente zusandte.

Die Taschenkalender, die ich für meine Untersuchungen verwenden konnte, geben wichtige Einblicke in das Leben des Soldaten Hugo Armann. Leider fehlen die für seinen Aufenthalt in Baranowicze interessanten Kalender aus den Jahren 1942 und 1943. Dadurch, dass er zu den einzelnen Tagen nur stichwortartige Bemerkungen gemacht hat, bin ich in hohem Masse auf eine Interpretation der Notizen angewiesen, die sich in manchen Fällen recht schwierig gestaltete. An anderen Stellen finden sich lediglich Hinweise auf abgesandte oder empfangene Briefe und Pakete. Dennoch spiegelt gerade der

Taschenkalender von 1941 die Entwicklung eines Soldaten wider, der zunächst in Frankreich stationiert war, dann nach Baranowicze verlegt wurde und dort Juden vor dem sicheren Tod rettete.

Neben den peniblen Einträgen zu seinem Krankenstand können in seiner Berichterstattung zwei Wendepunkte klar erkannt werden. Während er bis zu seiner Verlegung in den Osten ausführlich berichtete, wurden die Berichte während seines Aufenthaltes in Weissrussland spärlicher. 1945, nach seiner Entlassung als Soldat, änderte sich dieses Verhalten wieder. Die Berichterstattung wurde ausführlicher. Auch der Duktus veränderte sich und weist analog zur Quantität der Berichterstattung ähnliche Zäsuren auf. Die Darstellung der Hintergründe und Motive fällt aber insgesamt dürftig aus, weil in den zugänglichen Quellen nur sehr wenig Auskunft über sie gegeben wird und weil die für die Untersuchung interessanten Taschenkalender wegen der Auflösung des Haushaltes nicht mehr existieren.⁷

Über die Ereignisse in Baranowicze sind wir vor allem durch die Aussagen Sarah Maniszewicz' und des Arztes Dr. Shabtei Sternfeld informiert, die in den Akten von Yad Vashem verwahrt werden, sowie durch die Monographie von B.P. Sherman über das Ghetto in Baranowicze.⁸ Das durch diese Quellen gewonnene Bild wird durch einzelne Dokumente, wie zum Beispiel ein Führungszeugnis von 1938, einen Lebenslauf mit Hinweisen zu Hugo Armanns beruflichem Ausbildungs- und Werdegang und seine in Jerusalem gehaltene Rede sowie einige Zeitungsartikel ergänzt. In seinem Brief an den Direktor des Departements of the Righteous, Dr. Mordechai Paldiel, fasste Hugo Armann am 17. Oktober 1983 sein damaliges Tun als «eine selbstverständliche, menschliche Hilfe und Unterstützung in einer unmenschlichen Zeit» zusammen.⁹

Wer war dieser Mensch, der während des Krieges, nachdem in Berlin-Wannsee die planmässige Deportation und Ermordung der Juden koordiniert worden war, mehrere Juden vor diesem Schicksal bewahrte? Durch welche Erlebnisse wurde er zu solchen Hilfestellungen motiviert?

Hugo Hermann Friedrich Armann wurde am 11. August 1917 als Sohn des Bäckermeisters und Landwirts Otto Armann und seiner Frau Sophie, geborene Scheler, in Rauenstein geboren, einem kleinen, in Thüringen liegenden Ort,

der 1939 rund 1'800 Einwohner zählte. Hugo Armann genoss eine traditionelle protestantische Erziehung. Er besuchte die Volksschule und ging nach dem Abschluss in die Landwirtschaftliche Berufsschule in Schalkau. Nach einem Praktikum auf dem Rittergut Einöd im Landkreis Hildburghausen besuchte er zwei Semester lang die Landwirtschaftsschule Oberlind und schloss seine dortige Ausbildung mit dem Prädikat «gut bis sehr gut» ab.¹⁰ Aus dieser Zeit stammt ein Führungszeugnis, ausgestellt in Rauenstein am 17. Februar 1938. In ihm wird amtlich bescheinigt, dass «während seines [...] hiesigen Aufenthaltes Tatsachen, die seinen [...] Leumund beeinträchtigen könnten, nicht bekannt geworden sind, insbesondere, dass eine Strafe in den polizeilichen Listen nicht verzeichnet ist.»¹¹ Seine Abschlussprüfung als «Staatlich geprüfter Landwirt» legte er an der Thüringischen Höheren Landbauschule in Jena-Zwätzen mit Auszeichnung ab. Dies eröffnete ihm die Möglichkeit, an der Hochschule für Lehrerbildung in Braunschweig zu studieren. In Posen absolvierte er ein Praktikum als Lehrer an landwirtschaftlichen Berufsschulen. Vom Wehrdienst wurde er deshalb zunächst bis zur Beendigung seines Studiums zurückgestellt. Seine Ausbildung konnte er dann allerdings wegen einer erneuten Einberufung zum Wehrdienst am 2. März 1940 nicht mehr abschließen. Unter Erlass der zweiten Prüfung wurde er am 29. Februar 1944 durch den Reichsstatthalter von Thüringen zum ausserplanmäßigen Berufsschullehrer unter Berufung in das Beamtenverhältnis ernannt.¹²

Für die Darstellung seiner Jugendzeit ist es von speziellem Interesse, dass er von 1934 bis Mitte Juli 1935 Mitglied in der Hitlerjugend gewesen war. Er wurde allerdings, wie er es selbst formulierte, durch Beeinflussung seiner Eltern und «dadurch bedingte Interesselosigkeit» ausgeschlossen. In die Partei ist er nicht eingetreten.¹³ Durch Arno Klönnes Buch «Gegen den Strom» wissen wir, dass die Rekrutierung neuer Mitglieder für die Hitlerjugend mit Hilfe psychischen Drucks durchgeführt wurde. So wurde eine spätere Aufnahme in einen Lehrbetrieb von einer Mitgliedschaft abhängig gemacht. Klönne geht ferner davon aus, dass «ähnlicher und noch schärferer Druck auch auf die Jugendlichen ausgeübt wurde, die eine Beamtenlaufbahn oder ein Studium wählen wollten». Die Anwerber gingen meistens sogar so weit, eine Begründung

des Anzuwerbenden zu fordern, weshalb er nicht der Hitlerjugend beitreten wollte. Diese Begründung musste dann auch vom Vater unter Angabe seines Arbeitsplatzes unterschrieben werden, so dass auf die Eltern ebenfalls Druck ausgeübt wurde.¹⁴ Es lässt sich anhand der Quellen nicht nachweisen, ob Hugo Armann und seine Eltern unter einem ähnlichen Druck gestanden haben. Eric Silver geht jedenfalls davon aus, dass Hugo Armann freiwillig der Hitlerjugend beigetreten sei.

Wir wissen, dass das Verhältnis seiner Eltern zu Juden durch die freundschaftlichen Beziehungen seines Vaters bestimmt wurde. In Israel führte Hugo Armann 1987 aus, dass sein Vater diesen Menschen nach 1933 in einer politisch schwierigen Zeit Ratschläge gegeben hatte.¹⁵ So können wir annehmen, dass Hugo Armann schon während seiner Jugend eine unbelastete Beziehung zu Juden entwickeln konnte. Für ihn war die von den Nationalsozialisten verbreitete Propaganda gegen die Juden nicht in dem Masse einsichtig wie für jene, die keinen Kontakt zu Juden unterhielten. Zu Hause haben die Armanns das politische Geschehen nach 1933 verfolgt und auch thematisiert. Ob der Vater dabei mit dem Sohn explizit über solche Themen gesprochen hat, lässt sich aufgrund der Quellenlage nur erahnen.

Nachdem Hugo Armann 1940 zum Wehrdienst eingezogen worden war und seine Militärausbildung in Göttingen absolviert hatte, wurde er zunächst bei der «Verwaltungsstelle für Kriegsgefangene» in Frankreich eingesetzt.¹⁶ Seine Tagebucheintragungen aus dem Taschenkalender von 1941 belegen, dass er zunächst seinen Dienst als Soldat im Einklang mit seinen moralischen Vorstellungen erfüllen konnte. Es waren lediglich die üblichen Unannehmlichkeiten des Soldatenlebens, die seine Kritik auslösten. So notierte er zum Jahreswechsel 1940/41 : «Ja, meine Herren, das war gerade kein erhebender Anfang.» Er führte dazu aus, dass er im eigentlichen Sinne Neujahr nicht hat feiern können, da er dienstlich gebunden war. In gleicher Weise muss seine Bemerkung zum 18. Februar 1941 gewertet werden: «Ich muss die Arbeit machen und andere tun gar nichts.» Die Tagebuchnotizen weisen aber auch seine tiefe Unzufriedenheit mit seinen Kameraden nach. Er bemerkte am 11. Januar 1941: «Der Stab ist wie ein Haufen alter Waschweiber. Wann werd' ich mal im Leben nicht mehr diese Anpöbeleien ertragen müssen.»¹⁷ Diese Bemer-

kung stand im engen Zusammenhang mit der sich im Stabe breit machenden Kriegsstimmung, spiegelte aber auch wider, wie rüde die Soldaten miteinander umgingen. Seine Definition des Soldatenlebens: «Kaum ist man eingewöhnt, muss man wieder ziehen, grad wenn's am Schönsten war!», orientiert sich nicht an einer heroischen Verklärung des Kriegsalltags, sondern berücksichtigt vor allem die konkrete Situation, in der sich der Soldat befand. Eintragungen zum persönlichen Werdegang, wie zum Beispiel seine Beförderung zum Unteroffizier, finden sich ebenfalls im Kalender verzeichnet.

Am 14. Februar 1941 erhielt der Stab ein Fernschreiben, in dem befohlen wurde, dass er binnen der nächsten vier Tage abmarschbereit sein sollte. Das angegebene Ziel war die Stadt Görlitz. Wenig später notierte Hugo Armann den Aufbruch aus Frankreich. Akribisch hielt er in seinem Kalender die Marschroute fest. Über Görlitz ging es nach Gnesen und von dort weiter nach Warschau. Dort bezogen sie Quartier im Hotel «Zentral Polonia» in der Nähe des Bahnhofs. Neben den Unannehmlichkeiten des Soldatenlebens verzeichnete er in seinem Tagebuch über Warschau die folgende Beobachtung: «Dieses Elend – vor allem im Ghetto.»¹⁸ Hinter dieser kurzen Eintragung nach der Konfrontation mit dem Warschauer Ghetto verbirgt sich wohl eines der Schlüsselerlebnisse, die Armann später zu seinen Hilfeleistungen bewogen haben. In der folgenden Woche richtete sich der Stab in Warschau ein. Entbehrungen – «trockenes Brot und Kaffee» – sowie die Sehnsucht nach Zuhause kennzeichneten seine Stimmungslage in Polen.¹⁹ Am 18. Juni 1941 änderte sich das allgemeine Klima im Stab: «Aufgeregte Stimmung überall», notierte Hugo Armann in seinen Kalender. «Geheime Kommandosachen rennen sich tot.» Eine Verlegung des Stabes nach Ostpolen oder Weissrussland stand bevor. Nach der Proklamation Hitlers und dem Appell des Obersten brach der Stab nach Osten auf.²⁰

In den kommenden Tagen wurde Hugo Armann zum ersten Mal mit dem Kriegsgeschehen in nächster Nähe konfrontiert. Zumindest war es das erste Mal, dass er explizit vom Kriegsgeschehen berichtete: «Man hört die ersten Flakschüsse! Zwei rote Flieger sind hier gewesen.» – «Ein ruhiger Kriegstag – nur die Flak ballert dauernd.» – «Ein bisschen Fliegergebrumm – sonst nichts.» Es berührten ihn die Sondermeldungen vom 29. Juni 1941 über

Kriegsgefangene und requirierte Flugzeuge. Eine direkte Begegnung mit Kriegsgefangenen hatte er am darauffolgenden Tag. Die Angehörigen des Stabes marschierten weiter nach Osten. Am 5. Juli 1941 erreichten sie Baranowicze, zogen aber zunächst nach Minsk weiter. Dort angekommen, fanden sie für die Nacht kein Quartier und mussten bei Kälte im Wagen übernachten.²¹

Im Juli 1941 erlebte Hugo Armann eine Odyssee. Von Minsk sollte es bereits wenige Tage später wieder nach Bialystok gehen. Ein Unfall verhinderte jedoch die Abfahrt. So schloss man sich am 10. Juli einem Gefangenentransport nach Baranowicze an. Von dort ging es über Brest-Litowsk, Terespol und weitere Stationen nach Grodno, wo im strömenden Regen wieder «auf Breitspur umgeladen» wurde. Das Ziel war ein zweites Mal Minsk. Hugo Armann war körperlich durch die widrigen Umstände bei der Übernachtung im Auto und beim Umladen in Grodno angegriffen. Minsk wurde in der Woche vom 27. Juli bis 2. August 1941 verteidigungsbereit gemacht und beschossen. Unter dem Eindruck der Ereignisse schrieb Hugo Armann in seinen Kalender: «Ich verfluche diese Stadt – wie ich ja überhaupt den ganzen Krieg verfluche! – Ich wollte ihn nicht. – Dienstfahrt des Oberst nach Baranowicze-Slusk, immer noch Angriffe des Roten, nördlich, südlich, östlich, Slusk (Tote beim Stab des BRH Mitte), in Minsk brennt es wieder – arme Städte – armes Europa!»²²

Die Stimmung hatte sich im Vergleich zu seinem Aufenthalt in Frankreich drastisch geändert. Empfund Hugo Armann das Soldatenleben zunächst als eine Pflicht, die gegenüber dem Vaterland zu erfüllen war, so trat im Osten eine Wandlung ein, und zwar insbesondere durch die äusseren Umstände, durch die Konfrontation mit dem Kriegsgeschehen und den damit verbundenen Unannehmlichkeiten. Es ist kennzeichnend für diese Veränderung, dass in seinen Tagebucheintragungen nunmehr der direkte Bezug auf das Kriegsgeschehen in den Vordergrund trat. Persönliche Details, insbesondere das Schreiben oder Erhalten von Post sowie gemütliche Abende, traten in den Hintergrund. Mehrere Male ist er mit dem Schicksal von Kriegsgefangenen und Juden in Kontakt gekommen. Auch wenn er es vermied, Gefühle aufzuschreiben, so haben ihn diese Begegnungen mit anderen Menschen geprägt. Teilweise resignierte er bei der Berichterstattung, während ihm in Frankreich im-

mer eine Kleinigkeit zu berichten einfiel: «Ich weiss nicht, was man schreiben soll.» Am 15. August fügte er erklärend noch hinzu, dass «alles verrückt» sei. Die Stimmung wurde nur durch eintreffende Post und Kuriositäten im Stab manchmal etwas lockerer, wie zum Beispiel anlässlich einer Geburtstagsfeier: «Das war ein Zirkus. Unteroffiziere und Mannschaften sind zur Geburtstagsgratulation angetreten. Stabskapellmeister [...] spielt ‚Largo‘-Händel und der wilde Heuerjagt alle Gratulanten zum Teufel.»²³

Ende August 1941 musste Hugo Armann wegen einer Angina mehrere Monate ins Lazarett. Dort gab ihm eine Schwester ein Buch zu lesen, aus dem er in das Notizbuch folgenden Satz übernahm: «Nicht das Freuen, nicht das Leiden stellt den Wert des Lebens dar, immer nur wird das entscheiden, was der Mensch dem Menschen war.»²⁴ Das Zitat wurde ihm zum Motto für seine Zukunft. Hier wird das Stadium der Empörung über die Zustände im Osten und über die Behandlung der Menschen durch andere Menschen überschritten. Am 27. September 1941 wurde Hugo Armann in das Reservekrankenlazarett II verlegt. Vom Krankenlazarett III wurde er zu einer Sammelstelle gefahren. Er empörte sich über die dortigen Zustände. Die Eintragungen während seines Lazarettaufenthaltes fallen nur sehr spärlich aus; der Kriegsschauplatz im Osten war weit entfernt, und in seiner Umgebung passierte ausser Routine nur wenig. Einige Besuche verzeichnete er. Im Allgemeinen reichen sie nicht aus, weitere Motive und Beweggründe aufzuzeigen. Nach seinem Krankenhausaufenthalt und der anschliessenden Rehabilitation verbrachte er den Jahreswechsel in Rauenstein. «Zu Hause», so schrieb er, «sieht eben kein Mensch den Krieg.»²⁵

Aus einem Zeitungsartikel von Ernie Meyer erfahren wir, dass Hugo Armann im Februar 1942 nach Baranowicz in die dortige Schreibstube verlegt wurde. Baranowicz liegt im heutigen Weissrussland südöstlich von Grodno. Damals gehörte es zur Regional Verwaltung Nowogrödek und war bereits während des Ersten Weltkrieges als Bahnknotenpunkt strategisch bedeutend gewesen. Vom 27. Juni 1941 bis zur Befreiung der Stadt durch sowjetische Truppen am 8. Juli 1944 stand Baranowicz unter deutscher Besatzung. Die Stadt zählte vor dem Krieg rund 31'000 bis 32'000 Einwohner, von denen rund 47 Prozent jüdischen Glaubens waren.

Die Deutschen etablierten unmittelbar nach der Besetzung ihre Macht. Sie

sperren die Wege ab und nahmen den Bewohnern von Baranowicze so die Möglichkeit zur Flucht. Bereits am 28. Juni 1941 traten strenge Gesetze gegen die Juden in Kraft. Sie wurden gewaltsam in ein Ghetto umgesiedelt.²⁶ Im Dezember 1941 wurde um das Ghetto ein dreireihiger Stacheldrahtzaun gezogen. Bewaffnete Soldaten bewachten das Ghetto. In dem Buch von Sherman werden die dortigen Verhältnisse eindrucksvoll beschrieben. Beispielsweise wurden in einer Drei-Zimmer-Wohnung 82 Menschen untergebracht. In den Zimmern standen mehrreihig Pritschen, von denen vier übereinander aufgestellt waren. Unbewohnbare Zimmer – dazu zählten Flur, Gartenlaube und Keller – dienten als Wohnräume. Arbeitsfähige Juden konnten das Ghetto nur in Kolonnen durch das Tor verlassen und wieder betreten. Da Alte und Kinder nicht das Ghetto verlassen durften und nicht mit Lebensmitteln versorgt wurden, versuchten einige Juden, Lebensmittel in das Lager zu schmuggeln. Am Eingang mussten sie sich Kontrollen unterziehen, bei denen die Deutschen Lebensmittel suchten. Wurden die Soldaten fündig, so wurde die Schmuggelware konfisziert und der Schmuggler verprügelt. Nach der Darstellung von Bernhard Chiari entstand an den Zäunen des Ghettos aus diesem Grunde ein reger Handel mit Lebensmitteln. Ein Arbeitsfähiger bekam 200 g Brot am Tag und 1 kg Graupen im Monat.²⁷

In der Anfangszeit wurde für die Verwaltung des Ghettos ein aus 26 Mann bestehender Judenrat gebildet, dem der Anwalt Ovcej Girschebitsch Isikson vorstand und der als polizeilichen Helfer Naim Pinewitsch Waldman unter sich hatte. Über den Judenrat zogen die Deutschen das jüdische Vermögen ein – verlangt wurden am 9. Juli 1941 von deutscher Seite 5 kg Gold, 10 kg Silber, 1 Million sowjetischer Rubel. Bereits im Juni/Juli 1941 begannen die Deutschen mit der Erschiessung der Juden. Im Gefolge der kämpfenden Truppe zog das Einsatzkommando 8 von Mitte Juni bis Anfang September 1941 von Warschau über Bialystok, Baranowicze und Minsk nach Mogilew. Während des Aufenthaltes in Baranowicze Mitte Juli 1941 wurden in zwei Aktionen Juden ermordet. Dabei wurden jeweils mindestens 100 männliche Juden im nahegelegenen Wald erschossen.²⁸

Nachdem am 3. März 1942 für arbeitsfähige Juden Arbeitsscheine ausgegeben worden waren, fand am darauffolgenden Tag eine Selektion statt. Die

Juden mussten sich im östlichen Teil des Ghettos versammeln. Denjenigen, die keinen Arbeitsschein besaßen, wurde der Zutritt verwehrt. Die Selektierten wurden mit Lastwagen in den Wald gebracht und dort erschossen. Mitglieder des Judenrates sollten die Toten begraben. Infolge der Weigerung des Vorsitzenden wurden die Dolmetscherin Menoba und der Tänzer David Morin gezwungen, auf den Gräbern der Ermordeten zu tanzen. Am selben Tag wurde der Judenrat aufgelöst und das Ghetto verkleinert.²⁹

Die am Leben gebliebenen Juden bildeten im Ghetto Widerstandsgruppen. Sie bestanden aus drei Männern, von denen jeweils nur einer die Mitglieder anderer Widerstandsgruppen kannte. Es ist anzunehmen, dass diese Gruppen im Frühjahr und Herbst 1942 einen Tunnel bauten. In der ul. Cadovaja 17 wurde ein Bunker gefunden, in dem sich 60 Menschen versteckten. Sie wurden erschossen, und die Deutschen suchten das Lager nach weiteren Tunneln ab. Die Widerständler beschafften sich Waffen, versteckten diese und leiteten sie an die Partisanen weiter. Eine solche Hilfe war jedoch nur möglich, weil es Leute wie Hugo Armann gab. Inwiefern Partisanen ins Lager kamen, um dort für ihre Organisation zu werben, wurde von Sherman in seinem Buch zwar beschrieben, kann aber nicht nachvollzogen werden.³⁰

Hugo Armann leitete als Hauptfeldwebel die im Bahnhof eingerichtete Schreibstube und war unter anderem für die Ausgabe der «Platzmarken» zuständig. Diese mussten auf die Urlaubsscheine der Soldaten geklebt werden. Es kam ihm so eine Schlüsselposition zu, die er dazu benutzen konnte, «um Menschen zu bestechen, damit ich armseligen Menschen helfen konnte». Während seiner Verlegung nach Osten im Jahre 1941 hatte er mehrfach über die unmenschlichen Zustände in den von den Deutschen besetzten Gebieten in seinem Tagebuch berichtet. Bei seiner damaligen Stellung in Baranowicze wird ihm sicherlich die Erinnerung an das Warschauer Ghetto und die davor erlebten Ereignisse wieder in den Sinn gekommen sein.

Obwohl es sehr schwer war, gelang es ihm aufgrund seiner Position, jüdische Hilfskräfte zu rekrutieren. Unter den ihm zugeteilten Kräften befand sich auch Sarah Shatzki. Sie war 1923 in Baranowicze geboren und lebte mit ihren Eltern in der Stadt. Über sie erfuhr Hugo Armann von dem Arzt Shabtei Stern-

feld und Sarahs Vater, die in den Werkstätten als «Spezialisten» für die Deutschen arbeiten mussten. Sie genossen insofern eine Sonderstellung, als sie nicht im Ghetto lebten.³¹ Bei seinen Hilfskräften stand Hugo Armann in hohem Ansehen. Sie baten ihn deshalb, sie möglichst früh am Ghetto abzuholen. Ihre Reaktionen hielt er in seinem Brief an Mordechai Paldiel, Jerusalem, folgendermassen fest: «Wie waren sie erfreut, glücklich, wenn ich am Ghetto-Tor stand.» Shabtei Sternfeld fügte dem in seiner Zeugenaussage ferner hinzu, dass er seinen Hilfskräften nicht nur zu essen gab, sondern ihnen auch die Gelegenheit bot, sich «ausserhalb des Ghettos mit Polen und Russen» zu treffen, um «Kleidung, Lebensmittel oder Lebensmittelkarten» zu tauschen. Sarah Shatzki charakterisierte Hugo Armann in ihrer Zeugenaussage später folgendermassen: «Er war ein sehr nobler, aussergewöhnlich guter Mann, der sich um die jüdischen Leute, die für ihn arbeiteten, kümmerte und ihnen half.»³²

Der Zugang zu den Werkstätten wurde ihm heimlich gewährt. Dort traf er mit dem Vater von Sarah Shatzki zusammen. Er erinnerte sich, dass er einen Raum betrat, in dem Betten bis unter die Decke standen und in dem sich viele Menschen befanden. Mit Sarahs Vater konnte er Hilfsmöglichkeiten besprechen sowie Lebensmittel, Konserven und Brot ins Lager schmuggeln. Bei dieser Gelegenheit wurde er von jüdischen Arbeitskräften um Waffen gebeten. Unter dem Vorwand einer Reparatur brachte er unter den Hintersitzen seines Wagens Gewehre und Munition in die Werkstätten. Für die «Reparatur» seines Wagens musste er einen Mann des Sicherheitsdienstes ins Vertrauen ziehen. Er berichtet, dass er abends sein Auto «offiziell, mit Dank beim ‚SD-Freund‘, repariert wieder» abholte. Er liess sich ferner unter Vorwand von Shabtei Sternfeld untersuchen und besprach mit ihm Hilfsmöglichkeiten. Auch hier war er auf das Stillschweigen des Sicherheitsdienstes angewiesen, da die Untersuchung im Hause eines «SD-Mannes» stattfand.³³ Eine chronologische Abfolge dieser Ereignisse in Baranowicze lässt sich aufgrund seiner Schilderung leider nicht erstellen. Im September 1942 organisierten die Partisanen einen Fluchtversuch. Dieser misslang jedoch und die Juden wurden erschossen; gleichzeitig wurden die Bunker mit Wasser geflutet, um die dort Versteckten zu ertränken.³⁴

Durch seine Beziehungen zum Sicherheitsdienst bekam Hugo Armann Informationen über ein – im nationalsozialistischen Jargon als «Judenaktion» bezeichnetes – Unternehmen, bei dem Frauen und Kinder aus dem Ghetto ermordet werden sollten: «Sarah ging, weil ich Bescheid wusste, am Abend vor der ‚Aktion‘ nicht ins Ghetto zurück. Sie blieb bei mir im Haus Skarina Str. 91 in Baranowicze.»³⁵ Aus der Zeugenaussage Sarah Shatzkis und den Berichten von Sherman ist seine Hilfe auf den 22. September 1942 datierbar. Während der zweiten Selektion und Ermordung der Juden, die beinahe sieben Tage dauerte, versteckte Hugo Armann seine Hilfskräfte im Dachgeschoss seines Hauses und entzog sie so dem Zugriff der Polizei. Nach dieser zweiten Welle kehrte Sarah Shatzki nicht mehr ins Ghetto zurück. Für die Juden im Ghetto war es nur noch eine Frage der Zeit, wann sie ermordet werden sollten. «Nach der ‚Zweiten Aktion‘ war uns allen klar, dass eine weitere kommen würde, um alle Juden zu liquidieren.»³⁶ Am 17. Dezember 1942 fanden die im Ghetto verbliebenen Juden den Tod.

Auch in diesen Tagen behielt Hugo Armann trotz eines Befehls, dass sich die ausserhalb des Ghettos arbeitenden Juden abends im Ghetto einzufinden hätten, Sarah Shatzki bei sich zu Hause. Da durch die Ermordung der letzten Juden aus dem Ghetto eine Rückkehr für Sarah nicht mehr möglich war, floh sie mit Hilfe Hugo Armanns, der ihr noch seine Pistole gab, «in die Wälder» zu den Partisanen. Hugo Armann besuchte sie einmal dort und konnte so auch Nachrichten über sie an ihren Vater und Shabtei Sternfeld weiterleiten.

Im Anschluss an die Morde im Dezember 1942 wurde in der Stadt ein Schild mit der Aufschrift «judenfrei» aufgehängt. Insgesamt wurden 18'750 Juden aus dem Ghetto ermordet; von ihnen stammten rund 12'000 aus Baranowicze. Dr. Sternfeld und Sarahs Vater flohen im November 1943 aus den Werkstätten und wurden ebenfalls mit Hilfe der Partisanen an einen sicheren Ort gebracht. Eric Silver schätzt, dass durch mittelbare und unmittelbare Hilfeleistungen seitens Hugo Armanns 35 bis 40 Juden mit ihrer Flucht «in die Wälder» vor der Vernichtungsmaschinerie der Nationalsozialisten gerettet werden konnten.³⁷

Man kann heute viel spekulieren, warum es nur so wenige Menschen gab, die geholfen haben, und warum diese Wenigen nur so wenig getan haben. Man

weist zu Recht darauf hin, dass solche Hilfsaktionen nur unter bestimmten Umständen möglich waren. Die Platzkarten stellten für Hugo Armann ein geeignetes Druckmittel dar, mit deren Hilfe er sich Zugang zu bestimmten Sektionen der Werkstätten und zum Lager verschaffen konnte. Andererseits hätte ihn eine Prüfung seines Wagens vor der Inspektion in den Werkstätten leicht enttarnen können. In seinem Artikel in der «Jerusalem Post» zeigte Ernie Meyer anhand eines Diktums von Hugo Armann dessen Zwiespalt auf: «During that period I was in a quandry. On the one hand there was my duty to be a mensch (a decent human being); on the other hand I was intent on surviving the war.»³⁸ Es ist nicht schwer, in friedlichen Zeiten menschlich zu sein. Eine besondere Bedeutung erhalten die Hilfeleistungen von Hugo Armann: Er riskierte sein Leben, um eine «selbstverständliche, menschliche Hilfe und Unterstützung in einer unmenschlichen Zeit» zu leisten.³⁹

Anmerkungen

- 1 Hugo Armann: Rede im Juli 1987 in Jerusalem, Manuskript, in: Yad Vashem Archive, File 3254.
- 2 Hanno Loewy, Der Widerstand zwischen unbequemer Erinnerung und nationalem Mythos, in: Gerd R. Ueberschär (Hg.), NS-Verbrechen und der militärische Widerstand gegen Hitler, Darmstadt 2000, S. 3.
- 3 Martin Stöhr, Das Gedächtnis nicht verlieren. Ein Grusswort von Martin Stöhr, in: Anton Maria Keim (Hg.), Yad Vashem. Die Judenretter aus Deutschland, Mainz 1983.
- 4 Daniel Jonah Goldhagen, Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, Berlin 1996; Die stillen Helden, in: Der Spiegel, Nr. 42, 16. Oktober 2000, S. 78-85.
- 5 Eric Silver, Sie waren stille Helden. Frauen und Männer, die Juden vor den Nazis retteten, München/Wien 1994, S. 232-234; Eva Fogelman, «Wir waren keine Helden.» Lebensretter im Angesicht des Holocaust. Motive, Geschichten, Hintergründe, Frankfurt am Main 1995, S. 247, 264.
- 6 Herbert Staeten, Andere Deutsche unter Hitler. Zeitberichte über Retter vor dem Holocaust, Mainz 1997, S. 27-30.
- 7 Brief von Armanns Sohn Michael an den Verfasser, Tübingen, 4. September 2001.
- 8 B. P. Sherman, Baranovickoe getto, Koldycevskij lager' smerti. Spravka-charakteristika krupnych prestuplenij fasistov v Gor. Baranovici i rajone v 1941-1944 gg., Baranovici 1997 (im Folgenden: Sherman, Baranowitzter Ghetto).
- 9 Brief Hugo Armann an Mordechai Paldiel, Dettter, 17. Oktober 1983, in: Yad Vashem Archive, File 3254.

- 10 Hugo Armann, Mein beruflicher Werdegang, Detter, o. D., Privatbesitz M. Armann.
- 11 Führungszeugnis, Rauenstein, 17. Februar 1938, Privatbesitz M. Armann.
- 12 Armann, Werdegang [wie Anm. 10].
- 13 Armann, Rede [wie Anm. 1].
- 14 Arno Klönne, Gegen den Strom. Bericht über den Jugendwiderstand im Dritten Reich, Hannover 1957, S. 44–46.
- 15 Armann, Rede [wie Anm. 1].
- 16 Ebd.
- 17 Taschenkalender 1941, 1. Januar 1941, 11. Januar 1941, 18. Februar 1941, Privatbesitz M. Armann.
- 18 Ebd., 31. Mai 1941.
- 19 Ebd., 11. Juni 1941, 12. Juni 1941.
- 20 Ebd., 18. Juni 1941.
- 21 Ebd., 23. Juni–5. Juli 1941.
- 22 Ebd., 9. Juli–2. August 1941; BRH = Befehlshaber Rückwärtiges Heeresgebiet.
- 23 Taschenkalender 1941, 10.–18. August 1941.
- 24 Ebd., 27. August 1941, 27. September 1941.
- 25 Ebd., 28. Dezember 1941.
- 26 Bernhard Chiari, Alltag hinter der Front. Besatzung, Kollaboration und Widerstand in Weißrussland 1941–1944, Düsseldorf 1998 (= Schriften des Bundesarchivs, Bd. 53), S. 237; Sherman, Baranowitzer Ghetto [wie Anm. 8], S. 6 und Skizze, S. 26.
- 27 Sherman, Baranowitzer Ghetto [wie Anm. 8], S. 6; Chiari, Alltag [wie Anm. 26], S. 253–257.
- 28 Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945–1946, Bd. XVII: Die vom 4. November 1960 bis 21. November 1961 ergangenen Urteile, Lfd.-Nr. 500–529, Amsterdam, 1977, hier: Lfd.-Nr. 519, LG München I vom 21. Juli 1961, Aktenzeichen 22 KS 1/61, S. 669, 672–673.
- 29 Sherman, Baranowitzer Ghetto [wie Anm. 8], S. 9.
- 30 Ebd., S. 7–10.
- 31 Brief Armann an Paldiel [wie Anm. 9]. Übersetzung der Zeugenaussage von Sarah Shatzki, o. O., o. D., in: Yad Vashem Archive, File 3254.
- 32 Brief Armann an Paldiel [wie Anm. 9]. Sarah Shatzki [wie Anm. 31]. Übersetzung der Zeugenaussage von Shabatei Sternfeld, o. O., o. D., in: Yad Vashem Archive, File 3254.
- 33 Brief Armann an Paldiel [wie Anm. 9].
- 34 Sherman, Baranowitzer Ghetto [wie Anm. 8], S. 10–17.
- 35 Brief Armann an Paldiel [wie Anm. 9].
- 36 Ebd.; Sarah Shatzki [wie Anm. 31]. Shabatei Sternfeld [wie Anm. 32].
- 37 Sherman, Baranowitzer Ghetto [wie Anm. 8], S. 12–17; Silver, Helden [wie Anm. 5], S. 196; Ernie Meyer, Wehrmacht sgt – Righteous Gentile, Jerusalem Post, 18. Juni 1987.
- 38 Ebd.
- 39 Armann, Rede [wie Anm. 1].

Sonderführer Günter Krüll

Rettung eines Juden aus dem Ghetto Pinsk

von Werner Müller

Am 9. September 1999 wurde Günter Krüll in der Botschaft des Staates Israel in Bonn-Bad Godesberg postum von Yad Vashem als «Gerechter unter den Völkern» geehrt. Die Medaille und die Urkunde wurden der Witwe überreicht. Günter Krüll hatte 1942 Pjotr Ruwinowitsch Rabzewitsch, der mit jüdischem Geburtsnamen Eruchim-Fischl Ruwinowitsch Rabinow heisst, aus dem Ghetto Pinsk gerettet, als dort alle Juden ermordet wurden.¹

Günter Krüll wurde am 13. Oktober 1917 in Düsseldorf geboren. Sein Vater war Arzt. In Düsseldorf besuchte er die Schule und machte Abitur. Weil er Schiffbau studieren wollte, trat er in die NSDAP ein. Nach dem Arbeitsdienst wurde er zur Wehrmacht eingezogen und war zunächst in verschiedenen Nachrichten-Abteilungen eingesetzt. Im April 1942 wurde er als Gefreiter aufgrund seiner Ausbildung als Schiffbauingenieur mit der Stelle eines Sonderführers belieben und Leiter der Feldwasserstrassen-Abteilung 2 in Pinsk.²

Die Wehrmacht setzte während des Krieges für bestimmte Aufgaben, die spezielle Fachkenntnisse erforderten, Sonderführer ein. Unabhängig von ihrer militärischen Ausbildung, lediglich aufgrund ihrer Fachkenntnisse erhielten sie Offiziersstellen. Sie waren Soldaten im Sinne des Wehrgesetzes.³ Sämtliche Wasserstrassen und die Organisation der Binnenschifffahrt in den besetzten Ostgebieten unterstanden dem Chef des Transportwesens der Wehrmacht. Zur Durchführung der Aufgaben wurden Feldwasserstrassen-Abteilungen eingerichtet.⁴ In Pinsk gehörte zur Feldwasserstrassen-Abteilung auch die so genannte Staatswerft mit etwa 900 Beschäftigten. Viele der Arbeiter waren Juden.

Pinsk war eine jüdisch geprägte Stadt im Osten Polens. Von den 36'000



Günter Krüll (1917-1979) als Sonderführer in Pinsk (Foto: Privatbesitz)

Einwohnern waren etwa 28'000 Juden. Aufgrund des Hitler-Stalin-Paktes marschierte die Rote Armee am 20. September 1939 in Pinsk ein, das nun ein Teil der Sowjetunion wurde. Heute gehört das Gebiet zu Belarusland.

Nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 besetzten deutsche Truppen am 4. Juli 1941 Pinsk. Ihnen folgten bald die Mordkommandos der SS. Zwischen dem 5. und 8. August 1941 ermordeten Angehörige der 1. und 4. Schwadron des 2. SS-Kavallerie-Regiments etwa 10'000 männliche Juden aus Pinsk in der Nähe der Dörfer Posenicz und Kozlakowicze. Unter Vorspiegelung eines mehrtägigen Arbeitseinsatzes wurden alle männlichen Juden im Alter von 16 bis 60 Jahren aufgefordert, sich am Güterbahnhof einzufinden. Es erschienen etwa 8'000 Männer. In den folgenden Tagen trieb die SS Jungen ab etwa sechs Jahren und alte Männer über 60 Jahren aus den von der polnischen Miliz benannten Häusern der Juden. Sie wurden in Gruben und auf freiem Feld erschossen.⁵

Nach dem ersten Tag des Massakers kamen jüdische Frauen zu dem Unteroffizier Erich Mirek und übergaben ihm Zettel mit den Namen ihrer von der SS verschleppten Männer und Söhne. Sie flehten ihn an, etwas zur Rettung ihrer Angehörigen zu unternehmen.

Erich Mirek, geboren am 15. November 1912, war Kraftfahrzeugmechaniker eines Instandhaltungsstrups der 293. Infanterie-Division in Pinsk. Von 1930 bis 1933 gehörte er in Berlin der kommunistischen Agitpropgruppe «Rotes Sprachrohr» an. Im November 1933 war er verhaftet worden und hatte am eigenen Leib Konzentrationslager und die Foltermethoden der Gestapo kennengelernt. In Pinsk bemühte er sich, Kontakt zur Bevölkerung zu bekommen, um zu zeigen, dass es auch Deutsche gab, die anders dachten als die Nazis. Wenn er durch die Strassen ging, sang oder summt er revolutionäre sowjetische Lieder vor sich hin, um sich der Bevölkerung als Nazigegner zu erkennen zu geben. Mit dieser Methode hatte er oft Erfolg und bekam schnell Kontakt zur jüdischen Bevölkerung.

Mirek fuhr mit einem grossen PKW zu der SS-Sondereinheit, die die Männer zusammengetrieben hatte. Er nannte die ihm übergebenen Namen und erklärte, diese Leute seien unentbehrlich, sonst müssten Soldaten für die Arbeit eingesetzt werden. So gelang es ihm, etwa 20 Männer zu retten. Sie konnten

mit ihren Familien in die Wälder fliehen. Ob sie den Krieg überlebt haben, ist nicht bekannt. Erich Mirek lebt heute in Berlin.⁶

Nach diesem ersten Massenmord in Pinsk wurde im ärmlichsten Teil der Stadt das Ghetto eingerichtet und es begannen die Einschränkungen und Verbote für die Juden.

Die Zahl der jüdischen Bevölkerung in Pinsk wuchs ständig an, weil viele Juden vor den Erschiessungen in den kleineren Städtchen und Dörfern der Umgebung nach Pinsk flohen in der Hoffnung auf Rettung. Bald wohnten wieder 28'000 Juden im Ghetto.

Es herrschte unvorstellbare Enge. Für die gesamte Bevölkerung des Ghettos standen nur zwei Wasserpumpen zur Verfügung. Am schlimmsten war der Hunger. Die Brotration für Kinder war 80 Gramm, für Menschen, die nicht arbeiteten, 120 Gramm und für die Arbeiter 200 Gramm. Das Mehl für das Brot wurde aus verkohltem Getreide aus den Silos hergestellt, die von den Sowjets in Brand gesetzt worden waren, als sie sich vor den deutschen Truppen zurückzogen. Brot wurde nur einmal in der Woche ins Ghetto geliefert. Es reichte aber lediglich für etwa 150 oder 200 Familien. Das Verbot, Lebensmittel ins Ghetto zu bringen und Kontakte zu Nichtjuden zu unterhalten, war für die Juden besonders einschneidend. In einer «Verordnung zur Sicherstellung der Ernährung der im Gebiet Pinsk wohnenden Juden» des Gebietskommissars vom 17. November 1941 wurde unter anderem verfügt: «Der Einkauf von Lebensmitteln in arischen Lebensmittelgeschäften, staatlichen Verteilungsstellen, Märkten, arischen Gaststätten und bei den Landwirten ist den Juden verboten.»⁷ Da es keine jüdischen Geschäfte mehr gab, war es nur den Juden, die ausserhalb des Ghettos auf der Arbeitsstelle Kontakt zu nichtjüdischen Kollegen hatten, möglich, für das verdiente Geld etwas zu kaufen oder Kleidung gegen Essen einzutauschen. Sie konnten die Lebensmittel aber nicht mit ins Ghetto nehmen.

Nördlich des Ghettos verlief eine Eisenbahnlinie. Vom Ghettozaun bis zu den Gleisen waren es ungefähr 80 Meter. Zwischen Zaun und Eisenbahnlinie standen keine Häuser. Auf den Nebengleisen hielten häufig Züge mit Soldaten, die zur Front fuhren. Sie stiegen aus und warfen Brot über den Zaun. Die

Polizei, die das Ghetto bewachte, meldete das dem Stadtkommandanten und erreichte, dass die Züge mit den Soldaten dort nicht mehr halten durften.⁸

In der Telefonzentrale der Feldwasserstrassen-Abteilung in Pinsk waren vier Juden beschäftigt, darunter auch Eruchim-Fischl Ruwinowitsch Rabinow. Als Sonderführer Krüll Dienststellenleiter wurde, wollte er in seinem Büro den Schreibtisch an einen anderen Platz stellen. Rabinow erhielt den Auftrag, den Telefonanschluss in Krülls Arbeitszimmer zu verlegen. Weil dieser Jude war, musste er als «Ausweis» auf seiner Kleidung den gelben Judenfleck mit dem Stempel der Arbeitsstelle tragen. Als Krüll das sah, entspann sich folgender Dialog: «Du bist ein Jude?» – «Ja, Sie sehen es doch.» – «Nimm das [gemeint ist der gelbe Judenfleck] ab.» – «Ich darf das nicht machen, man wird mich auf der Strasse erschossen, das ist ein Befehl, dass ich das tragen muss.» – «Hier bin ich der Chef, und ich will nicht sehen, wie man einen Menschen so demütigt und erniedrigt. Du bist ein Mensch wie alle anderen auch. Zieh das aus. Nimm das ab.» Das Gleiche wiederholte sich, als Rabinow einige Tage später erneut in Krülls Büro arbeiten musste.⁹

Krüll unterhielt sich häufig mit Rabinow und interessierte sich für die Lebensbedingungen im Ghetto. So erfuhr er, dass die Juden nur die Hälfte des normalen Lohns bekamen, in der Kantine kein Essen erhielten und dass es ihnen bei Todesstrafe verboten war, Lebensmittel ins Ghetto zu bringen. Daraufhin liess Krüll an alle Juden, die für die Feldwasserstrassen-Abteilung arbeiteten, ebenso Essensmarken für die Kantinen ausgeben wie an die bei der Werft beschäftigten Juden. Der stellvertretende Gebietskommissar war in Pinsk für die Judenangelegenheiten zuständig. Ihm gegenüber rechtfertigte Krüll sein Verhalten damit, dass er für die schwere Arbeit kräftige Arbeiter benötige und hungrige Menschen die geforderte Leistung nicht erbringen könnten. Er ordnete auch an, dass die Juden den vollen Lohn erhielten. Ausserdem liess er die Juden einmal in der Woche durch Soldaten ins Ghetto begleiten, damit sie Lebensmittel, die sie in der Küche der Feldwasserstrassen-Abteilung erhalten hatten, ins Ghetto bringen konnten. Die Soldaten liessen nicht zu, dass die Polizei am Tor des Ghettos die Juden durchsuchte, um ihnen die Lebensmittel abzunehmen.

Seit Krüll Dienststellenleiter war, hatte sich das Verhalten der Angehörigen der Feldwasserstrassen-Abteilung den Juden gegenüber grundlegend geän-

dert. Sie verhielten sich menschlich und korrekt. Tabak oder Zigaretten zum Beispiel warfen sie nicht auf die Erde, sondern gaben sie den Juden in die Hand. Der Koch der Feldwasserstrassen-Abteilung hatte den Juden schon früher heimlich zu essen gegeben, obwohl es verboten war. Jetzt brauchte er deswegen keine Angst mehr zu haben.

Als Telefontechniker hatte Rabinow fast täglich Kontakt zu Krüll, der sich gerne mit ihm unterhielt. Immer wieder fragte ihn Krüll, wie die Menschen in dieser ausweglosen Lage im Ghetto leben könnten. Zunächst dachte Rabinow, Krüll habe nur Langeweile und wolle sich deshalb mit ihm unterhalten. Das änderte sich aber bald, und zwischen ihnen entstand allmählich ein Vertrauensverhältnis. Krüll war 25 Jahre und Rabinow 19 Jahre alt. Sie unterhielten sich auf Deutsch.

Als sich die Mordkommandos der SS und der Polizei immer mehr der Stadt Pinsk näherten, sagte Krüll zu Rabinow, er wolle ihn retten. Er wisse nur noch nicht, wie er es machen solle. Er könne Rabinow in einen anderen Ort schicken, wo er ebenfalls der Chef sei. Da dies aber nur kleine Orte seien, würde die Polizei sehr schnell herausbekommen, woher er komme und wer er sei. Dann wäre er verloren. Er könne nur in einer grossen Stadt überleben, zum Beispiel in Kiew. Dort könne er untertauchen.

Rabinow glaubte ihm zunächst nicht. Dann erzählte ihm Krüll, dass er vor dem Krieg als Student zwei jüdischen Freunden zur Flucht aus Deutschland verhelfen habe. Er begreife nicht, warum die Nazis Juden und andere Menschen ermorden wollten. Wenn er könnte, würde er alle Juden retten, aber das stehe nicht in seiner Macht. Auf Rabinows Frage, warum er ausgerechnet ihn retten wolle, antwortet Krüll, durch die häufigen Gespräche habe er Rabinow näher kennengelernt und traue ihm zu, dass er fähig sein würde, ein Leben mit einer neuen Identität zu leben, ohne sich zu verraten. Hinzu komme, dass Rabinow Deutsch, Polnisch und Russisch ohne jiddischen Akzent spreche und nicht durch sein Äusseres sofort als Jude zu erkennen sei.

Krüll drängte Rabinow, seiner Familie zu sagen, dass er ihn retten wolle. Doch Rabinow brachte es zwei Monate lang nicht über das Herz, seiner Familie zu sagen, dass sie erschossen würden, er aber vielleicht am Leben bleiben werde. Ohne die Zustimmung der Familie wollte er sich aber auch nicht auf den Versuch seiner Rettung einlassen. Nachdem er sich endlich dazu

durchgerungen hatte, seine Familie ins Bild zu setzen, gab ihm die Mutter unter anderem einige Familienfotos und der Vater seine Taschenuhr, die Rabinow an seiner Arbeitsstelle versteckte. Die Mutter bestärkte ihn, seine Chance zu nutzen, damit wenigstens einer am Leben bleibe und der Welt berichten könne, was man mit den Juden gemacht habe.

Krüll wusste, dass er Rabinow nur retten konnte, wenn dieser nachts nicht im Ghetto war, denn bei den Mordaktionen umzingelten die Kommandos im Morgengrauen das Gelände und dann konnte kein Jude mehr hinaus. Krüll stellte ihm daher eine Bescheinigung für die Polizei aus, dass er nachts arbeiten müsse, um Akkumulatoren aufzuladen. Rabinow hat von der Zeit an nur noch in der Nacht gearbeitet und war tagsüber im Ghetto. Wenn er auf dem Weg dorthin seinen Eltern begegnete, die zur Arbeit gingen, hat er sich jedes Mal von ihnen verabschiedet im Bewusstsein, dass es vielleicht das letzte Mal ist, dass sie sich sahen. Ebenso schmerzlich war für ihn der tägliche Abschied von seiner Schwester, die mit ihrem kleinen Kind im Ghetto bleiben musste.

Anfang September 1942 kam Unteroffizier Frühauf von der Feldwasserstrassen-Abteilung in Kiew mit einer Gruppe Arbeiter, die Telefonleitungen zwischen Kiew und Pinsk errichteten, auf einem kleinen Schiff nach Pinsk. Da dessen Funkgerät defekt war, bat er Krüll, ihm jemanden zu schicken, der es reparieren könne. Krüll beauftragte Rabinow und sagte ihm, er solle ohne seinen «jüdischen Ausweis» gehen, da niemand auf dem Schiff zu wissen brauche, dass er Jude sei. Rabinow ging und reparierte schnell das Funkgerät. Als er fertig war, kam Krüll hinzu und fragte Frühauf, wie er mit dem Arbeiter zufrieden sei. Als Frühauf sagte, alles sei in Ordnung, entgegnete Krüll, Rabinow sei ein guter Arbeiter und er wolle ihn retten. Frühauf solle in Kiew den Sonderführer Hans-Joachim Stuede, den Chef der gesamten Telefonabteilung, bitten, diesen Arbeiter anzufordern. Krüll erklärte, Rabinow sei Jude. Um es abzuschwächen behauptete er, die Mutter sei eine Russin und nur der Vater sei Jude. Frühauf entgegnete, das sei ihm egal, auch er wolle Rabinow helfen. Krüll sagte noch, er werde Rabinow mit einem neuen Namen schicken. Daher solle jemand zur Arbeit angefordert werden, ohne dass ein bestimmter Name genannt werde. Frühauf sagte das zu.

Im Oktober 1942 erfuhren die Juden von Pinsk, dass auf einem Flugplatz in Galewo, etwa fünf Kilometer nördlich von Pinsk, grosse Gruben ausgehoben wurden. Dem Judenrat gegenüber behauptete der Stadtkommandant, es handle sich um Zisternen für Benzinfässer. Die Juden wussten jedoch, dass das nicht stimmte.

Am 27. Oktober 1942 erteilte Himmler dem SS-Obergruppenführer und General der Polizei Hans-Adolf Prützmann, Höherer SS- und Polizeiführer Ukraine, den Befehl zur Vernichtung des Ghettos von Pinsk. «Der Wehrmachtsführungsstab teilt mir mit, dass die Strecke Brest-Gomel immer mehr durch Bandenüberfälle leidet und dadurch der Nachschub für die kämpfende Truppe in Frage gestellt wird. Aufgrund der mir vorliegenden Meldungen ist das Ghetto in Pinsk als Zentrale der gesamten Bandenbewegung in den Pripjat-Sümpfen anzusehen. Ich befehle Ihnen daher, trotz Bestehens wirtschaftlicher Bedenken das Ghetto in Pinsk sofort auszuheben und zu vernichten. 1'000 männliche Arbeitskräfte sind, falls es die Aktion erlaubt, sicherzustellen und der Wehrmacht für die Fabrikation der Holzhütten zu überstellen. Die Arbeit dieser 1'000 Arbeitskräfte darf jedoch nur in einem geschlossenen und sehr bewachten Lager stattfinden. Falls diese Bewachung nicht garantiert ist, sind auch diese 1'000 zu vernichten.»¹⁰

Es entspricht nicht den Tatsachen, dass sich im Ghetto Pinsk die Zentrale einer Bandenbewegung befunden hat. Die Insassen des Ghettos hatten keine Verbindung zu den Partisanen.

In der Nacht vom 28. zum 29. Oktober 1942 hörte Rabinow an seiner Arbeitsstelle morgens gegen fünf Uhr Schüsse und Hundegebell. Das Ghetto war 800 Meter entfernt. Nach etwa 15 oder 20 Minuten kam Krüll und holte Rabinow von der Arbeitsstelle zu sich ins Haus. Es war noch dunkel auf der Strasse. Krüll wohnte in einem kleinen Häuschen. Im Erdgeschoss war sein Büro und im Obergeschoss hatte er seinen Wohnraum.

Angehörige des Polizeiregiments 15, der Polizeibataillone 306, 310 und 320, der Reiterabteilung II und des SD-Kommandos der Dienststelle Pinsk hatten das Ghetto umstellt. In Kolonnen von jeweils etwa 150 Menschen führten sie die Juden zu einem Flugplatz bei Galewo. Dort waren neun Gruben ausgehoben, die jeweils eine Breite von vier Metern, eine Tiefe von drei Metern und eine Länge von 50 Metern hatten. Zwischen dem 29. Oktober und

dem 1. November hat man hier alle Juden aus Pinsk erschossen.¹¹ Etwa 150 Handwerker, die hauptsächlich als Schuster oder Schneider für die deutsche Wehrmacht arbeiteten, verschonte man zunächst. Sie wurden in neu eingerichteten, so genannten kleinen Ghetto untergebracht. Am 23. Dezember 1942 wurden auch sie auf dem örtlichen Friedhof ermordet.

Auf der Arbeitsstelle wusste niemand, wohin Rabinow verschwunden war. Krüll versteckte ihn in seinem Zimmer bis zum 22. November 1942. Rabinows Situation war sehr unsicher, da aus Kiew noch keine Nachricht gekommen war. Krüll konnte ihn aber auch nicht unbegrenzt lange bei sich verstecken. Er musste ihn bald wegschicken. Da Krüll einen deutschen Soldaten als Adjutanten hatte, der auch sein Zimmer in Ordnung hielt und ihm das Essen aus der Kantine holte, war die Lage besonders gefährlich, denn dieser Soldat durfte nicht wissen, dass Krüll Rabinow versteckte. Krüll schickte ihn daher in Urlaub.

Nach der Ermordung der Juden des Ghettos hätte Günter Krüll Rabinow sich selbst überlassen können. Er entschied sich jedoch, alles zu riskieren und ihn bei sich zu verstecken.

Krüll rief in Kiew bei Sonderführer Steude an und sagte ihm, in Pinsk seien alle Juden ermordet worden. Einer habe überlebt, weil er nachts gearbeitet habe. Diesen habe er bei sich versteckt. Wenn er ihn wegschicke, schnappe ihn die SS und bringe ihn um. Er wisse nicht, was er tun solle. Steude sagte, es sei gut, dass er diesen Juden versteckt habe, er solle ihn auch weiterhin verstecken. Er werde eine Lösung finden. Das Gespräch wurde über die Betriebsleitung der Feldwasserstrassen-Abteilung geführt, die von der SS nicht abgehört werden konnte.¹²

In diesen Tagen des Wartens auf eine Nachricht aus Kiew ging Krüll am Abend, als es dunkel war, mit Rabinow zu einem etwa 65 Jahre alten Deutschen, dem Leiter der zivilen Wasserstrassenverwaltung, um ungestört sprechen zu können. Krüll wohnte allein in seinem Haus, und es hätte auffallen können, wenn man abends dort Stimmen gehört hätte. Der Deutsche bot auch an, Rabinow bei sich zu verstecken. Da sein Haus aber nur aus dem Erdgeschoss bestand, erschien dies Krüll zu riskant. Krüll hatte sein Zimmer im Obergeschoss und konnte das Zimmer abschliessen, wenn er das Haus verliess.

Rabinow wurde von diesem Deutschen, dessen Namen sich nicht mehr ermitteln liess, gepflegt. Gemeinsam studierten sie Rabinows neue Biografie ein, wie er sich verhalten müsse, wenn er allein zwischen Polen, Russen oder Ukrainern leben und selbst ein Pole oder Russe sein würde. Wichtig war auch, wie er sich auf der Fahrt nach Kiew verhalten sollte. Er dürfe nur in den Eisenbahnwagen fahren, die für deutsche Offiziere oder Soldaten bestimmt waren, weil dort nicht die Polizei, sondern die Feldgendarmerie kontrollierte. Auch auf den Bahnhöfen dürfe er sich nur in den Wartesälen für Deutsche aufhalten. Seine Ausweise seien für die Feldgendarmerie in Ordnung. Die Polizei dagegen könne für ihn eine Gefahr werden, da sie mit Zivilisten machen konnte, was sie wollte. Die Polizisten könnten ihn sogar auffordern, dass er sich ausziehe. Dann würde er sich als Jude verraten und wäre verloren.

Sie überlegten gemeinsam, welchen neuen Namen sie Rabinow geben könnten. Den Namen nur geringfügig zu verändern war zu gefährlich, weil es dem Wort ‚Rabbiner‘ zu ähnlich war. Die ersten drei Buchstaben sollten bleiben, der Rest sollte russisch sein. Rabinow sagte, dass es in dem Dorf, in dem er gelebt hatte, eine Familie Rabzewitsch gab. Diesen Vorschlag fand Krüll gut, da dieser Name wahrscheinlich auch in anderen Orten vorkommen würde. Den Vornamen Pjotr suchte Krüll aus. Das Geburtsdatum blieb erhalten, nur den Geburtsort verlegten sie weiter nach Westen.

In Pinsk hatte Krüll auch seinen Freund und Klassenkameraden, den Sanitätsfeldwebel Karl-Heinz Dilg, wieder getroffen. Krüll erzählte ihm von seinem Plan, Rabinow zu retten, und Dilg stellte ein Gesundheitszeugnis und einen Impfschein auf den Namen Pjotr Rabzewitsch aus.¹³

Am 22. November 1942 kam endlich der sehnlichst erwartete Brief von Sonderführer Steude aus Kiew. Am Abend gingen Krüll und Rabinow in Krülls Büro, wo eigenhändig ein neuer Ausweis der Feldwasserstrassen-Abteilung 2, Aussenstelle Pinsk, auf den Namen Pjotr Rabzewitsch ausgestellt wurde. Da Krüll die kyrillische Schrift nicht beherrschte, hatte Rabinow ihm die Angaben auf einem Blatt Papier vorgeschrieben. In dem Ausweis war gedruckt, dass der Pass des Inhabers sich bei der Dienststelle befindet. In Wirklichkeit hatte Krüll den jüdischen Pass auf gelbem Papier und die Geburtsurkunde Rabinows gleich im Ofen verbrannt, als er Rabinow in seinem

Zimmer versteckte, damit dieser keine kompromittierenden Papiere besass. Krüll stellte ihm ausserdem einen Marschbefehl von Pinsk über Brest nach Kiew aus mit dem Auftrag, sich bei der Feldwasserstrassen-Abteilung 2 in Kiew bei Sonderführer Steude zu melden.

Krüll rief dann beim Bahnhof in Pinsk an und fragte, wann der Zug für die Urlauber von Gomel nach Brest fährt. Da Rabzewitsch nicht mehr allein auf der Strasse sein durfte, begleitete Krüll ihn zum Bahnhof. Er hatte genau ausgerechnet, wie lange sie zum Bahnhof benötigen, um dort nur wenige Minuten warten zu müssen. Er schärfte Rabzewitsch noch einmal ein, nur in den Wagen für die deutschen Offiziere und Soldaten zu fahren und in Kiew niemanden nach dem Weg zu fragen. Er könne die Feldwasserstrassen-Abteilung in Kiew anhand der Hinweisschilder finden. Wenn man frage, gebe es immer Gegenfragen, wer man sei, woher man komme, warum man den Weg nicht kenne. Vor allen Dingen gebe es viele polnische und ukrainische Polizisten in Zivil, vor denen er sich besonders in Acht nehmen müsse.

Auf dem Weg zum Bahnhof gab Krüll Rabzewitsch eine kleine Pistole und forderte ihn auf, sich selbst zu erschiessen, wenn er der SS, dem SD oder der Gestapo in die Hände fallen sollte. Sie hätten Foltermethoden, denen er nicht widerstehen könne. In diesem Fall müsse er Krülls Namen vergessen. Er ermahnte Rabzewitsch, bei allem, was er tue, genau zu überlegen, was für Folgen es haben könne, da jetzt sein eigenes und auch Krülls Leben in seinen Händen lägen.

In Brest meldete sich Rabzewitsch beim Kommandanten des Bahnhofs, der ihm einen Reise genehmigungsschein von Brest nach Kiew ausstellte. In Kowel konnte der Zug nicht mehr weiterfahren, weil Partisanen die Schienen gesprengt hatten. Drei Tage sass Rabzewitsch in Kowel fest. Mehrmals täglich hatte er Kämpfe mit der Polizei zu bestehen, die ihn aus dem Wartesaal für die deutschen Soldaten vertreiben wollte, denn er war in Zivil. Es gelang ihm aber mit Hilfe der Feldgendarmarie und seiner Ausweise, dass er dort bleiben konnte. Als er am 28. November endlich Kiew erreichte, hatte er sechs Tage und Nächte nicht geschlafen, da er ständig Angst hatte, im Schlaf zu sprechen und sich dadurch zu verraten. Während der Fahrt hatte ihm ein junger Soldat die Taschenuhr seines Vaters aus der Brusttasche gestohlen, als er

sich schlafend stellte. Er konnte nichts dagegen tun, weil er jegliches Aufsehen und Fragen der Feldgendarmerie vermeiden musste.

In Kiew meldete er sich bei Sonderführer Steude. Dieser liess ihm einen neuen Ausweis für die Dienststelle in Kiew ausstellen. Er erhielt auch eine Arbeitskarte, in der jede Woche durch einen Stempel bestätigt werden musste, dass er gearbeitet hatte. Ohne diese Arbeitskarte wäre er bei einer Polizeikontrolle sofort festgenommen und als Zwangsarbeiter nach Deutschland deportiert worden. Sowohl bei der Ausstellung des Ausweises als auch der Arbeitskarte machten die ukrainischen Bediensteten zunächst Schwierigkeiten. Sie wunderten sich darüber, dass ein Arbeiter aus dem Westen in den Osten kam, während sie die Arbeiter nach Westen schickten. Mit dem Hinweis, wenn sie ihm nicht glauben wollten, sollten sie Sonderführer Steude fragen, er tue nur das, was man ihm befehle, bekam er schliesslich die Unterlagen.

Im Stadtbezirk Podol, im Norden von Kiew, erhielt Rabzewitsch zusammen mit anderen Arbeitern ein Zimmer. Das war für ihn wieder eine gefährliche Situation, denn er musste ständig aufpassen, dass ihn die anderen Arbeitskollegen nicht als Juden erkannten. Die Pistole, die Krüll ihm gegeben hatte, warf er in den Dnjepr. Er hatte grosse Angst, sie könnte bei ihm gefunden werden.

Als er sich bei der Polizei anmelden wollte, wurde ihm die Anmeldung verweigert, weil er keinen Pass hatte. Krüll hatte das vorausgesehen und ihm gesagt, er solle darauf hinweisen, dass in seinem Ausweis aus Pinsk stehe, sein Pass befinde sich bei der Dienststelle. Sonderführer Steude gab ihm noch einmal den von Krüll ausgestellten Ausweis, damit er ihn der Polizei zeigen konnte. Krüll wurde angerufen und sagte, er werde den Pass mit der Post schicken. Er habe Rabzewitsch den Pass nicht mitgegeben, damit dieser nicht irgendwo anders hingehen könne. In Wirklichkeit hatte Krüll den Pass jedoch in Pinsk verbrannt. Nach einem Monat erhielt Rabzewitsch eine Bescheinigung, dass sein Pass bei der Post verloren gegangen sei. Mit dieser Bescheinigung und seinen Unterlagen bekam er einen neuen Pass. Jetzt war er offiziell Pjotr Romanowitsch Rabzewitsch, Russe, geboren am 25. Mai 1923 in Kobrin.

Unteroffizier Frühauf unterstützte Rabzewitsch in Kiew besonders mit Le-

bensmitteln und leichter Kleidung, denn Rabzewitsch war im Winter mit gesteppter Kleidung gekommen, und im Sommer kann es in Kiew sehr warm werden. Als sie sich zum ersten Mal begegneten, taten sie so, als ob sie sich nicht kannten. Sonderführer Steude vermied es aus Vorsicht, nähere persönliche Kontakte zu Rabzewitsch zu unterhalten. Er schaltete meist Unteroffizier Frühauf oder andere vertrauenswürdige Mitarbeiter als Vermittler ein.

Im Mai 1943 wurde Rabzewitsch 20 Jahre alt, und sein Jahrgang musste zur Musterung als Zwangsarbeiten Er erhielt wie alle seines Jahrgangs eine Vorladung vor eine Ärztekommision im Arbeitsamt. Rabzewitsch war sehr verzweifelt, denn wenn er sich vor den Ärzten ausziehen musste, würde er als Jude erkannt werden. Es gab aber auch keine Möglichkeit, sich dieser Musterung zu entziehen. Er ging schon sehr früh zum Arbeitsamt und trieb sich dort bis 14 Uhr herum. Er sah, dass die Ärzte schon müde wurden und dass einige zu den Ärzten sagten, sie seien gesund und wollten freiwillig zur Arbeit nach Deutschland. Diese jungen Leute wurden nur oberflächlich untersucht, ohne dass sie sich entkleiden mussten. Da fasste er Mut und machte es genauso. Auch bei ihm schaute sich der Arzt nur die Hände und Beine an. So erhielt er die erforderlichen Unterlagen, mit denen er zu seiner Arbeitsstelle gehen konnte. Da er für die deutsche Wehrmacht arbeitete, wurde er von der Deportation nach Deutschland freigestellt und konnte bei der Feldwasserstrassen-Abteilung in Kiew bleiben.

Im Juni 1943 rief Krüll bei Rabzewitsch an und sagte, er sei in Kiew und wolle ihn sehen, aber sie könnten sich nicht treffen. Auf dem Platz vor der Sophien-Kathedrale standen sie sich auf einer Entfernung von 50 oder 60 Metern etwa 10 bis 15 Minuten gegenüber. Das war das letzte Mal, dass sie sich sahen. Krüll hatte für Rabzewitsch Streichhölzer mitgebracht, denn in Pinsk war eine grosse Streichholzfabrik. Die Streichhölzer gab er Frühauf. Eine Schachtel Streichhölzer konnte Rabzewitsch gegen ein halbes Brot eintauschen.

Sonderführer Hans-Joachim Steude trug den von Krüll ausgestellten Ausweis und den Marschbefehl immer bei sich. Als er im April 1943 von der Feldwasserstrassen-Abteilung versetzt wurde, übergab er die Unterlagen nicht an seinen Nachfolger Sonderführer Hoppe, sondern an Rabzewitsch. Deshalb

ist Pjotr Rabzewitsch noch heute im Besitz dieser Dokumente. Sonderführer Hoppe wusste nicht, dass Rabzewitsch Jude ist, denn er war von Steude nicht eingeweiht worden.

Als sich die Rote Armee Kiew näherte, wurde die Feldwasserstrassen-Abteilung Ende Juli 1943 aus Kiew evakuiert. Unteroffizier Frühauf fragte Rabzewitsch, ob er sich auch evakuieren lassen wolle. Da er nicht die Absicht hatte, allein in Kiew zurückzubleiben, entschloss er sich, mit nach Westen zu gehen. Er ging noch einmal in sein Zimmer, um seine Sachen zu holen. Auf dem Rückweg geriet er in eine Razzia und wurde zum Bahnhof geführt, um nach Deutschland deportiert zu werden. Erst am nächsten Morgen gelang es ihm, wieder frei zu kommen, doch es war zu spät. In der Feldwasserstrassen-Abteilung war niemand mehr da.

Die Angst, als Jude enttarnt zu werden, blieb sein ständiger Begleiter. Um der Polizei nicht in die Hände zu fallen, wich Rabzewitsch in die Dörfer der Umgebung von Kiew aus, bis die Rote Armee Kiew befreite. Danach hat er sich dem russischen Nachrichtendienst NKWD sofort als Jude zu erkennen gegeben, er sei von einem deutschen Offizier gerettet worden und lebe jetzt mit einem falschen Namen. Da Pinsk noch von der deutschen Wehrmacht besetzt war, und er keine Beweise hatte, konnte er seinen jüdischen Namen nicht wieder annehmen. Das wäre erst 1956 unter Chruschtschow möglich gewesen. Er hat sich dann jedoch entschieden, den Namen Pjotr Rabzewitsch beizubehalten und nur den russischen Vatersnamen Romanowitsch durch seinen jüdischen Vatersnamen Ruwinowitsch zu ersetzen. Der neue Name Pjotr Rabzewitsch war ihm genau so teuer wie sein jüdischer Geburtsname, denn er hat ihm das Überleben ermöglicht.

Krüll hatte diese Rettung nicht allein organisieren können. Er war auf die Hilfe anderer angewiesen. Ausser ihm waren der Unteroffizier Frühauf, ein unbekannter deutscher Zivilist in Pinsk, der Sanitätsfeldwebel Karl-Heinz Dilg und der Sonderführer Hans-Joachim Steude daran beteiligt. Krüll hat seine Handlungsspielräume erkannt, überlegt genutzt und viel dabei riskiert. Das hat er getan, als er gegen den Befehl des stellvertretenden Gebietskommissars den Juden Erleichterungen verschaffte durch die Ausgabe von Lebensmitteln, besonders aber bei seiner Rettungsaktion. Seine Handlungen waren uneigennützig und geschahen aus eigenem Antrieb, ohne darum gebeten

worden zu sein. Obwohl er Sonderführer Steude nicht persönlich kannte, hat er es gewagt, ihn um Hilfe zu bitten. Den Zufall, dass auf dem von Unteroffizier Frühauf geführten Schiff das Funkgerät defekt war, hat er spontan für seinen Plan ausgenutzt. Das Ausstellen eines falschen Ausweises für einen Juden, besonders aber die Übergabe der Pistole an Rabzewitsch hätten bei einer Entdeckung der Rettungsaktion zweifellos die Todesstrafe zur Folge gehabt. Dessen war sich Krüll bewusst, denn er hat Rabzewitsch beim Abschied aufgefordert, sich selbst zu erschiessen und Krülls Namen zu vergessen, wenn er der Gestapo oder der SS in die Hände fällt. Trotz seiner jungen Jahre war er kein Draufgänger. Das Motiv für seine Tat ist in seiner grundsätzlichen Einstellung zu suchen. Schon als Student hatte er jüdische Freunde gerettet. In Pinsk hatte er Rabinow gegenüber mehrfach zum Ausdruck gebracht, dass er die Vernichtungspolitik der Nazis ablehnte. «Du hast mir erzählt, wie Hitler gesagt hat, er wolle das ganze jüdische Volk vernichten. In hundert Jahren würde man nicht mehr wissen, dass es ein jüdisches Volk gegeben hat. Ich glaube, in deinem Herzen wirst du nicht vergessen, dass du ein Jude bist. Deshalb will ich dich retten. Für die deutsche Armee werde ich tun, was ich tun muss, aber wichtig sind für mich die Menschen.»¹⁴

Ausser im engsten Familienkreis hat Krüll nach dem Krieg nie über seine Rettungstat gesprochen. Er war überzeugt, dass Pjotr Rabzewitsch nach dem Krieg in Kiew geblieben ist, wollte ihn aber nicht suchen, weil er befürchtete, Rabzewitsch werde von den sowjetischen Behörden Schwierigkeiten bekommen, wenn er als ehemaliger Offizier der deutschen Wehrmacht ihn als Juden suche. Günter Krüll starb am 23. Mai 1979.

Hans-Joachim Steude, geboren am 19. März 1914, hat den Krieg überlebt und wohnt in Bad Schwartau. Er wurde erst im Februar 2002 als Retter gefunden. Bei einem ersten Gespräch sagte er: «Ich bin froh, dass ich der SS diesen Juden entreissen konnte.» Sein Motiv sei gewesen, sich für die Einheimischen einzusetzen, damit sie nicht zu sehr ausgepresst werden. Er sei kein Nazi gewesen, allerdings Mitglied der NSDAP und der SA, weil er studieren wollte. Sein Vater habe ihm empfohlen, sich den neuen Machthabern anzupassen, wenn er beruflich Erfolg haben wolle. Er stamme aus einer preussi-

schen Beamtenfamilie und habe immer versucht, nach Recht und Gesetz zu handeln. Seine Einstellung sei eher antimilitaristisch gewesen, ohne Pazifist zu sein. Mit den Nazis in seiner Einheit und der SS habe er mehrfach Schwierigkeiten gehabt. Bei einigen Vorkommnissen habe ihn nur seine Uniform vor einer Festnahme durch die SS bewahrt. Den Hauptanteil an der Rettung des Pjotr Rabzewitsch habe Krüll, er habe ihn nur dabei unterstützt.¹⁵

Erst im März 2001 erfuhr Pjotr Rabzewitsch, dass auch Karl-Heinz Dilg an seiner Rettung beteiligt war. Dilg, der 1993 verstorben ist, hat dies erst nach dem Tod von Günter Krüll seiner Frau erzählt. In der Familie wurde nie darüber gesprochen.

Bis 1998 hatte Pjotr Rabzewitsch geglaubt, er sei der einzige Überlebende. In Yad Vashem hat er dann erfahren, dass sich noch 24 Frauen und Kinder im Ghetto verstecken konnten und gerettet wurden.

Nur weil Pjotr Rabzewitsch mehr als 50 Jahre lang nie aufgegeben hat, seine Retter zu suchen, wurde die Geschichte bekannt. Er hatte nur einen Traum, seinen Retter oder seine Familie zu finden, um zu danken und die Geschichte seiner Rettung zu erzählen. «Die Menschen in Deutschland sollten wissen, dass es einen Menschen gegeben hat, der seine Angst überwunden hat und einem Juden das Leben rettete.»¹⁶

Anmerkungen

- 1 Werner Müller (Hg.), Aus dem Feuer gerissen. Die Geschichte des Pjotr Ruwinowitsch Rabzewitsch aus Pinsk, Köln 2002. Die folgenden Ausführungen über das Ghetto Pinsk und die Rettung beruhen auf den Angaben des Pjotr Rabzewitsch.
- 2 Deutsche Dienststelle (WASSt), Antwort auf Anfrage nach Günter Krüll, 5. März 2002. Laut Meldung vom 11. Juli 1942 Zugang bei Feldwasserstrassen-Abteilung 2 am 11. Juli 1942. Pjotr Rabzewitsch ist sich jedoch sicher, dass Krüll bereits im April 1942 nach Pinsk kam, und er ihm Anfang Mai 1942 zum ersten Mal begegnete.
- 3 Rudolf Absolon, Die Wehrmacht im Dritten Reich, Bd. V, Boppard 1995, S. 183 ff.; ebd., Bd. VI, S. 417.
- 4 Allgemeine Heeresmitteilungen vom 7. März 1942, 9. Jahrgang, 7. Ausgabe, S. 126 Nr. 194.
- 5 Martin Cüppers, «Befriedung», «Partisanenbekämpfung», Massenmord. Waffen-SS-Brigaden des Kommandostabes Reichsführer SS in der ersten Phase des Russlandfeldzuges, unveröffentl. Magisterarbeit, Berlin 2000, S.42ff.

- 6 Erich Mirek, in: In den Wäldern Beloruslands. Erinnerungen sowjetischer Partisanen und deutscher Antifaschisten, Berlin 1976, 3. Aufl. 1984, S. 175 ff.
- 7 E. Rosenblat/I. Elenskaja (Hg.), Pinsker Juden 1939-1944, Brest 1997, S. 105.
- 8 Müller, Aus dem Feuer gerissen [wie Anm. 1], S. 144.
- 9 Ebd., S. 103.
- 10 Norbert Müller, Europa unterm Hakenkreuz, Bd. 5: Die faschistische Okkupationspolitik in den zeitweilig besetzten Gebieten der Sowjetunion (1941-1944), Berlin 1991, S. 343.
- 11 Urteil Landgericht Frankfurt am Main gegen Kuhr u. a. 4 Ks 1/71 (Yad Vashem TR-10/786) S. 122ff.
- 12 Mündliches Zeugnis von Hans-Joachim Steude gegenüber dem Verfasser am 10. Februar 2002.
- 13 Müller, Aus dem Feuer gerissen [wie Anm. 1], S. 193.
- 14 Ebd., S. 105 und 118.
- 15 Mündliches Zeugnis von Hans-Joachim Steude [wie Anm. 12].
- 16 Müller, Aus dem Feuer gerissen [wie Anm. 1] S. 167 ff.

Willi Ahrem, Haupttruppführer der Organisation Todt Der Judenmord in Nemirow und seine Rettungsaktion

von Beate Kosmala

Nach dem Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 hatten die deutschen Truppen bis Oktober 1941 fast die gesamte ukrainische Sowjetrepublik erobert. Der Wehrmacht folgten die Einsatzgruppen C und D, die Hunderttausende Juden und Zehntausende als Kommunisten verdächtige Ukrainer ermordeten. Am 30. Juni 1941 war das Sonderkommando 4 b in Lemberg eingetroffen und von dort über Tamopol und Proskurow nach Winniza vorgeückt, das in der 2. Julihälfte Standort wurde. Auch das Einsatzkommando 6, das von Lemberg nach Zloczow vorrückte, war im Gebiet von Winniza im Einsatz.¹

Der grösste Teil dieser Region wurde im Juli 1941 der Zivilverwaltung des «Reichskommissariats Ukraine» (RKU) zugeschlagen. Ein Vermerk aus der Rüstungsinspektion vom 29. November und 2. Dezember 1941 resümiert den vorangegangenen Völkermord: «Die jüdische Bevölkerung ist im unmittelbaren Anschluss an die Kampfhandlungen zunächst unbehelligt geblieben. [Die Erschiessungen jüdischer Männer nach dem Einmarsch werden hier nicht mehr erwähnt; d. Vf.] Erst Wochen, zum Teil Monate später wurde eine planmässige Erschiessung durch dazu eigens abgestellte Formationen der Ordnungspolizei durchgeführt. Diese Aktion ging im Wesentlichen von Osten nach Westen vor. Sie erfolgte durchaus öffentlich unter Hinzuziehung ukrainischer Miliz, vielfach leider auch unter freiwilliger Beteiligung von Wehrmachtsangehörigen. Die Art der Durchführung der Aktionen, die sich auf Männer und Greise, Frauen und Kinder jeden Alters erstreckte, war grauenhaft. Die Aktion ist in der Massenhaftigkeit der Hinrichtungen so gigantisch wie bisher keine in der Sowjetunion vorgenommene Massnahme. Insgesamt dürften bisher 150'000 bis 200'000 Juden aus dem zum Reichskommissariat



Willi Ahrem, um 1930 (Foto: Privatbesitz)

gehörigen Teil der Ukraine exekutiert worden sein. Erst bei den letzten Hinrichtungen wurde der ‚nützliche‘ Teil der jüdischen Bevölkerung (Handwerker) ausgesondert und nicht exekutiert, bisher wurde auf diese wirtschaftlichen Belange keine Rücksicht genommen.»²

Diese Angaben umreißen in groben Strichen die Situation, in der der Diplomkaufmann Willi Ahrem als Leiter eines Bautrupps der Organisation Todt (OT) in der Ukraine im November 1941 den Entschluss fasste, vier Menschen unter hohem Risiko zunächst zu verstecken und sie dann aus der unmittelbaren Gefahrenzone herauszubringen.³

Was für ein Mensch war Willi Ahrem, woher kam er und wie hatte es ihn nach Nemirow im Bezirk Winniza verschlagen? Es liegen einige Quellen vor, aus denen sich eine biographische Annäherung entwickeln lässt. Zum einen ist ein Interview mit Ahrem aus dem Jahr 1966 überliefert,⁴ zum anderen liegt das Protokoll einer Zeugenaussage von Ahrem im Rahmen eines Ermittlungsverfahrens gegen Kriegsverbrecher in der Ukraine vor.⁵ Einige Ergänzungen zum Schicksal der Familie trug sein Sohn Ewald Ahrem bei.⁶

Willi Ahrem wurde am 18. November 1902 in Wuppertal-Elberfeld als Sohn des Exportkaufmanns Ewald Ahrem geboren. Nach Besuch der Oberrealschule in seiner Heimatstadt und der Handelshochschule in Mannheim trat der junge Ahrem als Diplomkaufmann in die Exportfirma für Werkzeuge seines Vaters ein, 1930 wurde er Teilhaber. In seiner Jugend schloss er sich der Wandervogelbewegung an, war aber in keiner weiteren Organisation oder Partei Mitglied. Er war evangelisch, ohne sich jedoch religiös besonders gebunden zu fühlen. Orientierung und Vorbild, so Ahrem, sei für ihn in erster Linie sein Vater gewesen, der während der Weimarer Republik der liberalen DDP angehört hatte. Für den Antisemitismus der Nazis habe Ewald Ahrem nur Verachtung empfunden. Im Januar 1931 heiratete Willi Ahrem die zwanzigjährige Elly Fix. Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor: 1931 wurde die Tochter Helga geboren, 1934 folgte Ingrid, 1938 der Sohn Ewald und 1940 die jüngste Tochter Elke. Allerdings konnte sich Ahrem dem Familienleben nicht besonders ausgiebig widmen, da er sich in den dreissiger Jahren immer wieder für längere Zeit geschäftlich in Übersee aufhielt, überwiegend in Südafrika, Neu-

seeland, Australien und Kanada. Aus diesem Grunde verfolgte er die politische Entwicklung in Deutschland nach 1933 nicht sehr aufmerksam mit, war jedoch von den Nachrichten über die Entwicklung seit 1933 beunruhigt. Ahrem fühlte sich in der angelsächsischen Welt zu Hause, beherrschte die englische Sprache und las mit Vorliebe den *Manchester Guardian* und die *New York Times*.

Als er im November 1938 die «Reichskristallnacht» in Deutschland erlebte, habe er – so seine Erinnerung – daran gezweifelt, ob er noch Mitglied einer zivilisierten Nation sei.⁷ Was Ahrem im Einzelnen zwischen 1938 und 1940 tat, wie und wo er den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs erlebte, ist nicht belegt.

Seine Entwicklung seit 1941 zeigt deutlich, wie ein Mann, der nie der NSDAP angehörte und dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstand, durch die Dynamik des Krieges in den Strudel der Ereignisse gerissen wurde. An seinem Einsatzort in der Ukraine tat er alles, um zunächst die Realität des Vernichtungskrieges zu verdrängen, bis er schliesslich den Massenmord an Juden selbst erlebte.

Im Frühjahr 1941 wurde Willi Ahrem zur Wehrmacht eingezogen. Nach einer Infanterie-Ausbildung in Wuppertal-Elberfeld kam er in eine Dolmetscher-Kompanie des Wehrkreises VI in Münster in Westfalen.⁸ Im Sommer 1941 besuchte Ahrem regelmässig die katholischen Sonntagsmessen des Münsteraner Bischofs Clemens August Graf von Galen, um dessen mutige Predigten zu hören, und der «den Nazis noch was ganz anders sagte als Niemöller».⁹ Der katholische Bischof, der – so betont Ahrem – grossen Einfluss auf westfälische Soldaten ausgeübt habe, wurde auch für ihn, den religiös wenig gebundenen Protestanten, eine Art Leitfigur.¹⁰

Da es im September 1941 keine Verwendung mehr für Englisch-Dolmetscher gegeben habe, wurde Ahrem nach seinen Angaben von der Wehrmacht für den Einsatz bei der OT in der Ukraine «freigestellt». Noch im September übernahm er die Leitung des Bautrupps der Firma Fix GmbH aus Bernau (Ahr), deren Inhaber der Bruder seiner Frau war.¹¹ Der junge Bauunternehmer Wilhelm Fix (geboren 1914) war bereits im Frühjahr 1941 mit einem Trupp deutscher Baufachleute an der rumänisch-russischen Grenze in Jassy eingesetzt gewesen. Nach dem deutschen Angriff auf Jugoslawien am 6. April 1941

wurde er am Bau einer Umgehungsstrasse dort beteiligt. Nach seinen Angaben galt er als Sonderführer der Wehrmacht, war uniformiert und zählte mit seinen ebenfalls uniformierten Arbeitern zum Wehrmachtsgefolge.¹² Nach dem Überfall auf die Sowjetunion und dem Vorrücken der deutschen Truppen wurde der Fix-Bautrupp an der Durchgangsstrasse IV eingesetzt. Wilhelm Fix leitete den gesamten Einsatz seines Unternehmens im Osten – er war unter anderem am Bau eines Flugplatzes in Rastenburg/Ostpreussen beteiligt –, während sein Schwager Ahrem für den Stützpunkt Nemirow zuständig war, wo sich Büro und Fahrzeugpark befanden und die deutschen Arbeitskräfte für die Durchgangsstrasse IV untergebracht waren. Neben dem Unternehmen Fix waren weitere Baufirmen in Nemirow stationiert, zum Beispiel die Basaltwerke Neschen GmbH aus Andernach, die zeitweilig mit Fix kooperierte,¹³ oder die Baufirma Stöhr, die ebenfalls ihren Hauptstützpunkt in Nemirow hatte. Die Firmen, inzwischen alle der OT unterstellt, waren für die Entlohnung der deutschen Arbeitskräfte zuständig. Den grössten Anteil ihrer Arbeitskräfte bezogen diese Unternehmen allerdings aus dem Ghetto, und zwar Männer, Frauen und Kinder, und, nach der Liquidierung des Ghettos, aus dem späteren Konzentrationslager.

Bei den ersten Einsätzen in Kriegsgebieten ausserhalb des Reiches trugen die OT-Leute noch Zivilkleidung. Vom Juni 1940 an wurde das Tragen von Uniformen befohlen. Es handelte sich um olivgrüne Militärkleidung aus tschechoslowakischen Beständen, die sie von den feldgrauen Uniformen der Truppe abhoben. Kurz danach wurde angeordnet, dass auch Armbinden mit dem Hakenkreuz anzubringen sind.¹⁴ Die uniformierten OT-Angehörigen unterstanden einer quasi militärischen Dienstpflicht.

Im Laufe des Krieges in der Sowjetunion, der Baueinsätze bisher unbekannter Grösse mit enormen logistischen Problemen mit sich brachte, wurde die Verbindung von OT-Dienststellen und Wehrmachtbefehlsstellen immer enger. Aus der ursprünglichen Abteilung beim Generalinspekteur für das deutsche Strassenwesen¹⁵ entwickelte sich eine OT-Zentrale als Amtsgruppe im Ministerium Albert Speers für Rüstung und Kriegsproduktion. Durch eine differenzierte Festlegung von Rangstufen und -abzeichen sollte schliesslich die «straffe Ordnung» der OT «als Helferin der kämpfenden Truppe, als Trä-

gerin des Wehrbaues und des kriegswichtigen Bauens in den besetzten Gebieten an allen Fronten Europas» deutlich sichtbar werden.¹⁶

Mit welchen Erwartungen war Willi Ahrem in die Ukraine gekommen? Was hatte er sich unter seinem Einsatz als Haupttruppführer der OT vorgestellt? Hatte er sich unter dem Einfluss seines Schwagers dorthin gemeldet? Antworten auf diese Fragen sind kaum möglich.

Objektiv betrachtet leistete Ahrem in seiner Funktion in der Ukraine einen Beitrag zu einem wirtschaftlichen Grossprojekt der SS, dem Ausbau der so genannten Durchgangsstrasse IV (Lwow-Winniza-Dnjepropetrovsk), bei dem Zehntausende jüdischer Zwangsarbeiter eingesetzt waren. Sie wurden den Bauträgern durch SS und Polizei zugeführt und in Lagern interniert.¹⁷ Diese Strasse war als Hauptnachschubstrecke für die Heeresgruppe Süd seit Feldzugsbeginn von besonderer Bedeutung. Nach Heinrich Himmlers Besuch in der Südostukraine zu Weihnachten 1941 wurde sie zum grossen SS-Projekt: Sie sollte nach seinem Willen zur «Strasse der SS» werden und von Rumänien zum Azovschen Meer führen.¹⁸ Die Durchgangsstrasse IV gehörte zu den wenigen Zwangsarbeitsprojekten für Juden in der Ukraine. Vor allem im Gebiet Winniza wurden Juden zu Ausbesserungsarbeiten im Strassenbau eingesetzt. Für die deutsche Verwaltung und die Wirtschaftsinspektionen hatte sich nur im Westen des Reichskommissariats Ukraine die Frage gestellt, ob man Juden als Arbeitskräfte am Leben lassen sollte.

Ahrens Baudrupp gehörten etwa fünfzig deutsche OT-Leute an, alle Betriebsangehörige der Firma Fix.¹⁹ Darüber hinaus wurden dort rund tausend Zwangsarbeiter beschäftigt, und zwar Ukrainer, russische Kriegsgefangene und Juden. Während die ukrainischen Männer und Frauen nicht in Lagern zusammengefasst waren, sondern in Nemirow und den umliegenden Orten wohnten, waren die sowjetischen Kriegsgefangenen in dem Nemirower Zweiglager des Stammlagers Winniza interniert. Die Juden, die auf der Baustelle arbeiteten, Männer, Frauen und Kinder, waren Insassen des Ghettos von Nemirow.²⁰

Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten in der 45 km südöstlich von Winniza entfernten Kleinstadt Nemirow (polnisch Niemirów) etwa 4'500 Juden, knapp

60 Prozent der Einwohner. Juden sind dort erstmals 1630 erwähnt; Anfang des 18. Jahrhunderts war die grosse Synagoge errichtet worden. Unter polnischer Herrschaft einst bedeutende Festungsstadt, wurde Nemirow nach der zweiten polnischen Teilung 1793 von Russland annektiert und in den Distrikt Podolien eingegliedert. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstand mit dem Zaddik Nachman von Bratslav ein bedeutendes chassidisches Zentrum im Shtetl. Im hoffnungsvollen Revolutionsjahr 1917 bildete die jüdische Bevölkerung eine Gemeindevertretung unter dem Vorsitz der Zionisten, die mit der Konsolidierung des Sowjetregimes jedoch wieder liquidiert wurde.²¹

Die Lebenswelt des osteuropäischen Judentums war dem weitläufigen Ahrem völlig fremd gewesen. Sein Bild von Juden war – wie er betont – bestimmt von seinem Eindruck aus seiner Heimatstadt, wo sie vorwiegend «Advokaten, Ärzte und Kaufleute» waren. In Nemirow traf er mit Staunen zum ersten Mal auf jüdische Handwerker und Facharbeiter, von deren Fähigkeiten er beeindruckt war.²²

Da sich Ahrem häufig mit jüdischen Arbeitern auf seiner Baustelle unterhielt, blieb ihm nicht verborgen, dass diese im Oktober 1941 «immer nervöser» wurden. Sie hatten von Massenerschiessungen an verschiedenen Orten der Umgebung erfahren. Anfangs hielt Ahrem diese Nachrichten für unwahrscheinlich. Er wertete die Gerüchte als panische Reaktion in der angespannten Kriegssituation und versuchte, die Juden zu beruhigen. Aber nicht nur von den jüdischen Arbeitern, sondern auch von Angehörigen der Organisation Todt hörte Ahrem über Erschiessungen von Juden. Weshalb er diese Berichte damals für «masslos übertrieben» hielt und sie nicht glauben mochte, erklärt Ahrem später mit den Worten: «Es klang so ungeheuerlich.»

In den ersten Wochen seines Einsatzes war Ahrem mit einem jüdischen Ehepaar näher bekannt geworden, das auf seinem Stützpunkt arbeitete, der Familie Menczer. Sie stammte aus der Bukowina (Rumänien) und war mit ihrem zwölfjährigen Sohn 1940 in die sowjetische Ukraine geflüchtet, um sich vor Pogromen in Sicherheit zu bringen. Osias Menczer arbeitete bei Ahrens Bauptrupp als Dolmetscher, seine Frau als Köchin und Haushälterin.²³

Die Gerüchte, die unter den jüdischen Arbeitern verbreitet wurden, sollten

sich bald bestätigen. Im November 1941 kam Ahrem zu Ohren, dass Angehörige des OT-Stützpunktes in Winniza auf Anordnung der dortigen OT-Leitung unweit von Nemirow ein Massengrab ausgehoben hatten. Zwei Tage später fand die erste «Aktion» in Nemirow statt, eine von vielen in den Ghettos an der Durchgangsstrasse IV, von der ein Mitarbeiter des Stützpunkts am Vortag zufällig erfahren hatte. Dieser Zufall ermöglichte es Willi Ahrem, Familie Menczer und einen jungen Mann während der Dauer der Aktion im Keller des Stützpunkt-Gebäudes zu verstecken.

In der Morgendämmerung des 23. November erwachte Ahrem durch Schüsse und musste feststellen, dass das Ghetto von Nemirow von einer Luftwaffen-Baukompanie abriegelt worden war. Die Bausoldaten dürften zur Absperrung des Ghettos eingesetzt worden sein, weil die verfügbaren Polizeikräfte nicht ausreichten. Dann beobachtete Ahrem, wie etwa zwanzig SS-Angehörige, darunter auch SS-Offiziere, die jüdischen Einwohner von Nemirow, unter ihnen viele Handwerker und ihre Familien, in eine frühere orthodoxe Kirche trieben. Nach seiner Schätzung waren es 1'200 Männer, Frauen und Kinder.²⁴ Etwa 200 Menschen sei es gelungen, die Abriegelung zu durchbrechen. In dieser Situation entschloss sich Ahrem, direkt zur Kirche zu gehen, um den Leiter des SS-Einsatzkommandos dazu zu bewegen, wenigstens die bei dem Bautrupps der Firma Fix beschäftigten Juden wieder herauszulassen. Es gelang ihm tatsächlich, die «am dringendsten benötigten» Arbeiter freizubekommen. Zwanzig der bereits zusammengetriebenen Juden wurden ihm überstellt und in das Ghetto zurückgebracht. Am folgenden Tag arbeiteten sie wieder auf der Baustelle.²⁵ Alle anderen wurden auf Lastwagen zum Massengrab unweit des Ortes abtransportiert, wo sie von den SS-Männern durch Genickschüsse ermordet wurden.

Am Nachmittag des 23. November begab sich Ahrem selbst zu dem Massengrab, um in letzter Minute einen jüdischen Schreiner seines Bautrupps zu retten, der noch nachträglich von der SS aufgegriffen worden war. Er fand ihn aber nicht mehr vor. Was er am Erschiessungsort wahrnahm, gab Ahrem später zu Protokoll: «Als ich zu diesem Zeitpunkt an dem Massengrab war, wurden gerade die etwa zehn letzten Juden erschossen, und zwar durch einen SS-Mann. Der Betreffende hatte eine 08-Pistole, womit er schoss. Das Massen-

grab selbst lag voller Leichen, und zwar bis fast 50cm unter dem oberen Rand. [...] Die Zahl der so erschossenen Juden schätze ich auf 1'200. Nachdem ich den gesuchten Arbeiter nicht mehr angetroffen hatte, begab ich mich in meine Unterkunft.»²⁶

Wie lebt und arbeitet man mit derartigen Erlebnissen weiter? Seinen damaligen Zustand beschrieb Ahrem zwanzig Jahre später mit knappen Worten: «Ich habe acht Tage nicht schlafen können, bin Zigaretten rauchend auf und ab gegangen – derartig hat mich das ergriffen.» Erst zu diesem Zeitpunkt sei er endgültig überzeugt gewesen, dass der Nationalsozialismus ein verbrecherisches System war. Nun wünschte er sich, «dass der Krieg für die Nazis verloren ging».

Vier Wochen nach dem ersten Massenmord von Nemirow trat Ahrem seinen ersten Heimaturlaub an und verbrachte das Weihnachtsfest und den Jahreswechsel 1941/42 mit seiner Frau und den vier Kindern in Wuppertal-Elberfeld. Wie er diesen extremen Wechsel verkraftete, erfahren wir nicht. Aber er berichtet davon, wie er zu Hause mit engen Freunden über seine Erlebnisse sprach.²⁷ Sie glaubten ihm nicht – sie hielten die massenhaften Morde für unmöglich. Dies ist ein weiterer Beleg dafür, dass in der deutschen Bevölkerung zwar Gerüchte über den Völkermord im Osten während des Krieges – vor allem durch Erzählungen von Soldaten – weit verbreitet waren, aber nicht als «Wissen» zugelassen wurden.²⁸

In den folgenden Monaten nach der ersten «Aktion» sammelten sich im Ghetto von Nemirow wieder etwa 250 Juden. Im Frühjahr 1942 begannen an der Durchgangsstrasse IV erneut Massaker an den nicht mehr arbeitsfähigen Juden. Im Juni 1942 wurde in Nemirow das Ghetto von einem sächsischen Polizeikommando erneut abgeriegelt, und eine weitere Massenerschiessung stand bevor, diesmal im Rahmen der «DG-IV-Aktionen». Nach einer Selektion wurden die Arbeitsfähigen in ein mit Stacheldraht umzäuntes Lager eingewiesen und weiter bei den Trupps der Baufirmen eingesetzt, während Mitglieder des sächsischen Polizeikommandos Alte und Kinder erschossen. Für die Ermordeten war bereits «Nachschub» unterwegs. Im Juli 1942 kamen die ersten Transporte rumänischer Juden über die rumänisch-russische Grenze,

die in 21 Zwangsarbeitslagern entlang der Durchgangsstrasse IV im Raum Gaisin zusammengefasst wurden.

Ahrem, der von der zweiten Aktion rechtzeitig unterrichtet war, versteckte die Familie Menczer ein zweites Mal sowie die Studentin Dora Salzman aus Nemirow tagelang auf dem Speicher seiner Unterkunft.²⁹ Dann gelang es ihm, im nahe gelegenen Transnistrien, einem Territorium der südlichen Ukraine zwischen den Flüssen Dneestr und Bug, das nach dem Überfall auf die Sowjetunion von rumänischen und deutschen Truppen gemeinsam erobert worden war, ein Quartier für die Verfolgten zu finden. Transnistrien stand seit dem 19. August 1941 unter rumänischer Zivilverwaltung und wurde von der rumänischen Regierung zum Deportationsgebiet für die Juden aus Bessarabien und der Nordbukowina bestimmt.³⁰ Die in etwa 100 Orten errichteten Ghettos und Arbeitslager, in denen viele der Deportierten umkamen, waren jedoch weit geringer organisiert als in anderen Besatzungsgebieten, was sie vom zentral gesteuerten und bürokratisch geregelten deutschen KZ-System und von der Perfektion der Vernichtungslager unter deutschem Befehl auf polnischem Boden unterschied.³¹ Die Überlebenschancen der dort internierten Juden hingen weitgehend von der Person des jeweiligen Kommandanten ab. Willi Ahrem schien die Situation für seine Schützlinge erkundet zu haben. Er brachte die Verfolgten einzeln im Kofferraum seines Dienstwagens über die nahe gelegene Grenze in das Lager von Djurin, wo er sie einem ihm bekannten rumänischen Hauptmann übergab.³² Die Flüchtlinge wurden in Djurin interniert und überlebten den Krieg. Von Familie Menczer ist bekannt, dass sie später in Natanja in Israel lebte.

Wie Ahrem berichtet, stand er bei seiner gefährlichen Rettungsaktion nicht völlig allein. Einige deutsche Mitarbeiter seines Stützpunkts halfen ihm dabei, darunter auch bisher überzeugte Nationalsozialisten, die nun über die Massenerschiessungen empört gewesen seien. «Wir haben das alle nicht für möglich gehalten. Es gab Leute, die sind dann einfach kopfscheu geworden.»³³ Offenbar war es kein Einzelfall in dieser Region, dass einzelne Wehrmächtsangehörige, vor allem bei den «nachgeordneten Dienststellen», vor den Verbrechen an den Juden zurückschreckten. In einer «Ereignismeldung» vom 3. November 1941 heisst es: «[...] lediglich in der Judenfrage war bis in die jüngste

Vergangenheit kein restloses Verständnis [...] zu finden. [...] Als besonders krasses Beispiel ist das Verhalten eines Lagerkommandanten in Winniza zu erwähnen, der die durch seinen Vertreter erfolgte Überstellung von 362 jüdischen Kriegsgefangenen restlos missbilligte und sogar gegen diesen sowie gegen zwei weitere Offiziere ein Kriegsverfahren eingeleitet hatte. Nur zu oft mussten die Einsatzkommandos in mehr oder minder versteckter Form Vorwürfe über ihre konsequente Haltung in der Judenfrage über sich ergehen lassen.»³⁴

Hilfe im Lager Djurin (Transnistrien)

Im Rahmen seines Interviews mit Manfred Wolfson erwähnt Willi Ahrem keine weiteren Hilfeleistungen für Juden. Doch die Yad-Vaschem-Akte enthält den Bericht einer Überlebenden, der darauf schliessen lässt, dass sich Ahrem immer wieder um seine Schützlinge in Djurin gekümmert und weiteren Personen geholfen hat. Lisa Heumann aus Haifa war von 1941 bis 1944 als Zwangsarbeiterin im Lager Djurin interniert. Anfang der sechziger Jahre setzte sie sich für Ahrens Anerkennung als «Gerechter unter den Völkern» ein. Nach ihrer Aussage muss sich der Bauleiter häufiger in Djurin aufgehalten haben.³⁵ In einem in deutscher Sprache verfassten Brief an die israelische Gedenkstätte versichert Lisa Heumann, Willi Ahrem habe nicht nur die Menczers und Dora Salzmann aus Nemirow herausgeschmuggelt, sondern auch vielen anderen geholfen: «Im Lager Djurin lebte ich unter schweren Bedingungen, [es herrschten] Kälte, Hunger und Krankheit, und ich verdanke viel Herm Ahrem, der uns viel geholfen hat. Zwischen mir und unserem Retter war keine persönliche Verbindung. Er half mir und vielen anderen, ohne uns zu kennen. [Er] fuhr viele Male nach Bukarest und nahm Briefe mit. So bekamen viele Menschen Geld und verschiedene Hilfe.»³⁶ In Bukarest hatte der Judenrat von Altrumänien (gebildet 1941), dem gewisse Wirkungsmöglichkeiten geblieben waren, eine «Transnistrienhilfe» ins Leben gerufen, die Nahrung und Kleidung, Medikamente und Geld in die Lager und Ghettos schickte.³⁷ Der Bericht Lisa Heumanns deutet darauf hin, dass Willi Ahrem durch seine Kontakte nach Bukarest bei der Vermittlung von Hilfsgütern behilflich war.

Mit seiner Rettungsaktion für vier Personen und den weiteren Kontakten zu den Juden im Arbeitslager von Djurin im rumänisch besetzten Transnistrien ging Ahrem ein grosses Risiko ein. Zwar hatten die deutschen Truppen und auch die Einsatzkommandos spätestens im Oktober 1941 dieses Gebiet verlassen, viele deutsche Einrichtungen und Gruppen blieben jedoch bestehen (Bahnhofskommandanturen, Sicherungstruppen, Heeresstreifenkommandos, Baubataillone etc.). Militär- und Sondergerichte in den besetzten Ländern verhängten drakonische Strafen für «Judenhelfer».³⁸

Nach der Aussage Lisa Heumanns wurde Willi Ahrem eines Tages denunziert. Nur «durch ein Wunder» sei er davongekommen. Ukrainische Zeugen hätten zu seinen Gunsten ausgesagt. Genauere Kenntnis haben wir von diesen Vorgängen nicht. Ahrem selbst gab an, dass ihm nach einer Denunziation und einem Verhör durch die geheime Feldpolizei «der Boden zu heiss» geworden und er freiwillig zur Wehrmacht zurückgegangen sei. Tatsächlich verliess Ahrem den Bautrup der Firma Fix, der bis 1944 in diesem Gebiet blieb, im Mai 1943 und wurde wieder als Englisch-Dolmetscher bei der Wehrmacht eingesetzt.

Von Manfred Wolfson über das Ziel seiner Hilfe befragt, antwortete Ahrem: «Ich war mir bewusst, dass ich damit nur sehr wenigen Menschen helfen konnte, dass es ein Tropfen auf den heissen Stein war, aber ich habe es als meine Pflicht angesehen, wenigstens in dem mir gezogenen Rahmen Menschen zu helfen.» In seinem Brief vom Oktober 1966 schreibt Ahrem: «Ich betone, [...] dass ich aus Empörung über die von Deutschen begangenen Verbrechen an jüdischen Mitmenschen und aus Pflichtgefühl heraus gehandelt habe.» Willi Ahrem hat in seinem unmittelbaren Umfeld für einige wenige Menschen lebensrettende Hilfe geleistet. Die Mordmaschinerie konnte er nicht aufhalten.

Gegen Ende des Krieges geriet Willi Ahrem in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Seine Freilassung Mitte Juni 1945 brachte ihm nicht das ersehnte Wiedersehen mit seiner Familie. Erst zu diesem Zeitpunkt erfuhr er, dass seine Frau Elly mit zwei Töchtern, der dreizehnjährigen Helga und der elfjährigen Ingrid, am 7. März 1945 beim Vorrücken der Amerikaner auf die Brücke von Remagen in der Nähe von Bad Neuenahr bei Schiessereien ums Leben ge-

kommen war. Die jüngste Tochter, die fünfjährige Elke, hatte nur einen Streifschuss erlitten und überlebte. Sie waren auf dem Weg zu den Grosseltern in den Westerwald gewesen, wo sich der siebenjährige Ewald befand.³⁹

Willi Ahrem liess sich wieder in Wuppertal nieder und übernahm die Firma seines Vaters. Im Rahmen der seit 1960 von den Staatsanwaltschaften Itzehoe, Lübeck, Lüneburg und Düsseldorf durchgeführten Ermittlungen wegen NS-Gewaltverbrechen in Zwangsarbeitslagern der Südukraine und wegen Masenerschiessungen 1942 bis 1944 beim Bau der Durchgangsstrasse IV wurde auch Ahrem als Zeuge vernommen.⁴⁰ Seine Rettung der Familie Menczer und die Hilfe für Juden in Djurin erwähnte er mit keinem Wort, und er war deutlich bemüht, niemanden zu belasten. Allerdings ist auffallend, dass er im Vergleich mit anderen Zeugen, die nur sehr diffuse Angaben über Erschiessungen machen konnten oder nie etwas davon mitbekommen haben wollten, die präzisesten und detailliertesten Angaben zu den Verbrechen in Nemirow machte. Seine persönliche Integrität erlaubte ihm ein besseres Gedächtnis.

Auf Initiative Lisa Heumanns wurde Willi Ahrem am 20. März 1968 als «Gerechter» ausgezeichnet. Die Medaille konnte nur noch seine Witwe Maria Ahrem entgegennehmen. Willi Ahrem war am 20. Juni 1967 im Alter von 66 Jahren in Wuppertal gestorben.

Anmerkungen

- 1 Gert Robel, Sowjetunion, in: Wolfgang Benz (Hg.), Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, München 1991, S. 499-560, hier S. 517.
- 2 Nürnberg Dok. PS-2174, Bericht Prof. Seraphim mit Anschreiben der Rüstungsinspektion Ukraine, 29. November und 2. Dezember 1941. Zitiert nach Dieter Pohl, Schauplatz Ukraine. Der Massenmord an den Juden im Militärverwaltungsgebiet und im Reichskommissariat 1941-1943, in: Norbert Frei/Sybille Steinbacher/ Bernd C. Wagner (Hg.), Ausbeutung, Vernichtung, Öffentlichkeit. Neue Studien zur nationalsozialistischen Lagerpolitik, München 2000, Bd.4, S. 135-173, hier: S.155.
- 3 Willi Ahrem wurde 1968 postum von der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem als «Gerechter unter den Völkern» anerkannt. Die Akte enthält allerdings nur spärliche Angaben zu seiner Person. Vgl. Yad Vashem (YV), Department of The Righteous Among the Nations (DR), file ger 0102.

- 4 Der amerikanisch-jüdische Politologe Manfred Wolfson befragte bereits zwischen 1963 und 1968 zahlreiche Deutsche, die während des Krieges entweder innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches oder in den besetzten Ländern Juden lebensrettende Hilfe leisteten. In seinem Nachlass, der zur Zeit an der Universität St. Gallen von der Psychologin Revital Ludewig-Kedmi bearbeitet wird, finden sich Interviews und Erhebungsbögen von 74 Personen. Das Interview mit Willi Ahrem, das nicht transkribiert wurde, stand der Verfasserin zur Verfügung. Zur Wolfson-Studie siehe: Revital-Ludewig Kedmi, Moraldilemmata von Rettern von Juden. Sozialpsychologische Interpretation und pädagogische Umsetzung, in: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann (Hg.), Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945, Berlin 2002 (= Solidarität und Hilfe; 5), S. 17-31.
- 5 Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen Ludwigsburg (ZStL), AR-Z 141/67, Bd. II, Bl. 222-225, Protokoll Willi Ahrem, 1. März 1962.
- 6 Briefe an die Verfasserin vom 21. Februar 2002 und 6. März 2002.
- 7 Interview mit Wolfson [wie Anm. 4].
- 8 Protokoll Ahrem [wie Anm. 5].
- 9 Im Sommer 1941 hatte der Bischof von Münster, Graf von Galen, öffentlich gegen die Mordaktionen der so genannten Euthanasie protestiert, was vermutlich dazu führte, dass sie Ende 1941 eingeschränkt wurden. Eine ähnlich eindeutige Opposition gegen die Verfolgung der Juden hat auch die katholische Kirche nicht geleistet. Vgl. dazu Günther van Norden, Widersetzlichkeit von Kirchen und Christen, in: Wolfgang Benz/Walter H. Pehle (Hg.), Lexikon des deutschen Widerstands, Frankfurt am Main 1994, S. 68-82, hier S. 76f.
- 10 Interview mit Wolfson [wie Anm. 4].
- 11 Diese verwandtschaftliche Beziehung lässt Ahrem sowohl im Interview als auch im Vernehmungsprotokoll unerwähnt. Sie ergibt sich aus der Aussage von Wilhelm Fix im gleichen Verfahren.
- 12 ZStL, AR-Z 140/67, Protokoll Wilhelm Fix, Bl. 1255 f.
- 13 ZStL, AR-Z 20/30, Protokoll Franz Vos, Bl. 30 und 31.
- 14 Dipl.-Ing. Walther Kumpf, Die Organisation Todt im Kriege (1953), in: ZStL, AR-Z 268/62. ’
- 15 Die Organisation Todt, benannt nach dem Generalinspekteur für das deutsche Strassenwesen und Generalbevollmächtigten für die Regelung der Bauwirtschaft, Fritz Todt (1891-1942), wurde 1938 für den Bau militärischer Anlagen eingerichtet. Todt war 1938 die Bauleitung des Westwalls übertragen worden. Im Verlauf des Krieges wurden alle militärischen Bauaufgaben, schliesslich auch die Bauformatio-nen der Wehrmacht, der OT unterstellt.
- 16 Anordnung des Chefs der Organisation Todt, Reichsministers Speer, vom 1. Mai 1943, in: Die Deutsche Wehrmacht 1934-1945, Organisation Todt, Heft 24, Verlag «Die Ordenssammlung», Berlin 1963, S. 2.
- 17 Zu den in diesem Zusammenhang begangenen Verbrechen vgl. ZStL II AR-Z 20/63 und 213 AR-Z 99/59. Zitiert nach Christian Gerlach, Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weissrussland, Hamburg 1999, S. 389.
- 18 Ebd., S. 156.
- 19 ZStL, 13 AR-Z 20/63, Bd. 9, Bl. 14 und 15. (Ein Teil von ihnen arbeitete auch nach dem Krieg wieder für dieses Unternehmen.)
- 20 Protokoll Ahrem [wie Anm. 5].

- 21 Artikel Nemirow, in: Encyclopaedia Judaica, Bd. 12, Jerusalem, S. 946-957.
- 22 Interview mit Wolfson [wie Anm. 4].
- 23 YV, DR, file 0102.
- 24 Diese Darstellung beruht auf Ahrems Angaben im Vernehmungprotokoll sowie auf seinem Bericht im Interview.
- 25 Ahrems Angaben sind dazu etwas unterschiedlich. In seinem Vernehmungprotokoll von 1962 heisst es nur, man habe ihm zwanzig Juden überstellt. In seinem Brief vom 3. Oktober 1966 an Manfred Wolfson formuliert Ahrem: «Es gelang mir, alle bei dem Bautrupp beschäftigten jüdischen Handwerker mit ihren Familien von dem Einsatzkommando der SS freizubekommen.» In: Nachlass Wolfson, St. Gallen.
- 26 Protokoll Ahrem [wie Anm. 5], Bl. 224.
- 27 Interview mit Wolfson [wie Anm. 4].
- 28 Vgl. dazu Karl-Heinz Reuband, Zwischen Ignoranz, Wissen und Nicht-glauben-Wollen. Gerichte über den Holocaust und ihre Diffusionsbedingungen in der deutschen Bevölkerung, in: Kosmala, Überleben [wie Anm. 4], S. 33-62, ausserdem David Bankier, Was wussten die Deutschen vom Holocaust?, in: ebd., S. 63-87.
- 29 Brief Ahrems an Wolfson, 3. Oktober 1966.
- 30 Wolfgang Benz, Der «vergessene Holocaust». Der Sonderfall Rumänien. Okkupation und Verfolgung von Minderheiten im Zweiten Weltkrieg, in: Mariana Hausleitner/Brigitte Mihok/Juliane Wetzl (Hg.), Rumänien und der Holocaust. Zu den Massenverbrechen in Transnistrien 1941-1944, Berlin 2001, S.9-13, hier S. 11.
- 31 Ebd., S. 12.
- 32 Dazu auch Mariana Hausleitner, Grossverbrechen im rumänischen Transnistrien 1941-1944, in: Dies., Rumänien [wie Anm. 30], S. 15-24.
- 33 Interview mit Wolfson [wie Anm. 4].
- 34 Ereignismeldung UdSSR Nr. 128 Einsatzgruppen, vom 3. November 1941, BA R58/218, Bl. 339-348, Bl. 345.
- 35 Ahrem gibt in seinem Vernehmungprotokoll lediglich an: «In der Zeit von September 1941 bis Mai 1943 war ich ständig im Raume Nemirow im Umkreis von 20 km eingesetzt. Eigene Wahrnehmungen über Vorkommnisse in anderen Orten habe ich nicht gemacht.» Bl. 225.
- 36 YV, DR, file ger 0102.
- 37 Benz, Der «vergessene Holocaust» [wie Anm. 30], S. 12.
- 38 Bernward Dörner, Justiz und Judenmord. Todesurteile gegen Judenhelfer in Polen und der Tschechoslowakei 1942-1944, in: Frei, Ausbeutung [wie Anm. 2], S. 249-264.
- 39 Brief von Ewald Ahrem vom Februar 2002 an die Verfasserin.
- 40 Insgesamt erstreckten sich die Ermittlungen auf 43 Beschuldigte. Bis 1972 wurden jedoch alle Verfahren eingestellt. Vgl. Karl Sauer, Am Jom Kippur wüteten Erschiessungskommandos. Der lange Weg bis zur Einstellung eines Ermittlungsverfahrens, in: «die tat» vom 7. Dezember 1974.

Retterinnen im Umfeld der Wehrmacht

von Wolfram Wette

Die deutschen Frauen verhielten sich während des Zweiten Weltkrieges in ihrer grossen Mehrheit so, wie das Regime es sich wünschte.* Sie waren unpolitisch und angepasst; sie waren gute Mütter, fleissige Arbeiterinnen, überzeugte Kriegerfrauen, die ihre Männer an der Front moralisch unterstützten und die ihren eigenen Beitrag zum Kriege leisteten. Dies geschah nicht nur an der «Heimatfront». Wehrmachts- und SS-Helferinnen wurden auch in den deutsch besetzten Gebieten, ja selbst im rückwärtigen Heeresgebiet eingesetzt. Der NS-Staat war bestrebt, die Frauen der Soldaten in materieller Hinsicht gut zu versorgen¹ und sie damit bei Laune zu halten. Politischer Widerstand lag den meisten deutschen Frauen vollständig fern.² Gelegentlicher Unmut über die Doppelbelastung der Frauen in der Familie und am Arbeitsplatz führte nicht zu einer widerständigen Einstellung im politischen Sinne. Abweichende, nonkonformistische Denkhaltungen wurden allenfalls von einer Minderheit kultiviert, häufig in der familiären Nische.³ Zu dieser Minderheit der Nonkonformistinnen gehörten auch die Retterinnen, die hauptsächlich in Berlin, aber auch in anderen deutschen Städten Juden versteckten, sich an gewagten Fluchthilfeunternehmen beteiligten und den Verfolgten damit bis zur Befreiung 1945 Schutz boten.⁴ Während wir über die Verhältnisse in Deutschland durch die Berichte Überlebender⁵ wie auch durch die historische Forschung einige Kenntnisse besitzen⁶, ist – mangels einschlägigen Quellenmaterials – bislang noch nichts über Retterinnen im Umfeld der Wehrmacht geschrieben worden⁷.

* Für Hinweise und Anregungen danke ich Rosemarie Killius, Frankfurt am Main, Dr. Beate Kosmala, Berlin, und Franka Maubach, Jena.

Hilfe für die untergetauchten Berliner Juden

Für die Juden in Deutschland wurde die Lage besonders bedrohlich, als am 23. Oktober 1941 ein endgültiges Auswanderungsverbot für alle Juden erlassen wurde, wenige Tage nach Beginn der reichsweiten Deportationen in die besetzten Ostgebiete. Das Auswanderungsverbot betraf Menschen, die nach den Nürnberger Gesetzen von 1935 als Juden definiert wurden. Jetzt konnte keiner von ihnen mehr ins Ausland fliehen, sondern musste, sofern er den Deportationen in die Vernichtungslager entgehen wollte, ein «Leben im Untergrund» führen.⁸ Es wird geschätzt, dass in Berlin 5'000 bis 7'000 Menschen den Versuch machten, auf diese Weise der Deportation und Ermordung zu entinnen. Tatsächlich konnten mindestens 1'500 als «U-Boote», wie sich die Untergetauchten selbst nannten, überleben.⁹

Der Beginn der Deportationen bedeutete zugleich eine Herausforderung für potenzielle Helfer und Retter. Inge Deutschkron hat aus eigener Erfahrung als verfolgte Berliner Jüdin berichtet, dass in ihrem Falle viele Helfer oder Helferinnen bereit waren, sie über die langen Jahre des Krieges hinweg zu verstecken, zu versorgen und schliesslich zu retten. Fünf von ihnen porträtierte sie in ihrem Buch «Sie blieben im Schatten».¹⁰ In einzelnen Fällen waren sogar 50 bis 60 Helferinnen und Helfer tätig, um einen Menschen bis zum Kriegsende an wechselnden Orten zu verstecken. In ganz Deutschland sollen insgesamt weit mehr als Zehntausend deutsche Menschen verfolgten Juden geholfen haben.¹¹

Am Zentrum für Antisemitismusforschung an der Technischen Universität Berlin wird ein Forschungsprojekt über «Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933-1945»¹² durchgeführt, das sich vornehmlich mit der Judenrettung in der Reichshauptstadt Berlin während des Zweiten Weltkrieges befasst. Eines der Ergebnisse lautet, dass es in dieser Grossstadt erstaunlich viele Frauen gab, die bereit waren, verfolgten Jüdinnen und Juden Unterschlupf und Hilfe zu gewähren und auf diese Weise viele von ihnen über die Tage des NS-Regimes hinaus zu retten.

Die Frauen von der Rosenstrasse

In Berlin trug sich im Frühjahr 1943 ein spektakulärer Fall von Rettungshandeln durch Frauen zu. Er unterscheidet sich von allen anderen Rettungstaten, über die in diesem Buch berichtet wird, dadurch, dass er sich nicht im geheimen Untergrund abspielte, sondern in aller Öffentlichkeit, als ein – in der Geschichte des Dritten Reiches singulärer – öffentlicher Protest. Akteure waren die *Frauen aus der Berliner Rosenstrasse*, deren jüdische Ehemänner oder Väter zwischen dem 28. Februar und dem 6. März 1943 im Zuge der so genannten Fabrik-Aktion von der Berliner Gestapo verhaftet und in einem Sammellager in der Rosenstrasse beim Hackeschen Markt untergebracht worden waren. Man glaubte, sie würden dort zur Deportation in den Osten bereitgestellt.¹³ Insgesamt wurden in dieser Aktion etwa 5'000 Berliner Juden verhaftet, von denen allerdings nur ein Teil in dem Lager Rosenstrasse untergebracht war. Aus einem anderen Berliner Sammellager, vor dem es keine öffentlichen Proteste gab, wurden zur gleichen Zeit 1'736 Juden nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Keiner von ihnen überlebte.¹⁴

Bei den Frauen von der Rosenstrasse handelte es sich um – wie man in der NS-Zeit sagte – in «Mischehe» lebende deutsche Frauen. Sie griffen zu dem Mittel des spontanen Protests, das seit der Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur 1934 in Deutschland nicht ein einziges Mal aktiviert worden war. Der gemeinschaftliche öffentliche Protest dieser Frauen sollte nicht die Revolution vorbereiten, sondern ihrer Empörung und Verzweiflung Ausdruck geben¹⁵, weshalb ihre Aktionen auch als «Widerstand des Herzens» charakterisiert worden sind¹⁶. Zusammen mit anderen Berlinern skandierten die Frauen vor dem Sammellager in Sprechchören die unmissverständliche Forderung: «Wir wollen unsere Männer wiederhaben!» Nach einer Woche, in der täglich um die Tausend Menschen zu Protesten in der Rosenstrasse zusammengekommen sein sollen, wurden die Parolen härter. Jetzt hiess es: «Gebt uns unsere Männer zurück!» und «Ihr Mörder!»¹⁷

Während das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) und die Berliner Gestapostellen unflexibel reagierten und sich mit der demonstrativen Positionierung von Maschinengewehren auf eine gewaltsame Auflösung der Protestver-

sammlungen vorbereiteten, reagierte der für Berlin zuständige NSDAP-Gauleiter Joseph Goebbels anders.¹⁸ Er wusste, dass es mit der Stimmung in der Berliner Bevölkerung seit dem Desaster der 6. Armee in Stalingrad wenige Wochen zuvor nicht zum Besten bestellt war. Zugleich befürchtete er, dass sich der Protest der Frauen von der Rosenstrasse womöglich ausbreiten könnte. Konkret sah er nach eigenem Bekunden «die Gefahr, dass die semitische Intellektualität sich mit den ausländischen Arbeitern» verbinden und dass es zu «Revoltversuchen» kommen könnte.¹⁹ Damit würde man in Berlin aber genau jene Lage schaffen, welche die nationalsozialistische Führung unter allen Umständen zu vermeiden trachtete, nämlich ein Abbröckeln oder gar eine Auflösung der «Heimatfront».²⁰ Man kann darin unschwer die Erinnerung an das Kriegsjahr 1918 erkennen, in dem eine Massenbewegung für Frieden, Freiheit und Brot demonstriert und die Beendigung des Krieges gefordert und damit – der Lesart der Nationalisten zufolge – einen «Dolchstoß» in den Rücken der Front geführt hatte.

Jedenfalls sorgte der Berliner Gauleiter und Reichspropagandaminister Goebbels nunmehr dafür, dass die 1'700 Berliner Juden aus dem Sammellager freigelassen wurden, um innere Unruhen zu vermeiden.²¹ Die Frauen von der Rosenstrasse konnten hernach mit vollem Recht der Ansicht sein, dass ihr offener und lautstarker «Widerstand des Herzens» die Rettung ihrer Väter, Männer und Söhne bewirkt hatte. Im Ergebnis stellten sie unter Beweis, dass es auch unter den Bedingungen dieses totalitären Herrschaftssystems, das auf die Stimmung der Bevölkerung grössten Wert legte, Handlungsspielräume gab, um mit dem Mittel des öffentlichen Protests zu einem Erfolg zu kommen.²² Für den rückblickenden Historiker bestätigt dieser Sachverhalt, dass die Macht der NS-Führung nicht zuletzt auf dem Ausbleiben grösserer Protestaktionen beruhte, oder, anders gesagt, auf der Zustimmung oder der angstgesteuerten Anpassung der Menschen.

Goebbels, der Fachmann für Propaganda, begründete seinen Aufsehen erregenden Rückzieher mit dem Hinweis, dass die Berliner Gestapo ihre Kompetenzen überschritten habe. Drei Monate später, am 19. Mai 1943, verkündete er dann, nunmehr sei Berlin «judenfrei».²³ Das war eine Lüge, denn seit den Protesten der Frauen von der Rosenstrasse hatten keine weiteren Depor-

tationen stattgefunden. Wo Goebbels einen tatsächlichen Erfolg nicht erringen konnte, redete er ihn herbei. Die im März 1943 frei gelassenen 1'700 Juden kamen nicht nur temporär frei, sondern sie überlebten den Krieg. Selbst jene 25 jüdischen Männer aus «Mischehen», die man von der Rosenstrasse nach Auschwitz deportiert hatte, wurden kurze Zeit später nach Berlin zurückgeschickt und dort freigelassen.²⁴

Frauen im Umfeld der Wehrmacht

Nun handelte es sich bei den helfenden Berlinerinnen wie auch bei den Frauen von der Rosenstrasse um zivile Bürgerinnen, die es in der Grossstadt Berlin mit einem Umfeld zu tun hatten, das für erfolgreiches Rettungshandeln einige Möglichkeiten bot. Eine ganz andere Ausgangsposition fanden diejenigen Frauen vor, die – wenn es sie denn gab – in der Wehrmacht oder der SS möglicherweise ähnliche Anstrengungen zu unternehmen versuchten.

Gemeinhin werden Wehrmacht und SS als Gewaltorganisationen von Männern angesehen. Tatsächlich diente in der Wehrmacht aber auch eine grosse Anzahl von Frauen, nämlich nicht weniger als 450'000 bis 500'000 Wehrmachts helferinnen. Sie waren mehrheitlich an der so genannten Heimatfront eingesetzt, zum Teil aber auch kriegsnah in den besetzten Gebieten. Des Weiteren wird man die – ebenfalls im Umfeld der Wehrmacht arbeitenden – Krankenschwestern und Helferinnen aus den grossen Wohlfahrtsverbänden hinzurechnen müssen, also Rotkreuzschwestern, evangelische Diakonissen und katholische Ordensschwestern. Alleine das Deutsche Rote Kreuz (DRK) verfügte über einen Personalbestand von etwa 413'000 Köpfen.²⁵

Die Berufsethik dieser Frauen orientierte sich an einem Frauenbild, das in Deutschland eine lange Tradition hatte: Es zeigte die Frauen in helfenden Rollen, und zwar im Kriegsfall für die Armee. Im Ersten Weltkrieg hatten Hunderttausende von Frauen als Krankenschwestern verwundete Soldaten gepflegt und ihnen in den Lazaretten psychischen Beistand geleistet. In der nationalistischen Frauenliteratur der dreissiger Jahre wurden sie rückblickend als «Frontschwestern» und als «Friedensengel» idealisiert und verklärt.²⁶ Tat-

sächlich arbeiteten sie jedoch weder an der Front noch schwebten sie als Friedensengel über den Schlachtfeldern, sondern sie leisteten harte Arbeit in den Kriegs- und Reservelazaretten.²⁷ In derselben Funktion als Krankenschwestern wurden auch im Zweiten Weltkrieg wiederum Hunderttausende von Frauen zur Entlastung des Sanitätsdienstes der Wehrmacht eingesetzt.²⁸

Die Aufgabe der Wehrmachtshelferinnen bestand in erster Linie darin, Soldaten in bestimmten Unterstützungsdiensten hinter der Front zu helfen, zum Beispiel in den militärischen Stäben.²⁹ Sie sollten dort Soldaten ersetzen, um sie für den Frontdienst «frei» zu machen. Diese unterstützende Funktion spiegelt sich auch in dem Begriff Wehrmachtshelferin wider.

Ebenso wie die Wehrmachtshelferinnen waren auch Krankenschwestern und Schwesternhelferinnen grossenteils durch eine paramilitärische Ausbildung im Bund Deutscher Mädel (BDM) und im Reichsarbeitsdienst (RAD) an das militärische Milieu gewöhnt worden.³⁰ Von dieser Ausbildung gab es einen fließenden Übergang in den Kriegsdienst. Eingezwängt in das Korsett der militärischen Hierarchie, war ihre Lage eher mit der von männlichen Mannschaftssoldaten und Unteroffizieren zu vergleichen als jener der Zivilistinnen in der Grossstadt Berlin. Wehrmachtshelferinnen wurden fast ausnahmslos in untergeordneten Positionen verwendet. Ein Teil von ihnen hatte sich, ebenso wie die Krankenschwestern und Schwesternhelferinnen, freiwillig gemeldet; ein anderer Teil war aufgrund des Wehrgesetzes von 1935 dienstverpflichtet worden. Besonders die Freiwilligen unter ihnen wollten etwas erleben und waren daher von sich aus bereit, sich in die militärischen Strukturen einzufügen. Auch in den Helferinnenorganisationen galten die Gesetze der militärischen Hierarchie sowie das Führerprinzip.³¹

Zweierlei Hilfe

Zur Vermeidung eines möglichen Missverständnisses, das sich aufgrund der Terminologie ergeben könnte, dürfte es an dieser Stelle angebracht sein, ein klärendes Wort über den Begriff des Helfens einzufügen: Es war die offizielle

Aufgabe der Krankenschwestern wie auch der Wehrmachtshelferinnen, die Soldaten in dieser oder jener Weise zu unterstützen. So viel darüber bislang bekannt ist, erledigten sie diese Pflicht in aller Regel in den vom NS-Regime sowie von der Wehrmacht durch Gesetze, Verordnungen und Befehle vorgeschriebenen Weise.

Das Anliegen dieses Beitrages ist es allerdings, eine andere Form des Helfens und Rettens zu beleuchten. Gesucht wird nach Frauen im Umfeld der Wehrmacht, die entgegen den vorliegenden Befehlen und Erwartungshaltungen der Vorgesetzten verfolgten Menschen geholfen und versucht haben, sie vor der Ermordung zu retten. Zwischen diesen beiden Formen des Helfens und Rettens besteht der fundamentale Unterschied, dass die letztere nur «gegen den Strom» geleistet werden konnte und dass sie, nicht anders als bei den männlichen «Rettern in Uniform»³², viel Mut und Bereitschaft zum Risiko erforderte.

Es kann kaum überraschen, dass das helfende Handeln der Rotkreuzschwestern wie auch der Wehrmachtshelferinnen in aller Regel nicht in widerständigen Formen verlief. Der Mythos von der friedfertigen Frau, die sich weigerte, der Kriegsführung zu dienen, findet in der Geschichte der deutschen Frauen während des Zweiten Weltkrieges keine nennenswerte Bestätigung. In den Akten des Deutschen Roten Kreuzes konnte bislang nicht ein einziger Hinweis darauf gefunden werden, dass Rotkreuzschwestern oder Schwesternhelferinnen Juden zu retten versucht hätten.³³ Stattdessen ist zu beobachten, dass der Rassismus auch das Denken dieser Frauen verseucht hatte. So wird beispielsweise berichtet, dass deutsche DRK-Helfer und DRK-Krankenschwestern, die in Polen eingesetzt waren, nur ihren Landsleuten halfen, nicht aber bedürftigen polnischen Kindern und Frauen.³⁴

Partnerschaftliches Rettungshandeln im Umfeld der Wehrmacht

Die Konstellation, dass Ehefrauen die mutigen und auch für ihre Familien gefährlichen Widerstandsaktionen ihrer Männer unterstützten, finden wir bei etlichen jener Offiziere, die dem Widerstand des 20. Juli 1944 angehörten. Auch im Rettungs-widerstand im Umfeld der Wehrmacht gab es gemeinschaftliches

Handeln: Ehefrauen von Wehrmichtsangehörigen versuchten in Partnerschaft mit ihren Männern zu retten und zu helfen.

Einer dieser Fälle ist der von Maria und Herbert Haardt. Von Beruf Ingenieur, war Herbert Haardt 1941/42 in einem Offiziersrang bei einem deutschen Verwaltungsstab in der litauischen Hauptstadt Kaunas eingesetzt, möglicherweise bei der Stadtkommandantur. Er hatte die Erlaubnis, seine Familie, Frau und drei Kinder, nach Kaunas zu holen. Maria und Herbert Haardt unternahmen es nun, die Juden, die gezwungenermaßen in ihrem Haus zu arbeiten hatten, durch geschickte Manipulationen vor dem Zugriff der Mordkommandos zu retten, und sie hatten damit Erfolg. Beide wurden für diese Rettungstat später von Yad Vashem geehrt.³⁵

Ein weiteres Beispiel sind die Rettungstaten von Donata Helmrich, deren Mann als Wehrmachtsoffizier Dienst tat³⁶, genauer gesagt, als «Sonderführer Landwirtschaft» und als «Kreislandwirt»³⁷. Der aus Hamburg stammende Sonderführer (entspricht dem Range eines Majors) Eberhard Helmrich leitete seit Herbst 1941 in der Stadt Drohobycz in Ostgalizien ein Gut, das Lebensmittel für die Wehrmacht produzierte.³⁸ Obwohl er von den Mordaktionen der SS wusste, beschäftigte er auf diesem landwirtschaftlichen Gut etwa 130 Jungen und Mädchen, davon 90 Prozent Juden, die er gegen jeden Zugriff der SS verteidigte. 70 von ihnen soll er das Leben gerettet haben, indem er sie nach und nach mit falschen Papieren nach Ungarn, Italien und Frankreich schickte. Einem Dutzend jüdischer Mädchen half er, sich in Deutschland in Sicherheit zu bringen. Er verschaffte ihnen Dokumente, die sie als Ukrainerinnen auswiesen, und schickte sie nach Berlin zu seiner Ehefrau Donata. Diese verschaffte den Verfolgten Arbeit als Dienstmädchen in Berliner Privathäusern.

Donata und Eberhard Helmrich hatten zunächst gemeinsam überlegt, ob sie das Risiko eingehen wollten, sich für die Rettung von Juden einzusetzen. Schliesslich hatten sie sich für die Hilfe von Verfolgten entschieden, obwohl sie damit ihre vier Kinder ebenfalls gefährdeten. Sie taten dies in der bemerkenswerten Überzeugung, «dass unsere Kinder besser tote Eltern als feige Eltern hätten»³⁹. In diesem Bewusstsein führten sie über Jahre hinweg gemeinsam genau geplante Hilfsaktionen durch, die auch zum Erfolg führten, näm-

lich zur Rettung. Donata und Eberhard Helmrich wurden von Yad Vashem als «Gerechte unter den Völkern» geehrt.⁴⁰

Zu gemeinschaftlichem Rettungshandeln entschloss sich auch das aus Nürnberg stammende Ehepaar Franz und Helen Weschenfelder.⁴¹ Weschenfelder tat als Sanitätsunteroffizier und Gehilfe eines Arztes Dienst in einer Sanitätseinheit eines Polizeiverbandes, die in Stanislau⁴² stationiert war. Als im Sommer 1942 seine Ehefrau Helena zu Besuch nach Stanislau kam, empörte sie sich ebenso wie ihr Mann über die hier verübten Judenmorde. Gemeinsam retteten sie «viele Juden», wie der jüdische Arzt Abraham Liebemann-Mikulsky bezeugte, der von jenen Weschenfelders ebenfalls, zusammen mit seiner Familie, vor dem Zugriff der Gestapo und damit vor der Erschießung gerettet werden konnte. Auch die Weschenfelders wurden von Yad Vashem geehrt.

Als ein Rettungsteam arbeiteten auch der Oberst Wilhelm Staehle und seine Frau Hildegard.⁴³ Staehle war während des Zweiten Weltkrieges Kommandeur der Invalidensiedlung in Berlin-Frohnau, in der etwa 450 Menschen wohnten. Er und seine Ehefrau halfen dort Kriegsgefangenen und verfolgten Juden, wo immer es ihnen möglich war. Ihr Haus wurde zum Treffpunkt für Helferkreise. Wilhelm Staehle, der mit dem Offizierswiderstand in Verbindung stand,⁴⁴ wurde im April 1944 von der SS durch Genickschuss ermordet. Seine Frau Hildegard kam ins Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. 1945 erhielt sie wegen Versteckens fahnenflüchtiger deutscher Offiziere und illegal lebender Juden sowie wegen ihrer Verbindungen zu französischen Kriegsgefangenen eine Gefängnisstrafe, überlebte aber den Krieg und wurde dann zu einer Mitbegründerin der CDU in Berlin.

Wehrmachtshelferinnen

Die Suche nach Wehrmachtshelferinnen, die sich normwidrig und zivilcouragiert für Verfolgte eingesetzt haben, ist bislang nahezu ebenso erfolglos geblieben wie die nach widerständig helfenden Krankenschwestern. Zum einen bot der Dienst als Wehrmachtshelferin in der Regel offenbar keine spezifischen Handlungsspielräume für solche Rettungstaten. Zum anderen scheint

bei diesen Frauen auch wenig Bereitschaft vorhanden gewesen zu sein, beispielsweise das Risiko einer Judenrettung auf sich zu nehmen. So wird man in der Erinnerung einer im Luftschutz eingesetzten Wehrmachtshelferin vielleicht eine Haltung erkennen können, die auch für andere Frauen im Umfeld der Wehrmacht typisch war: «Die Geschwister Scholl haben nachgedacht, ich nicht. Ich hatte keine Zivilcourage. [...] Gegen den verordneten Strom zu schwimmen, hätte ich nicht die Kraft gehabt. Ob das wirklich Feigheit ist, wenn man in einer Diktatur nicht aufbegehrt, glaube ich nicht. Es war eher das Normale.»⁴⁵

Die wenigen Mqjnoiren von Wehrmachtshelferinnen, die bislang veröffentlicht wurden⁴⁶, wie auch die Erzählgeschichten über die Kriegszeit⁴⁷, lassen nicht erkennen, dass die Schreiberinnen selbst oder die in ihrem Gesichtskreis tätigen Frauen an normwidrige Hilfs- und Rettungsaktionen auch nur gedacht hätten. Die Kriegserinnerungen der Stabshelferin Ilse Schmidt⁴⁸ haben – im Kontext unserer Fragestellung – ihren Wert hauptsächlich darin, dass diese Frau einräumt, viel von den Judenmorden gewusst, sie zum Teil sogar hautnah miterlebt zu haben, dass sie aber während der gesamten Kriegszeit offenbar nicht auf den Gedanken an Helfen und Retten von Verfolgten gekommen ist.

Immerhin berichtet eine andere Wehrmachtshelferin, nämlich die in Wilna als Nachrichtenhelferin eingesetzte Elisabeth Himmelstoss, von einer eigenen Hilfeleistung. Sie unterstützte im Dezember 1941 im Wilnaer Ghetto eingesperrte polnisch-jüdische Zwangsarbeiterinnen, die von den grossen Massakern zwischen Juli und Oktober 1941 verschont geblieben waren und jetzt in einer Wehrmachtsschneiderei arbeiteten. Sie half ihnen, indem sie ihre eigenen Brotmarken für sie eintauschte.⁴⁹ Bei näherem Hinsehen sind jedoch Zweifel angebracht, ob es sich bei diesem Kontakt wirklich um eine selbstlose, humane Hilfeleistung handelte oder vielmehr um ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Franka Maubach spricht von einer «makabren Form der Nutznießerei»⁵⁰; denn die Wehrmachtshelferin gab den jüdischen Zwangsarbeiterinnen Brotmarken oder Marketenderwaren als Gegenleistung für privat genutzte Schneiderarbeiten. Solches «Organisieren» – wie es im Wehrmachtssjargon hiess – war aber verboten, und aus diesem Grunde wurde die Helferin Himmelstoss nach Bekanntwerden ihrer Tauschaktionen nach Minsk strafversetzt.

Die Stabsheferin Lieselotte Flemming

Bis heute wissen wir nicht, ob es unter der halben Million Wehrmachtshelferinnen Frauen gegeben hat, die kriegsgefangenen Rotarmisten oder verfolgten Juden geholfen haben, und wie viele es gegebenenfalls waren.⁵¹ Durch Zeugnisse Geretteter belegt ist bislang nur ein einziger Fall, nämlich die Rettungstat der Stabsheferin Lieselotte Flemming.⁵² Bekannt wurde sie dadurch, dass eine von Flemming gerettete jüdische Frau nach dem Kriege über deren Hilfeleistungen berichtete und ihr Zeugnis der israelischen Forschungs- und Gedenkstätte Yad Vashem zur Verfügung stellte. Dieses Zeugnis ist auch die massgebliche Quelle für die folgende Darstellung.

Lieselotte Flemming war 1942/43 als Stabsheferin in der lettischen Hauptstadt Riga eingesetzt, also zu einer Zeit, als die meisten lettischen Juden bereits ermordet worden waren.⁵³ Sie leitete dort ein Wohnheim für Stabsheferinnen, bekleidete also eine leicht gehobene Position. Die Stadt stand seit Sommer 1941 unter deutscher Zivilverwaltung. Die am Leben gebliebenen lettischen Juden und die aus anderen Ländern hierher deportierten Juden leisteten in verschiedenen Betrieben Zwangsarbeit für die deutsche Wehrmacht. Diese unterhielt in der Stadt auch einen Heereskraftfahrpark (HKP)⁵⁴, eine militärische Reparaturwerkstätte, in der ebenfalls «Arbeitsjuden» beschäftigt waren.

Auf dem Gelände des HKP traf die aus Nürnberg stammende Stabsheferin Flemming zufällig mit einer jüdischen Zwangsarbeiterin zusammen, auf die sie wegen ihres Nürnberger Dialekts aufmerksam geworden war. Die Frauen kamen ins Gespräch. Es muss wohl so gewesen sein, dass die gemeinsame Herkunft aus derselben deutschen Stadt zunächst das Interesse der Wehrmachtshelferin an der ausgemergelten Zwangsarbeiterin auslöste, dann aber auch ihr Mitgefühl. Die Vorstellung, dass sie eine Frau aus Nürnberg vor sich hatte, die ungefähr so alt war wie sie selbst, sich nunmehr völlig unverschuldet in einer existenziellen Notlage befand, erweckte in ihr die spontane Bereitschaft, der augenscheinlich besonders vom Hunger geplagten jüdischen Frau mit Lebensmitteln zu helfen.⁵⁵

Bei der Zwangsarbeiterin aus dem Rigaer Ghetto handelte sich um die 30-

jährige Bertha Seiferheld, die 1912 in Hadamar im Westerwald geboren wurde und die bis zu ihrer Deportation mit ihrem Ehemann Justin in Nürnberg gelebt hatte. Dort hatte sie auch den Dialekt gelernt, der sich nun in Riga als ein lebensrettendes Erkennungszeichen auswirken sollte. Bertha erinnerte sich im Jahre 1984 folgendermassen an die Hilfeleistungen ihrer Retterin: «Sie hat mir täglich von ihrer eigenen Ration Essen zugesteckt und nicht nur mir, sondern anderen jüdischen Häftlingen hat sie heimlich Essen von der Dienststelle, wo sie und die anderen Stabsshelferinnen verköstigt wurden, Essen in Dosen herausgeschleppt. Ich war damals sehr schwach und in tiefer Depression und hätte es nicht überlebt, wenn sie mich nicht mit Essen und moralisch unterstützt hätte.»⁵⁶ So wurde also aus der Frau, die spontan mit Lebensmitteln und persönlicher Zuwendung half, im Ergebnis eine Lebensretterin. Flemming versuchte auch Justin Seiferheld, den ebenfalls im Heereskraftfahrpark Riga arbeitenden Ehemann von Bertha, zu retten. Das gelang jedoch nicht; er starb den Hungertod.⁵⁷

Es ist nicht ganz klar, über welchen Zeitraum sich diese tätige Hilfe der Stabsshelferin Lieselotte Flemming hinzog. Es mag sich um die gesamte zweite Hälfte des Jahres 1942 gehandelt haben. Irgendwann wurde die Wehrmachtshelferin Flemming dann denunziert. Damit stand sie vor der konkreten Gefahr, von einem Feldgericht der Wehrmacht wegen Judenhilfe zum Tode verurteilt zu werden. Wie der Historiker Bernward Dörner ermittelt hat, verhängte die deutsche Sonderjustiz in den von Deutschland besetzten Gebieten, anders als im Altreich, für Judenrettungsaktionen in aller Regel die Todesstrafe.⁵⁸ Dadurch wirkte sie in nicht geringem Umfang daran mit, «dass der Mord an den europäischen Juden in einem so verheerenden Umfang realisiert werden konnte».⁵⁹

Lieselotte Flemming hatte das Glück, nicht in die Hände dieser Justiz zu geraten. Es gab vermutlich einen Vorgesetzten, der sie schützte. Jedenfalls wurde sie, als bei den in Riga stationierten Wehrmachtsdienststellen die Nachricht von der Bombardierung Nürnbergs eintraf, von ihrem Vorgesetzten auf eine Dienstreise in die Heimatstadt geschickt, damit sie sich dort um ihre Familie kümmern konnte.⁶⁰ Bis zu ihrer Rückkehr war möglicherweise Gras über die Sache gewachsen. Genaue Informationen hierzu fehlen.⁶¹ Belegbar

ist nur, dass Flemming nicht aus der Wehrmacht ausgeschlossen, sondern bis Kriegsende als Wehrmachtshelferin besoldet wurde.

Lieselotte Flemmings Ehemann Fritz diente ebenfalls in der Wehrmacht im Osten. Er bekleidete den Dienstgrad eines Oberleutnants der Reserve. Er beging am 21. Januar 1943 in der russischen Stadt Wolossovo Selbstmord.⁶² Ob dieser Suizid in einem Zusammenhang mit der Judenhilfe seiner Frau stand, liess sich nicht eindeutig ermitteln. Bertha Seiferheld überlebte den Krieg. Damit gehörte sie zu den wenigen Juden aus dem Ghetto Riga, die der Vernichtung entgingen.

Nach dem Kriege trafen sich die beiden Frauen in Nürnberg wieder. Bertha Seiferheld emigrierte hernach in die USA und heiratete dort ein zweites Mal. Die beiden Frauen hielten auch in der Folgezeit einen freundschaftlichen Briefkontakt. Im Jahre 1985 wurde die ehemalige Stabshelferin Lieselotte Flemming im Auftrage des Staates Israel als «Gerechte der Völker» geehrt.⁶³ Sie starb im Jahre 1990 in Nürnberg.

Anmerkungen

- 1 Im Einzelnen untersucht von Birthe Kundrus, *Kriegerfrauen, Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg*, Hamburg 1995, Zweiter Teil: *Der Zweite Weltkrieg*, S. 221 ff.
- 2 *Ausnahmen von der Regel* schildert Martha Schad, *Frauen gegen Hitler. Schicksale im Nationalsozialismus*, München 2001. Sie berichtet, dass von den 11'900 Menschen, die in der NS-Zeit in Deutschland hingerichtet wurden, 1'100 Frauen waren.
- 3 Vgl. Christl Wickert, *Frauenwiderstand und Dissens im Kriegsalltag*, in: Peter Steinbach/Johannes Tuche (Hg.), *Widerstand gegen den Nationalsozialismus*, Bonn 1994 (= Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe, Band 323), S. 411-425.
- 4 Siehe Claudia Schoppmann, *Rettung von Juden. Ein kaum beachteter Widerstand von Frauen*, in: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann (Hg.), *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941 -1945*, Berlin 2002 (= Reihe Solidarität und Hilfe für Juden in der NS-Zeit, Bd. 5), S. 109-126.
- 5 Vgl. Inge Deutschkron, *Als Kind gerettet. ‚Unbesungenes Heldentum‘ – Erlebnisse und Erfahrungen einer Geretteten*, in: Günther B. Gintzel (Hg.), *Mut zur Menschlichkeit. Hilfe für Verfolgte während der NS-Zeit*, Köln 1993, S. 105-113; sowie dies., *Juden im Untergrund*, Berlin 1989; dies., *Sie blieben im Schatten. Ein Denkmal für «stille Helden»*, Berlin 1996.
- 6 Vgl. Wolfgang Benz, *Juden im Untergrund. Vom Überleben in den Jahren 1943 bis 1945*, in: Gintzel, *Mut* [wie Anm. 5], S. 7-18.

- 7 Vgl. den Forschungsbericht von Birthe Kundrus, Nur die halbe Geschichte. Frauen im Umfeld der Wehrmacht zwischen 1939 und 1945, in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.), Die Wehrmacht. Mythos und Realität, München 1999, S. 719-735, in welchem Retterinnen nicht thematisiert werden.
- 8 Vgl. Benz, Juden [wie Anm. 6] sowie Kosmala/Schoppmann, Leben im Untergrund [wie Anm. 4].
- 9 Die Berliner Forscherinnen Kosmala und Schoppmann gehen von 1'500 aus. Sie recherchierten viele Fälle, in denen die Verfolgten zwar in Berlin untertauchten, aber in anderen Städten und Gegenden Deutschlands befreit wurden.
- 10 Deutschkron, Schatten [wie Anm. 5].
- 11 Beate Kosmala, Es blieb nur die Kranzschleife «Meiner Lebensretterin». Ein Kapitel aus dem «unbesungenen» und «ungeschriebenen» Widerstand, in: Frankfurter Rundschau Nr. 166, 20. Juli 2001, S. 7 (Dokumentation), und Juliane Wetzel, Hilfe und Solidarität, in: Wolfgang Benz/Walter H. Pehle (Hg.), Lexikon des deutschen Widerstandes, Frankfurt am Main 1994, S. 228-231, hier S. 229.
- 12 Vgl. Beate Kosmala, Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933-1945. Ein Forschungsprojekt am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, in: Jahrbuch der Historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Berichtsjahr 1998, hg. von der Arbeitsgemeinschaft ausseruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen, München 1999, S. 36-44.
- 13 Wolf Gruner, Die Fabrik-Aktion und die Ereignisse in der Berliner Rosenstrasse. Fakten und Fiktionen um den 27. Februar 1943, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 11, hg. von Wolfgang Benz, Berlin 2002, S. 137-177, hat jetzt ermittelt, dass die Gestapo auch andere Motive hatte. Das ändert aber nichts daran, dass die protestierenden Menschen die Deportation und Ermordung ihrer Angehörigen befürchteten.
- 14 Nathan Stoltzfus, Widerstand des Herzens. Der Aufstand der Berliner Frauen in der Rosenstrasse – 1943. Aus dem Amerikanischen von Michael Müller, München/Wien 1996, S. 313, 318. Vgl. auch Gernot Jochheim, Frauenprotest in der Rosenstrasse. Gebt uns unsere Männer wieder, Berlin 1997; Nina Schröder, Hitlers unbeugsame Gegnerinnen. Der Frauenaufstand in der Rosenstrasse, München 1998.
- 15 Vgl. im Einzelnen die Darstellung von Stoltzfus, Widerstand [wie Anm. 14].
- 16 So der Titel des Buches von Stoltzfus, ebd.
- 17 Ebd., S. 299, 302, 326.
- 18 Vgl. den Gedenkartikel von Ulrike Schuler, «Gefroren habe ich innerlich». Frauenprotest in der Rosenstrasse. Gisela Miessner erinnert sich an erfolgreichen Widerstand gegen das NS-Regime, in: Frankfurter Rundschau vom 23. Februar 2002, S. 6.
- 19 Elke Fröhlich (Hg.), Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Teil II: Diktate 1941-1945. Bd.7: Januar-März 1943, München u. a. 1993, Eintragung vom 9. März 1943, S. 514.
- 20 Stoltzfus, Widerstand [wie Anm. 14], S. 327, 329f., 345, 350, 352.
- 21 Tagebücher Goebbels [wie Anm. 19], Eintragung vom 6. März 1943, S. 487.
- 22 Vgl. allgemein die Fallgeschichten in: Kirsten Heinsohn/Barbara Vogel/Ulrike Weckel (Hg.), Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland, Frankfurt am Main/New York 1997.
- 23 Stoltzfus, Widerstand [wie Anm. 14], S. 333, 339, 353.
- 24 Ebd., S. 336f., 339, 341.

- 25 Vgl. die erstmals aus den Akten gearbeitete Gesamtdarstellung von Dieter Riesenberger, *Das Deutsche Rote Kreuz. Eine Geschichte 1864-1990*, Paderborn u. a. 2002, S. 333.
- 26 Vgl. das Buch von Elfriede Pflugk-Hartung (Hg.), *Frontschwester. Ein deutsches Ehrenbuch*, Berlin 1936.
- 27 Zu besagtem Mythos vgl. den Ausstellungskatalog von Birgit Panke-Kochinke/Monika Schaidhammer-Placke, *Frontschwester und Friedensengel. Kriegskrankenpflege im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Ein Quellen- und Fotoband*, Frankfurt am Main 2002, Einleitung, Abschnitt «Mythos ‚Frontschwester‘ und ‚Friedensengel‘», S. 28-32.
- 28 Vgl. Riesenberger, DRK [wie Anm. 25], Kapitel «Das Rote Kreuz im Zweiten Weltkrieg», S. 314-347.
- 29 Aus der Sicht der Wehrmachtbürokratie vgl. Gisela von Gersdorff, *Frauen im Kriegsdienst*, Stuttgart 1969; und Franz W. Seidler, *Blitzmädchen. Die Geschichte der Helferinnen der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg*, Bonn 1996.
- 30 Zur Militarisierung des DRK vgl. die Arbeit von H. Seithe und Fr. Hagemann, *Das Deutsche Rote Kreuz im Dritten Reich (1933-1939)*, Frankfurt am Main 1993, sowie Heiner Lichtenstein, *Angepasst und treu ergeben. Das Rote Kreuz im «Dritten Reich»*, Köln 1988; und Riesenberger, DRK [wie Anm. 25], Kapitel «Der Weg zum nationalsozialistischen Sanitätskorps», S. 291-314.
- 31 Vgl. im Einzelnen Franka Maubach, *Verdrängte Bilder. Frauen in der Wehrmacht. Rekonstruktion des Werdegangs von Stabs- und Nachrichtenhelferinnen und ihres Einsatzes in den besetzten sowjetischen Gebieten*, unveröffentlichte Freiburger Magisterarbeit 2000, Abschnitt 4.
- 32 Vgl. Wolfram Wette (Hg.), *Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht*, Frankfurt am Main 2002.
- 33 Auskunft von D. Riesenberger am 5. September 2002.
- 34 Dieser Sachverhalt wird dokumentiert in einer Szene des TV-Films von Wolfgang Bergmann, *Missbrauchte Helfer. Das Deutsche Rote Kreuz 1921-1945*, ARTE-Film 2002.
- 35 Yad Vashem Archive, Jerusalem, Department of the Righteous, File 2132: Herbert und Maria Haardt.
- 36 Yad Vashem Archive, Jerusalem, Department of the Righteous, File 154: Helmrich, Eberhard.
- 37 Eberhard Helmrich in einem Presseinterview im Jahre 1969. Vgl. den Bericht: «So überlistete ich die Mörder». Deutscher Wehrmachtsoffizier half Juden in Polen [Der Name der Zeitung ist nicht vermerkt. Offenbar handelt es sich um einen Wiederabdruck aus der «Welt am Sonntag».], in: Yad Vashem Archive, Jerusalem, Department of the Righteous, File 154.
- 38 Vgl. die Schilderung von Alexander Bronowski (ehemals leitender Mitarbeiter von Yad Vashem), *Es waren so wenige. Retter im Holocaust. Mit einem Geleitwort von Richard von Weizsäcker*, Stuttgart 1991, S. 169-171.
- 39 Äusserung des Ehepaars Helmrich nach dem Kriege. Zitiert in Bronowski, *Retter* [wie Anm. 38], S. 171. Unter dieses Motto stellte auch ein Journalist seine Schilderung der Rettungsaktionen des Ehepaars Helmrich. Siehe Dirk Kurbjuweit, «Unsere Kinder haben besser tote Eltern als feige Eltern». Die Helmrichs, in: *DIE ZEIT* Nr. 14, 1. April 1994, S. 14.

- 40 Yad Vashem Archive, Jerusalem, Department of the Righteous, File 154. Summary in: Anton Maria Keim (Hg.), Yad Vashem. Die Judenretter aus Deutschland, Mainz/ München 1983, S.69.
- 41 Vgl. Yad Vashem Archive, Jerusalem, Department of the Righteous, File 343: Weschenfelder, Franz und Helen. Dort der Presseartikel von Abraham Liebesmann-Mikulsky, Ein Deutscher, der im Ghetto Stanislaw Juden rettete. Dieser Artikel wurde, wie in einem redaktionellen Vorspann vermerkt ist, für das Archiv der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem geschrieben.
- 42 Die Judenmorde in Stanislaw schildert Ulrich Herbert, Vernichtungspolitik. Neue Antworten und Fragen zur Geschichte des «Holocaust», in: Ders. (Hg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik, Frankfurt am Main 1998, S. 54-57.
- 43 Gerlind Schwöbel, Nur die Hoffnung hielt mich. Frauen berichten aus dem KZ Ravensbrück, Frankfurt am Main 2002, Kapitel «Hildegard Staehle: Gemeinsam im Widerstand», S. 187-194, auch zum Folgenden.
- 44 Zu Oberst Wilhelm Staehle vgl. die Biographie von Ger van Roon, Wilhelm Staehle, München 1969, und ders., Wilhelm Staehle. Widerstandskämpfer und Abwehroffizier, in: Journal für Geschichte (6) 1984, S. 34-43, sowie den Beitrag von Peter Steinkamp in diesem Band.
- 45 Äusserung einer ehemaligen Wehrmachtshelferin namens Rosa K. im Interview mit Rosemarie Killius. Vgl. dies., Nach Paris oder Norwegen, in: Gigi. Zeitschrift für sexuelle Emanzipation, Nr. 18, März-April 2002, S. 10-13, Zitat S. 13.
- 46 Untersucht von Maubach, Verdrängte Bilder [wie Anm. 31].
- 47 Vgl. Margarete Dörr, «Wer die Zeit nicht miterlebt hat...», 3 Bände, Frankfurt am Main 1988.
- 48 Ilse Schmidt, Die Mitläuferin. Erinnerungen einer Wehrmattsangehörigen. Mit einem Vorwort von Annette Kuhn und einem Nachwort von Gaby Zipfel, Berlin 1999.
- 49 Elisabeth Himmelstoss, «... und ich konnte nichts ändern!» Odyssee einer Nachrichtenheiferin, Berlin/Bonn/Herford 1994, S. 21, 56-60.
- 50 Maubach, Verdrängte Bilder [wie Anm. 31], S. 87.
- 51 Auch die Sammlung von Viktor Pedak, Ein Teller Suppe für den Feind. Zeugnisse der Menschlichkeit mitten im Krieg. Bearbeitet von Richard Rommel. Mit einem Vorwort von Hans Koschnick, Essen 2002, in der Ukrainerinnen und Ukrainer zu Worte kommen, denen während des Krieges von Deutschen geholfen worden ist, enthält keinen Hinweis auf Wehrmachtshelferinnen.
- 52 Yad Vashem Archive, Jerusalem, Department of the Righteous, File 2828: Flemming, Lieselotte.
- 53 Siehe Leni Yahil, Die Shoah. Überlebenskampf und Vernichtung der europäischen Juden, München 1998, S. 419-422. Aus der Sicht des überlebenden Augenzeugen J. Gechtman, Riga, in: Wassili Grossmann/Ilja Ehrenburg (Hg.), Das Schwarzbuch. Der Genocid an den sowjetischen Juden. Hg. der deutschen Ausgabe: Arno Lustiger, Reinbek bei Hamburg 1994, S. 679-709.
- 54 Über die Funktion der HKP informieren die Beiträge von Kim C. Priemel und Marianne Viefhaus in diesem Band.
- 55 Über die Beziehungen zwischen Retter beziehungsweise Retterin und Geretteten vgl. die allgemeinen Ausführungen von Eva Fogelman, «Wir waren keine Helden». Lebensretter im Angesicht des Holocaust. Motive, Geschichten, Hintergründe, München 1998, Kap. 1/7, S. 152-170.

- 56 Handschriftliche Aufzeichnung von Bertha Eichhorn, Fort Lee (USA), vom 29. April 1984 für Yad Vashem, Department of the Righteous, in: Yad Vashem Archive, Jerusalem, Department of the Righteous, File 2828: Flemming, Lieselotte. Nach dem Kriege heiratete Bertha Seiferheld ein zweites Mal. Sie hiess jetzt Eichhorn. Unter diesem Namen legte sie gegenüber Yad Vashem Zeugnis ab.
- 57 Aufzeichnung Eichhorn [wie Anm. 56].
- 58 Vgl. dazu Bernward Dörner, Justiz und Judenmord. Todesurteile gegen Judenhelfer in Polen und der Tschechoslowakei 1942-1944, in: Norbert Frei/Sybille Steinbacher/Bernd C. Wagner (Hg.), *Ausbeutung, Vernichtung, Öffentlichkeit. Neue Studien zur nationalsozialistischen Lagerpolitik*, München 2000, S. 249-263.
- 59 Ebd., S. 263.
- 60 Aufzeichnung Bertha Eichhorn [wie Anm. 56].
- 61 Rosemarie Killius, Frankfurt am Main, hat dankenswerterweise versucht, nähere Informationen über diesen Fall zu ermitteln, ist jedoch nicht fündig geworden.
- 62 Deutsche Dienststelle (WASt), Berlin, Personalpapiere (Wehrpass) mit dem Eintrag: «verstorben am 21.1.43 (Selbstmord)». In den Akten des Bundesarchivs, Zentralsachverständigenstelle Kornelimünster, Abgangskartei, wird als Todesdatum der 21.1. angegeben und in der «Beanstandungskartei» heisst es: «Selbstmord durch Erschiessen».
- 63 Pressemeldung der Botschaft des Staates Israel, Bonn-Bad Godesberg, vom 11. Juni 1995 über die Ehrung von Lieselotte Flemming, in: Yad Vashem Archive, Jerusalem, Department of the Righteous, File 2828: Flemming, Lieselotte.

Hans von Dohnanyi und das «Unternehmen Sieben» Fluchthilfe für Juden als fiktive Geheimdienstoperation

von Winfried Meyer

Bei einer Vernehmung durch die Berliner Gestapo berichtete der wenig später in der Haft ums Leben gekommene Jude Leon Blum am 16. August 1943, er habe sich um Möglichkeiten einer legalen Ausreise von Juden in die Schweiz gekümmert, nachdem er Gerüchte gehört habe, dass «... für ein deutsches Militärkrankenhaus in der Schweiz deutscherseits nicht unbedeutende Frankenträge gebraucht werden und man durch Stellung dieser Frankenträge, die allerdings nicht devisaabgabepflichtig sein dürfen, als Gegenbedingung die Ausreise einzelner Juden bewerkstelligen könnte. [...] Soweit mir bekannt ist, sind durch eine analoge Transaktion, fast zur selben Zeit, als dieses Schweizer Projekt schwebte, die Rechtskonsulenten Dr. Arnold und Dr. Fliess nach der Schweiz entkommen.»¹

Dass unter den Berliner Juden noch fast ein Jahr nach der Ausreise der bekannten Rechtsanwälte Fritz W. Arnold und Julius Fliess in die Schweiz die wildesten und mit verzweifelten Hoffnungen verknüpften Gerüchte über diese Flucht kursierten, lässt erahnen, unter welch einzigartigen und schon für die Zeitgenossen kaum vorstellbaren Umständen die beiden Rechtsanwälte ihrer drohenden Deportation und Ermordung entgehen konnten. Fliess und Arnold gehörten mit ihren Familien zu einer Gruppe von insgesamt 14 Berlinern überwiegend jüdischer Herkunft, die noch im Herbst 1942 als vermeintliche Agenten des Amtes Ausland/Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht mit offiziellen deutschen Ausreiseseitvermerken in die Schweiz flüchten konnten. Tatsächlich aber diente die Fiktion eines Agenteneinsatzes lediglich der Ermöglichung und Tarnung einer einzigartigen Rettungsaktion, die nach dem Codenamen der mit ihr verbundenen Geheimdienstoperation als «Unternehmen Sieben» bezeichnet wird.²

Initiator und Organisator dieser Rettungsaktion war der 1902 geborene Jurist Hans von Dohnanyi. Er war 1933 als junger hamburgischer Staatsanwalt zur Mitarbeit an der Reform des Straf- und Strafprozessrechts in das Reichsjustizministerium abgeordnet und im Herbst 1934 vom deutschnationalen Justizminister Franz Gürtner zum Leiter des Ministerbüros ernannt worden. Als Dohnanyi wegen der unklaren Religionszugehörigkeit eines seiner Grossväter den von Beamten verlangten «Ariernachweis» nicht erbringen konnte, setzte Gürtner für ihn 1936 eine Entscheidung Hitlers durch, dass er «wegen seiner Abstammung keinen Nachteil haben soll».³ Schon wenig später aber forderten Parteistellen die Entfernung des Nichtpartei Mitglieds Dohnanyi aus dem Justizministerium, da er «entsprechend seiner rassischen Zusammensetzung, die man ihm äusserlich freilich nicht anmerkt, [...] kein Verständnis für die Rassengesetzgebung des Dritten Reiches [habe], der er innerlich ablehnend gegenübersteht».⁴ Gegen den Druck der Parteikanzlei konnte Gürtner seinen Mitarbeiter nicht im Ministerium halten und versetzte ihn im Herbst 1938 unter Beförderung zum jüngsten Reichsgerichtsrat aller Zeiten an das Reichsgericht in Leipzig.

Als Gutachter des Reichsjustizministeriums im Verfahren gegen den mit konstruierten Vorwürfen aus seinem Amt gedrängten Oberbefehlshaber des Heeres, Werner von Fritsch, hatte Dohnanyi schon im Frühjahr 1938 Anschluss an oppositionelle Militärkreise gefunden, die die Rehabilitierung von Fritsch zum Ausgangspunkt einer notfalls auch mit Gewalt erzwungenen Regimereform machen wollten. Ihr radikalster Exponent war Oberst Hans Oster, der seit Anfang 1938 die neu geschaffene Zentralabteilung der Abwehr-Abteilung im damaligen Reichswehrministerium leitete. Auf Veranlassung Osters wurde Dohnanyi bei Kriegsbeginn zunächst als Zivilist zu dessen Abteilung eingezogen, um dort – neben seinen dienstlichen Aufgaben und unter deren Deckmantel – an der Vorbereitung eines vom Militär getragenen Staatsstrechs gegen Hitler zu arbeiten. Ab Anfang 1940 leitete Dohnanyi als Sonderführer, das heisst wegen seiner speziellen Fähigkeiten auf einer Offiziersstelle beschäftigter Zivilist, im Range eines Majors das eigens für ihn geschaffene und erst später mit zwei weiteren Mitarbeitern besetzte Referat Bericht-erstattung in Osters Zentralabteilung.



Hans von Dohnanyi, 1939 (Foto: Privatbesitz)

Sowohl im Rahmen der Staatsstreichvorbereitungen als auch auf dem Dienstweg erreichten Dohnanyi Berichte über die mörderische Judenpolitik des NS-Regimes. Im Herbst 1941 leitete er von seinem Schwager Dietrich Bonhoeffer verfasste Berichte über die am 16. Oktober 1941 begonnene Massendeportation von Juden aus Berlin und anderen Städten des Reiches an den General a. D. Ludwig Beck weiter, der damit Truppenbefehlshaber zum Einschreiten gegen die Deportationen bewegen sollte. Um die gleiche Zeit nahm er in seine Sammlung dokumentarischer Belege für die Verbrechen des Regimes einen abwehrinternen Augenzeugenbericht über die Judenerschiessungen in der weissrussischen Stadt Borissow auf, in dem abschliessend auf das Gerücht hingewiesen wurde, «dass die nunmehr frei gewordenen Häuser der Juden für die Juden aus Deutschland hergerichtet werden sollen, die dann ebenso liquidiert werden sollen wie die Borissower Juden.»⁵

In dieser Situation fühlte sich Dohnanyi vor allem zur Hilfe für die beiden Rechtsanwälte Julius Fliess und Fritz W. Arnold verpflichtet, die mit ihren Familien jetzt von Verschleppung und Ermordung bedroht waren. Julius Fliess und Fritz W. Arnold hatten als schwer kriegsverletzte Weltkriegsteilnehmer seit dem Frühjahr 1933 die Interessen der auf Drängen des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg zunächst noch nicht mit Berufsverbot belegten, aber in ihrer Berufsausübung von Schikanen und Diskriminierungen behinderten ehemaligen Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges unter den jüdischen Rechtsanwälten vertreten. Ihr Ansprechpartner im Reichsjustizministerium war seit dem Herbst 1934 der gerade zum Leiter des Ministerbüros ernannte Dohnanyi, der, nach späteren Berichten von Arnold und Fliess, «für unsere Lage ein ganz ungewöhnliches Verständnis zeigte»⁶ und «Bitten um Hilfe warmherzig entgegengenommen und eingegriffen [habe], soweit es ihm unter den damaligen Verhältnissen möglich war.»⁷ Dohnanyi konnte den beiden Anwälten um die Jahreswende 1934/35 im Auftrage des Ministers sogar versichern, «Gürtner werde dafür sorgen, dass sie in ihren Stellungen belassen werden würden.»⁸

Schon weniger als ein Jahr nach dieser Versicherung aber wurde den Notaren jüdischer Herkunft die weitere Ausübung des Notariats untersagt, nachdem mit dem «Reichsbürgergesetz» Juden zu Staatsbürgern minderen Ranges

erklärt worden waren. Und wiederum drei Jahre später wurde auch den bis dahin in ihren Berufen belassenen ehemaligen Frontkämpfern mit der «Fünften Verordnung zum Reichsbürgergesetz» vom 14. Oktober 1938 die Zulassung als Anwalt entzogen. Als Schwerkriegsverletzte gehörten Arnold und Fliess zu den wenigen der mit Berufsverbot belegten Anwälte, die gleichzeitig als «jüdische Konsulenten» «nur zur rechtlichen Beratung und Vertretung von Juden»⁹ zugelassen wurden.

Nachdem er im Herbst 1941 als «Konsulent» vor Gericht mit dem Anwalt einer nichtjüdischen Gegenpartei heftig aneinandergeraten war, erhielt Julius Fliess Anfang November die Mitteilung von der «Jüdischen Kultus Vereinigung», er und seine Ehefrau Hildegard hätten sich zum «Abtransport» bereit zu machen. Der von Hildegard Fliess alarmierte Fritz W. Arnold bat daraufhin Hans von Dohnanyi um Hilfe, von dessen Tätigkeit im Oberkommando der Wehrmacht er kurz zuvor von einer mit Dohnanyis Mutter befreundeten Klientin erfahren hatte. Durch Vorlage der Orden und Auszeichnungen von Fliess und mit Hilfe eines vom Amtschef, Admiral Wilhelm Canaris, unterzeichneten Schreibens konnte Dohnanyi erreichen, dass das Referat «Arierfragen» der für Kontakte zu anderen Reichsbehörden zuständigen Abteilung Inland des Allgemeinen Wehrmachtsamtes offiziell beim Reichs Sicherheitshauptamt (RSHA) gegen die geplante Deportation des vielfach ausgezeichneten Frontkämpfers Fliess protestierte. Auf Grund dieses Protestes entgingen Julius Fliess und seine Frau der Verschleppung nach Minsk mit dem Deportationstransport vom 14. November 1941 und erhielten einige Tage später die Mitteilung, ihre «Evakuierung» sei «vorläufig zurückgestellt».¹⁰

Dohnanyi hatte Arnold bei dessen erstem Besuch am Tirpitzufer gebeten, ihm die Verhinderung der Deportation des Ehepaares Fliess persönlich zu bestätigen und ihm ausserdem laufend über die fortschreitende Entrechtung der Juden in Deutschland zu berichten. Nach der Erinnerung Arnolds entstand bei seinen wöchentlichen Besuchen in Dohnanyis Dienstzimmer zwischen ihnen in den folgenden Monaten «ein Vertrauensverhältnis, das mir in schwerer Zeit ein starker Halt war.»¹¹ Als im Frühjahr 1942 die Judendeportationen aus dem Reich fortgesetzt wurden, waren die beiden Anwälte mit ihren Familien erneut äusserst gefährdet, zumal das Judenreferat des Reichssicherheitshauptamtes

in einem der Vorbereitung weiterer Deportationen dienenden Erlass Ende Januar 1942 verfügt hatte, dass «jüdische Rechtskonsulenten [...] in einem entsprechenden Verhältnis zur Zahl der zunächst verbleibenden Juden zu erfassen»¹² seien. Vor allem nach der Einrichtung des euphemistisch als «Altersghetto» bezeichneten Lagers in Theresienstadt konnten auch Interventionen von Behörden und hohen Funktionsträgern die Deportation nicht mehr abwenden, sondern sich sogar nachteilig für die Betroffenen auswirken.

Daher entschloss sich Dohnanyi – trotz der für ihn damit verbundenen Risiken – im Frühsommer 1942, die spezifischen Möglichkeiten des Amtes Ausland/Abwehr zu nutzen, um die beiden Anwälte endgültig dem Zugriff des Vernichtungsapparates zu entziehen. Dieser Entschluss basierte zunächst auf seiner rigorosen Ablehnung der nationalsozialistischen Judenpolitik, die – wie später auch die «Sonderkommission 20. Juli» der Gestapo feststellte – ein wesentliches Motiv für seine Beteiligung an den Bestrebungen zum Sturz Hitlers war. Er wurde aber von zusätzlichen Beweggründen und situativen Faktoren mitbestimmt. Erstens empfand Dohnanyi den beiden jüdischen Rechtsanwältinnen gegenüber eine besondere Verpflichtung zur Hilfe, seit die von ihm im Auftrage Gürtners gemachte Zusage, sie vor dem vollständigen Berufsverbot zu schützen, sich als unrealistisch erwiesen hatte. Schon damals soll er seiner Frau gegenüber geäußert haben: «Den beiden Männern, denen ich dieses Versprechen gegeben habe, werde ich nichts passieren lassen, nicht über meine Leiche.»¹³ Zweitens hatte er diese innerlich empfundene Verpflichtung mit seinem Einsatz zur Verhinderung der Deportation des Ehepaares Fliess auch äusserlich bekräftigt und damit Erwartungen auf die Kontinuität der Hilfeleistung geweckt. Diese wollte oder konnte er drittens besonders bei Arnold nicht enttäuschen, mit dem ihn nach dessen regelmässigen Besuchen ein besonderes Vertrauensverhältnis verband. Entscheidend für den Entschluss zur Rettungsaktion aber dürfte gewesen sein, dass sich Dohnanyi in seinem dienstlichen Alltag, in dem er beispielsweise auch Berichte prominenter jüdischer V-Leute des Amtes Ausland/Abwehr für Vorträge des Amtschefs auszuwerten hatte, die ungewöhnlichen Möglichkeiten eines Geheimdienstes erschlossen hatten. Zudem hatte er bei der ihm vom Amtschef aufgetragenen Erledigung von Hilfeersuchen einflussreicher Funktionsträger des Regimes

für einzelne ihrer jüdischen Bekannten und Freunde diese Möglichkeiten selbst schon erfolgreich genutzt.

Da die Ausnutzung nachrichtendienstlicher Kompetenzen für humanitäre Zwecke in dem geplanten Umfang nur mit der Billigung des Amtschefs möglich schien, sprach Dohnanyi zunächst mit Canaris über die Möglichkeit, einige gefährdete Personen «unter dem Anschein einer Abwehrbeschäftigung mit Genehmigung der Gestapo über die Grenze zu bringen. Canaris war damit einverstanden, hatte seinerseits einige ihm und seiner Familie befreundete jüdische Familien, die er in Sicherheit zu bringen wünschte.»¹⁴ Nachdem Dohnanyi sich auch der Unterstützung Hans Osters, seines unmittelbaren Vorgesetzten, und der Mitwirkung seiner Mitarbeiter und Freunde Karl-Ludwig Freiherr von und zu Guttenberg und Justus Delbrück vergewissert und sein Vorhaben mit dem in der Abteilung Ausland beschäftigten Helmuth James von Moltke erörtert hatte, eröffnete er Arnold im Frühsommer 1942 seinen Plan, ihn und seinen Kollegen Fliess im Auftrage des Amtes Ausland/Abwehr ins Ausland zu schicken. Arnold vergewisserte sich, dass weder von ihm noch einer anderen der ausersehenen Personen «Handlungen zugunsten des Dritten Reiches» erwartet würden, bevor er sich bereit erklärte, als Sprecher der Gruppe angeblicher Agenten zu fungieren.

Dabei handelte es sich ausser den beiden Rechtsanwälten mit ihren Familien zunächst um die in der Nachbarschaft der Familie Canaris wohnende Witwe Annemarie Conzen mit ihren zwei Töchtern, die Schulkameradinnen einer Canaris-Tochter waren. Canaris war Annemarie Conzen schon behilflich gewesen, ihre am 22./23. Oktober 1940 aus Karlsruhe in das Pyrenäenlager Gurs verschleppte Mutter ausfindig zu machen und dieser durch einen Kurrier Geld, Kleidung und Lebensmittel zukommen zu lassen. Sie selbst hatte Annemarie Conzen zunächst wegen ihrer früheren Ehe mit einem Nichtjuden nicht für gefährdet gehalten. Als aber im Sommer 1942 neue Bestimmungen zum «Schulbesuch jüdischer Mischlinge» erlassen wurden, die ihre Töchter zum Verlassen der Schule gezwungen hätten, nahm Annemarie Conzen das Angebot von Canaris, sie und ihre Töchter mit einer dienstlich getarnten Aktion ins Ausland zu bringen, «mit Dankbarkeit an».¹⁵

Vor allem der Fürsprache von Erika Canaris, der Frau des Abwehrchefs,

verdankten die Ärztin Ilse Rennefeld und ihr nichtjüdischer Ehemann, der anthroposophische Schriftsteller Otto Rennefeld, ihre Aufnahme in den Kreis der Personen, die mit der von Dohnanyi inspirierten Aktion in Sicherheit gebracht werden sollten. Ilse Rennefeld war schon Ende 1938 in die Niederlande emigriert und dort im Frühjahr 1942 bei Freunden untergetaucht, um der drohenden Verschleppung zu entgehen, während ihr in Berlin zurückgebliebener Ehemann sich verzweifelt um Hilfe für sie bemühte. Auf Fürsprache von Erika Canaris, die wie die Rennefelds den Lehren Rudolf Steiners anhing, versprach Canaris dem blinden Schriftsteller, seine Frau zunächst zurück nach Berlin und dann beide ins neutrale Ausland in Sicherheit bringen zu lassen.

Von Dietrich Bonhoeffer, dem Schwager Dohnanyis, war die Sozialpädagogin Charlotte Friedenthal, die jahrelang als Sekretärin der Vorläufigen Leitung der Bekennenden Kirche gearbeitet hatte, unter Hans von Dohnanyis Schutz gestellt worden. Da sie nach dem Beginn der Deportationen aus Berlin besonders gefährdet schien, versuchten ihr Mitarbeiter der Kirchenleitung die Ausreise aus Deutschland zu ermöglichen. Mit Hilfe des Baseler Theologen Karl Barth und des Präsidenten des Schweizerischen Kirchenbundes Alphons Koechlin konnte eine Einreisebewilligung für die Schweiz schliesslich am 5. November 1941 beschafft werden. Allerdings konnte Charlotte Friedenthal sie nicht mehr nutzen, da Himmler die bis dahin prinzipiell noch mögliche Auswanderung von Juden am 23. Oktober 1941 grundsätzlich verboten hatte.

Da Hildegard und Julius Fliess Deutschland nicht ohne ihre Tochter Dorothee, die seit 1940 in einem Berliner Elektrobetrieb Zwangsarbeit leisten musste, verlassen wollten, und Arnold ausser seiner Frau Ursula zwei noch minderjährige Kinder und eine erwachsene Tochter aus früheren Ehen in Sicherheit gebracht wissen wollte, waren es schliesslich insgesamt vierzehn Personen, die mit der von Hans von Dohnanyi geplanten Fluchthilfeaktion in die Schweiz ausreisen sollten. Einige von ihnen hatten Angehörige in Lateinamerika. Deswegen sollte ihre Ausreise mit der nachrichtendienstlichen Begründung durchgesetzt werden, sie würden aus der Schweiz nach Südamerika Weiterreisen, um ihre dortigen Beziehungen zur Beschaffung von Informationen aus und über die USA zu nutzen.

Die Konzeption dieser Rettungsaktion knüpfte daran an, dass Himmler in seinem grundsätzlichen Verbot der Auswanderung von Juden einschränkend verfügt hatte, dass «in ganz besonders gelagerten Einzelfällen, z.B. bei Vorliegen eines positiven Reichsinteresses, [...] nach vorheriger Herbeiführung der Entscheidung des Reichssicherheitshauptamtes der Auswanderung einzelner Juden stattgegeben werden» könne.¹⁶ Der Hauptzweck dieser Ausnahmeregelung war die Ermöglichung eines regelrechten Handels mit Menschenleben, da Auswanderungsanträge in Einzelfällen überhaupt nur dann geprüft wurden, «wenn beträchtliche Devisenbeträge dem Reich zufallen.»¹⁷ Als «positives Reichsinteresse» im Sinne der Ausnahmebestimmung in Himmlers Erlass vom 23. Oktober 1941 konnte aber auch die Beschaffung kriegswichtiger Informationen durch mit Erkundungsaufträgen des Amtes Ausland/Abwehr in das neutrale Ausland entsandte jüdische V-Leute verstanden werden. In Anknüpfung an die Tradition der Geheimdienste des wilhelminischen Deutschland, die sich bei der Aufklärung in Russland und Osteuropa weitgehend auf jüdische Informanten gestützt hatten, hatte bis dahin auch der militärische Nachrichtendienst des «Dritten Reiches» routinemässig V-Leute jüdischer Konfession oder Herkunft eingesetzt. Einzelne Abwehrstellen, wie zum Beispiel im Wehrkreis III, Berlin, sollen geradezu auf die Rekrutierung und den Einsatz jüdischer V-Leute spezialisiert gewesen sein.¹⁸ Diese Praxis konnte gegenüber dem RSHA damit begründet werden, dass einige der erfolgreichsten Informationslieferanten des Amtes Ausland/Abwehr wie der Schriftsteller Ivar Lissner («Ivar»), der Kaufmann Edgar Klaus («General Schöneemann»), der Kölner Bankier Waldemar von Oppenheim («Baron») und vor allem der Ingenieur Richard Kauder («Klatt») jüdischer Herkunft waren.

Seit dem Beginn der Massendeportationen von Juden aus dem Reichsgebiet im Oktober 1941 war das RSHA aber immer weniger bereit, nachrichtendienstlich begründeten Anträgen nachgeordneter Abwehrstellen auf Zurückstellung von der Deportation und Erteilung von Ausreisegenehmigungen für Juden stattzugeben. Schon am 2. Dezember 1941 teilte Adolf Eichmann in einem solchen Fall dem Leiter der Staatspolizei(leit)stelle Düsseldorf mit, «dass in letzter Zeit bei dem Anlaufen der Evakuierungstransporte in auffälliger Weise von einzelnen Dienststellen oder Offizieren der Wehrmacht für Ju-

den interveniert wird. [...] Nach Lage der Dinge kann die Vermutung nicht von der Hand gewiesen werden, dass in der Mehrzahl der Fälle persönliche Interessen Anlass dieser Anträge sind. Eine Zurückstellung der genannten Juden von der Evakuierung und die Erteilung der Auswanderungsgenehmigung kann daher so lange nicht vorgenommen werden, als nicht vom Oberkommando der Wehrmacht selbst ein besonders begründetes Schreiben hier vorliegt, in dem die tatsächliche Verwendung dieser Juden für Abwehraufträge bestätigt wird.»¹⁹

Eine Tolerierung eines geheimdienstlichen Auslandseinsatzes von zwei älteren, schwer kriegsverletzten Rechtsanwälten mit ihren Familien, eines blinden Schriftstellers, einer anthroposophisch orientierten Ärztin, einer kirchlichen Mitarbeiterin und einer verwitweten Hausfrau mit zwei minderjährigen Töchtern durch das RSHA war in dieser Situation nur durch Gespräche auf Spitzenebene zu erreichen. Nach dem Tod Reinhard Heydrichs am 4. Juni 1942 hatte Himmler selber für einige Wochen die Leitung des RSHA übernommen. Wahrscheinlich nutzte Canaris eine Verabredung zum Essen mit Himmler und den RSHA-Amtschefs Bruno Streckenbach, Heinrich Müller und Walter Schellenberg am Nachmittag des 30. Juni 1942 im ostpreussischen Führerhauptquartier «Wolfsschanze», um Himmler die katastrophale Situation der deutschen Spionage in den USA zu schildern und ihm die Notwendigkeit des Einsatzes von jüdischen V-Leuten in der Nachrichtenbeschaffung aus den USA darzulegen. Dabei hätte er sich sogar auf einen ihm wenige Stunden zuvor erteilten diesbezüglichen «Befehl» Hitlers berufen können. Nachdem am 28. Juni 1942 die internationalen Presseagenturen die Verhaftung von acht mit U-Booten an der amerikanischen Ostküste gelandeten deutschen Sabotageagenten des von der Abwehr-Abteilung II organisierten Unternehmens «Pastorius» durch das FBI gemeldet hatten, hatte Hitler den Chef des Amtes Ausland/Abwehr für den Vormittag des 30. Juni 1942 zur Berichterstattung in das Führerhauptquartier bestellt und seine harsche Kritik an der Durchführung des Unternehmens «Pastorius» mit der wütenden Bemerkung geschlossen: «Wenn Ihre Arbeit so aussieht, [...] dann sollten Sie Verbrecher oder Juden dazu nehmen.»²⁰

Beim Essen mit Himmler und den RSHA-Amtschefs soll Canaris die Be-

deutung der von V-Leuten jüdischer Herkunft gelieferten Nachrichten auch am Präzedenzfall des Bankiers Waldemar von Oppenheim illustriert haben. Oppenheim war am 17. April 1942 bei einem Besuch in Berlin zur Berichterstattung von der Gestapo verhaftet und erst wieder freigelassen worden, nachdem das Amt Ausland/Abwehr die kriegswichtige Bedeutung der vom V-Mann «Baron» seit Oktober 1941 an die Abwehrenebene Bremen gelieferten 31 Berichte über die Rüstungsproduktion in den USA unterstrichen hatte.²¹ Unter dem Eindruck dieser Fallschilderung und des taufrischen «Führerbefehls» soll Himmler seine «grundsätzliche Einwilligung» zum Einsatz von Juden in der Spionage gegen die USA gegeben haben. Hinsichtlich der Ausreisegenehmigungen für die designierten V-Leute soll er Canaris aber auf den Dienstweg verwiesen haben, das heisst an den Chef und das Judenreferat der Gestapo.

Um die Fiktion eines tatsächlich beabsichtigten Agenteneinsatzes amtsintern und nach aussen aufrechterhalten zu können, wurde die weitere Vorbereitung des Unternehmens jetzt offiziell der Abteilung Abwehr I (Geheimer Meldedienst) überlassen, die für die Informationsbeschaffung aus dem feindlichen und neutralen Ausland zuständig war. Die Zentralabteilung, in der Dohnanyi und seine Mitwisser tätig waren, war als reine Organisationsabteilung zur Führung von V-Leuten nicht berechtigt. In Anwesenheit Dohnanyis übertrug Canaris im Frühsommer 1942 die weitere Bearbeitung der angeblichen Geheimdienstoperation Major Franz Seubert, dem Leiter des Referates IH West 3 des Amtes Ausland/Abwehr, ohne ihn über den tatsächlichen Zweck der Aktion zu informieren. In den Akten seines Referates und in der Zentralkartei der V-Leute liess Seubert die Operation unter dem Codenamen «Unternehmen Sieben» registrieren, da es sich bei der Gruppe der angeblichen Agenten zunächst um sieben Erwachsene handelte. Als Sprecher der Gruppe der angeblichen Agenten wurde ihm Fritz W. Arnold vorgestellt, der daraufhin einen Ausweis zum Betreten des OKW-Gebäudes am Tirpitzufer erhielt. Dort wurde er von Rittmeister Karl Lang, einem Mitarbeiter Seuberts, in nachrichtendienstlichen Techniken wie der Festlegung von Codewörtern, dem Umgang mit Geheimtinten und dem Chiffrieren und Dechiffrieren von Nachrichten unterwiesen und hatte schliesslich «eine Art Probearbeit von einigen Sätzen zu den Akten einzugeben».²²

Major Seubert begann bald, an den rein nachrichtendienstlichen Zielen der ihm übertragenen Operation zu zweifeln und argwöhnte, «dass kein Vorgesetzter – auch nicht Admiral Canaris – einen decken konnte». Er empfand die persönlichen Nachfragen im Reichssicherheitshauptamt zunehmend als «peinlich, deprimierend und aufreibend» und hatte vor seinen dortigen Besuchen immer mehr Angst, «ob ich überhaupt wieder zurückkehren würde».²³ Wegen der Zaghaftheit und Erfolglosigkeit seiner Bemühungen wurde er Anfang August 1942 schliesslich von der weiteren Bearbeitung des «Unternehmen Sieben» entbunden und zur Inspektion einer Abwehr-Aussenstelle in die libysche Wüste geschickt. Sein Nachfolger als Bearbeiter des «Unternehmen Sieben» wurde der Hauptmann d.R. Hans Harald Berger, der später in amerikanischer Kriegsgefangenschaft über seine Beauftragung berichtete: «Nachdem Berger in das Referat I H West/3 versetzt worden war, wurde ihm eine Mappe mit Schriftstücken und der Aufschrift Unternehmen 7' übergeben, und er wurde angewiesen, in dieser Sache mit einem gewissen Dr. Dohnanyi [...] zusammenzuarbeiten.»²⁴ Berger sympathisierte mit den dem «Unternehmen Sieben» zugrundeliegenden humanitären Absichten und konnte in «schärfsten Verhandlungen» mit Eichmanns Stellvertreter Rolf Günther und dem Chef der Gestapo Heinrich Müller immerhin feststellen, dass ohne eine weitere Unterredung von Canaris mit Himmler keine Fortschritte in den Verhandlungen mit dem RSHA zu erzielen wären.²⁵

Um Himmler die Notwendigkeit des Einsatzes von Juden als Agenten in Lateinamerika noch eindringlicher als bei der ersten Unterredung am 30. Juni 1942 schildern zu können, wies das Amt Ausland/Abwehr die für die Spionage in Lateinamerika zuständige Abwehreneinstelle Bremen am 14. August 1942 an, «alle festgenommenen V-Leute in Süd- und Mittelamerika [...] bis zum 16. August zu melden».²⁶ Diese Art negativer Gesamtbilanz der deutschen Spionageaktivitäten in Lateinamerika scheint Himmler hinreichend beeindruckt zu haben, als ihn Canaris in der zweiten Augusthälfte noch einmal in einer telefonischen oder persönlichen Unterredung auf das «Unternehmen Sieben» ansprach, da Fritz W. Arnold von Dohnanyi schon wenig später einen Aktenvermerk des Amtschefs vorgelegt bekam: «Der Reichsführer SS habe

ihm [...] zugesagt, den Obergruppenführer Müller mit einer ausdrücklichen Weisung zu versehen, uns ausreisen zu lassen. Die Folge war eine Mitteilung Müllers, die Ausreise in die Schweiz würde den namhaft gemachten 13 Personen gestattet werden, vorausgesetzt, dass sie alle für die Auswanderung von Juden bis zur Auswanderungssperre vorgeschriebenen Bestimmungen erfüllten.»²⁷

Das bedeutete, dass zunächst von allen im Rahmen des «Unternehmen Sieben» für die Ausreise vorgesehenen Personen die «Reichsfluchtsteuer» an das zuständige Finanzamt und die «Auswanderer-Abgabe» an die «Jüdische Kultusvereinigung» als Berliner Zweigstelle der «Reichsvereinigung der Juden in Deutschland» zu zahlen waren. Weiterhin mussten Unbedenklichkeitsbescheinigungen des Arbeitsamtes, des Finanzamtes und der kommunalen Behörden eingeholt werden, polizeiliche Führungszeugnisse sowie Genehmigungen der Devisenstelle des Oberfinanzpräsidenten auf Mitnahme von bescheidenem Umzugsgut und Reisegepäck beschafft werden, was häufig nur mit Hilfe Hauptmann Bergers gelang. Berger musste auch einschreiten, wenn eine der Familien die Mitteilung ihrer unmittelbar bevorstehenden Deportation erhielt, und konnte beispielsweise nach dem späteren Zeugnis Arnolds mit «Geschick und Mut» erreichen, «dass meine Frau und ich im letzten Augenblick zum dritten Mal von der Deportationsliste gestrichen wurden».²⁸

Während der aus seiner Praxis als «Konsulent» in solchen Fragen erfahrene Fritz W. Arnold und Hauptmann Berger die behördlichen Formalitäten erledigten, bemühten sich die Initiatoren der Rettungsaktion um die Rückholung Ilse Rennefelds aus den besetzten Niederlanden. Erst nachdem die dortige Abwehrstelle der für die Judendeportationen zuständigen «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» die geplante Verwendung von Ilse Rennefeld im Nachrichtendienst bestätigt hatte, konnte sie am 28. August 1942 nach dreijährigem Exil nach Berlin zurückkehren, hielt sich aus Sicherheitsgründen aber bis zur geplanten Ausreise in die Schweiz bei Potsdamer Freunden versteckt. Wenige Tage später waren auch alle vom RSHA verlangten Formalitäten erledigt. Zwischen dem 1. und 4. September 1942 wurden vom Polizeipräsidium Berlin allen Auswanderungswilligen Reisepässe ausgestellt und Sichtvermerke «zur einmaligen Aus- und Wiedereinreise in das Reichsgebiet über die Grenzüber-

gangsstelle Basel für das Zielland Schweiz» erteilt.²⁹ Die Pässe, die im Falle der nach der NS-Terminologie als «Volljuden» geltenden Auswanderer das rote «J» auf- und eingestempelt hatten, mussten persönlich im Polizeipräsidium abgeholt werden, was für die Sternträger unter den Auswanderern mit grossen Schwierigkeiten verbunden war, da ihnen die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel untersagt war.

Da Charlotte Friedenthals schon mehrfach verlängerte schweizerische Einreisebewilligung am 5. September 1942 ungültig zu werden drohte, sollte sie Berlin sofort verlassen. Nachdem bis zuletzt unklar gewesen war, ob sie mit oder ohne Judenstern reisen sollte, bestieg sie am Abend des 4. September 1942 am Anhalter Bahnhof in Berlin den Nachtzug nach Basel, wo sie am Mittag des 5. September 1942 im Badischen Bahnhof die Grenze zur Schweiz übertrat. In ihrem Tagebuch notierte sie über diesen Moment: «Pass- und Devisenkontrolle in Ordnung. Zoll-, Arzt- und Gepäckkontrolle. Ich vergesse ganz oder bemerke es nicht, dass ich auf Schweizer Boden bin. Zwei Beamte machen mich sehr freundlich darauf aufmerksam, dass ich den Stern ablegen kann. Welch ein Augenblick!»³⁰

Die Beschaffung von Einreisebewilligungen für die anderen angeblichen Agenten des «Unternehmen Sieben» war sehr viel schwieriger, da der schweizerische Bundesrat in einer Entschliessung am 4. August 1942 festgestellt hatte, der «Zustrom fremder Flüchtlinge» habe «in den letzten Monaten ein Ausmass und einen Charakter angenommen», «dass [...] in vermehrtem Masse Rückweisungen von ausländischen Zivilflüchtlingen stattfinden müssen, auch wenn den Betroffenen daraus ernsthafte Nachteile (Gefahren für Leib und Leben) erwachsen können».³¹

Ende August 1942 reiste Hans von Dohnanyi mit einem auf seinen Decknamen «Dr. Donner» lautenden Pass persönlich in die Schweiz. Er beauftragte den beim deutschen Generalkonsulat in Zürich als Vizekonsul «eingebauten» Abwehr-Mitarbeiter Hans Bernd Gisevius, den Präsidenten des Schweizerischen Kirchenbundes, Alphons Koechlin, in Basel zu bitten, sich beim Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei, Heinrich Rothmund, für die Erteilung von Einreisevisa für die unter dem Schutz Dohnanyis stehenden Flüchtlinge einzusetzen. Koechlin berichtete 1946 bei einer Befragung durch die schwei-

zerische Bundesanwaltschaft über einen «mit ziemlicher Sicherheit am 30. August 1942 stattgefundenen Besuch» von Gisevius und seine dadurch veranlassten Aktivitäten: «Ich setzte mich hierauf mit Hm. Dr. Rothmund, Chef der eidgenössischen] Polizeiabteilung, persönlich in Verbindung, der eine Visaerteilung zusicherte unter der Bedingung, dass für jede Person vorgängig Fr. 5'000,- Kautions hinterlegt werde, was ich in der Folge Dr. Gisevius mitteilte.»³²

Schon bevor Gisevius diesen Bescheid nach Berlin übermittelte, hatten die Initiatoren der Rettungsaktion Möglichkeiten erkundet, wie die auch für die Beschaffung der schweizerischen Einreisebewilligungen erforderliche finanzielle Versorgung der Flüchtlinge in der Zeit ihres Exils in der Schweiz gesichert werden könnte. Auf Grund der 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25. November 1941, die der legalen Enteignung der deportierten Juden diente, wären die Vermögen der meisten der angeblichen Agenten des «Unternehmen Sieben» nach ihrer Auswanderung in die Schweiz ohnehin dem Reich zugefallen. Auf Vorschlag Dohnanyis ordnete Canaris daher an, dass den Auswanderern nach ihrer Ankunft in der Schweiz ein Devisenbetrag in einer Höhe zur Verfügung gestellt wurde, die sie von der Unterstützung durch staatliche oder karitative Einrichtungen unabhängig machte. Dafür sollten sie noch in Berlin ihre teilweise beträchtlichen, aber ohnehin verlorenen Vermögen dem Amt Ausland/Abwehr überschreiben. Nachdem sich die Flüchtlinge damit einverstanden erklärt hatten, wurde auf Vorschlag Arnolds der Berliner Rechtsanwalt und Notar Ludwig Ruge mit der treuhänderischen Verwaltung, Liquidierung und Übertragung der Vermögen auf das Amt Ausland/Abwehr betraut, der auf Vermittlung Dohnanyis vom Reichsjustizministerium auch mit der Abwicklung der Kanzleien der Rechtsanwälte Arnold und Fliess beauftragt wurde.³³

Als auf Grund der von den beteiligten Familien vorgelegten Vermögensverzeichnisse ein Überblick über den Gesamtwert der dem Amt Ausland/Abwehr zufallenden Vermögen möglich war, setzte Canaris die Summe, die den Flüchtlingen in der Schweiz zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes aus einem Abwehr-Fonds zur Verfügung gestellt werden sollte, auf 100'000 US-Dollar fest. Zur Absicherung der Fiktion des angeblichen Agenteneinsatzes und zum Nachweis der korrekten Abwicklung der damit verbundenen finanziellen Transaktionen wurden zwischen den Familienoberhäuptern der betrof-

fenen Familien und dem Amt Ausland/Abwehr schriftliche Vereinbarungen getroffen, die ungefähr folgenden Inhalt gehabt haben sollen: «Die sieben Familien verpflichten sich nach aussen, im Auslande als V-Leute für das Amt zu arbeiten. Sie übereignen dabei ihr gesamtes damaliges im deutschen Reichsgebiet befindliches Vermögen dem Amt Ausland/Abwehr. Als Gegenleistung erhalten sie a) 100'000 US-Dollar in bar, b) die Möglichkeit, ungehindert in die Schweiz zu gelangen, und c) die Verpflichtung des Amtes, für die in Berlin zurückgebliebenen alten Familienangehörigen [...] zu sorgen.»³⁴

Inzwischen hatte Fritz W. Arnold auch für die übrigen Angehörigen der Gruppe am 11. September 1942 bei der Visa-Stelle der Schweizerischen Gesandtschaft «Gesuche um die Erteilung einer Einreisebewilligung in die Schweiz mit Ergänzungsformularen für Emigranten» eingereicht. Aber erst nachdem der Kirchenbundspräsident Koechlin der kantonalen Fremdenpolizei in Basel noch einmal die finanzielle Sicherstellung der Flüchtlinge garantiert hatte, konnten sich die dreizehn Auswanderungswilligen am 21. September 1942 auf der schweizerischen Gesandtschaft in Berlin die Visa in ihre Pässe stempeln lassen, die sie bis zum 7. November 1942 zur einmaligen Einreise in die Schweiz und zum Aufenthalt in Basel mit dem ausschliesslichen Zweck der «Vorbereitung der Auswanderung» berechtigten.

Am Abend des 29. September 1942 konnte die zwölköpfige Hauptgruppe der angeblichen Agenten des «Unternehmen Sieben» am Anhalter Bahnhof den Nachtexpress Berlin-Basel besteigen, in dem ihnen zwei für die Wehrmachtskommandantur Berlin reservierte Abteile zur Verfügung standen. Bis zur Schweizer Grenze wurden sie von Rittmeister Karl Lang begleitet, der in einem Bericht für einen ehemaligen Vorgesetzten die für den Erfolg der Rettungsaktion entscheidende Situation schilderte: «In Lörrach wollte mir allerdings eine SD-Zugstreife Schwierigkeiten machen, die Weiterreise fortzusetzen, da sie ja an ihren Kleidern den gelben Stern trugen. Aber dank meines Ausweises und meines entsprechend energischen Auftretens konnten wir die Reise zur Schweizer Grenze fortsetzen.»³⁵ Am späten Vormittag des 30. September betraten die Flüchtlinge in Basel Schweizer Boden, wo sie wie schon Charlotte Friedenthal vier Wochen vor ihnen von schweizerischen Zollbeam-

ten darauf hingewiesen wurden, «dass die so genannten Sternträger ihre traurige Markierung ablegen konnten.»³⁶ Nicht mit der Hauptgruppe ausgereist war Arnolds erwachsene Tochter Irmgard, die aber schliesslich dem Drängen ihres Vaters, die mit dem «Unternehmen Sieben» gebotene Chance nicht ungenutzt zu lassen, nachgab und am 15. Dezember 1942 in der Schweiz eintraf.

Hans von Dohnanyi hatte den durch das «Unternehmen Sieben» Geretteten in Aussicht gestellt, ihre unter dem Schutz des Amtes Ausland/ Abwehr in Berlin zurückgebliebenen Angehörigen mit weiteren von ihm geplanten Fluchthilfeaktionen ebenfalls in Sicherheit zu bringen. Zunächst aber mussten Dohnanyi und seine Freunde ihre ganze Aufmerksamkeit darauf konzentrieren, die mit lebensgefährlichen Konsequenzen für sie verbundene Aufdeckung der tatsächlichen Motive des «Unternehmen Sieben» zu verhindern, da sich schon bald nach der Ausreise der angeblichen Agenten regimetreue und mit Oster und Dohnanyi persönlich verfeindete Beamte des Amtes Ausland/Abwehr für die verdächtigen Umstände des angeblichen Agenteneinsatzes zu interessieren begonnen hatten. Diese Beamten konnten schliesslich durch die Autorität des Amtschefs zur Einstellung ihrer Ermittlungen bewegt werden.

Auf ihre Erkenntnisse und Akten wurde aber in dem wenig später eingeleiteten Ermittlungsverfahren des Reichskriegsgerichts gegen Dohnanyi zurückgegriffen, in dem er zunächst vor allem wegen des «Unternehmen Sieben» beschuldigt wurde. Durch die vom Reichskriegsgericht verfügte Festnahme Dohnanyis in seinem Dienstzimmer am 5. April 1943 und die gleichzeitige Amtsenthebung Hans Osters wurde auch die Position von Canaris als Chef des Amtes Ausland/Abwehr in einem Masse geschwächt, dass er auf Druck Himmlers im Juli 1943 die Entlassung aller nach der NS-Terminologie als «Volljuden» geltenden V-Leute des Amtes Ausland/Abwehr und ihre Meldung an die Gestapo anordnen musste. Damit entfiel auch der Schutz für die in Berlin zurückgebliebenen Mütter der mit dem «Unternehmen Sieben» Geretteten, deren Deportation bis dahin mehrfach vom Amt Ausland/Abwehr hatte verhindert werden können. Nachdem eine der Mütter bei einem solchen verhinderten Deportationsversuch schwer gestürzt und im April 1943 an den Folgen dieses Sturzes verstorben war, wurden die verbliebenen drei Mütter

am 7. September 1943 von der Gestapo abgeholt und in das Sammellager in der Grossen Hamburger Strasse gebracht. Von dort wurden sie drei Tage später nach Auschwitz beziehungsweise nach Theresienstadt verschleppt, wo sie alle ums Leben kamen.

Als die Gestapo in ihren Ermittlungen nach den Urhebern des gescheiterten Umsturzversuches vom 20. Juli 1944 Hinweise auf Dohnanyis führende Rolle in den Staatsstreichvorbereitungen der vorangegangenen Jahre fand, liess sie ihn Ende August 1944 in das Konzentrationslager Sachsenhausen verschleppen. Dort wurde er am 6. April 1945 von einem SS-Standgericht in einem Scheinverfahren wegen Hoch- und Landesverrats zum Tode verurteilt und drei Tage später umgebracht.³⁷

Anmerkungen

- 1 Staatspolizeileitstelle Berlin, Vernehmungsprotokoll Leon Israel Blum, 16. August 1943, S. 2, Staatsanwaltschaft beim Landgericht Berlin, 1 Gew K Ls 203/43, Bd. 1, Bl. 28.
- 2 Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die ausführliche Darstellung von Motiven, Voraussetzungen, Verlauf und Folgen dieser Rettungsaktion in: Winfried Meyer, Unternehmen Sieben. Eine Rettungsaktion für vom Holocaust Bedrohte aus dem Amt Ausland/Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht, Frankfurt am Main 1993.
- 3 Vermerk Gürtners über Verlauf und Ergebnis des Vortrages bei Hitler am 14. Oktober 1936, 15. Oktober 1936, BArch, R 4311/1145 b, Bl. 15.
- 4 Gutachten des Kammergerichtsrats Kurt Friedrich für die NSDAP-Parteikanzlei, 30. April 1937, BArch, R 43II/1145 b, Bl. 13 ff.
- 5 Oberwachtmeister Soennecken, Abw. Kdo. B, Bericht über die Judenerschiessungen in Borissow, 24. Oktober 1941 (Abschrift), National Archives, Washington, RG 238, 3047-PS (US-80).
- 6 Fritz W. Arnold, Bericht über die Rettung meiner Familie, meiner engeren Schicksalsgefährten und meiner selbst aus Nazideutschland in die Schweiz im Jahre 1942, 17. Juni 1946, BArch Bern, E 5330, 1982/1, Bd. 225. Dok. VI/10,S.3.
- 7 Julius Fliess an Christine von Dohnanyi, 13. September 1946, S. 1, BArch, N 2358 (Hans und Christine v. Dohnanyi) 140.
- 8 Christine von Dohnanyi, (Erklärungen) o. D., S.3, Institut für Zeitgeschichte, ZS 603, Bl. 64.
- 9 Allgemeine Verfügung des Reichsministers der Justiz über Konsulenten vom 9. Dezember 1938, in: Bruno Blau, Das Ausnahmerecht für die Juden in Deutschland 1933-1945, Düsseldorf 1965, S. 62.
- 10 Julius Fliess an das Landgericht Berlin, 7. Februar 1955, S.4, Wiedergutmachungsämter von Berlin, 64 WGA 473/51, Bl. 69.

Hans von Dohnanyi und das «Unternehmen Sieben» 195

- 11 Arnold, Bericht [wie Anm. 6], S. 5.
- 12 Zitiert nach Hans Guenther Adler, Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland, Tübingen 1974, S. 188.
- 13 Christine von Dohnanyi an Fritz W. Arnold, 24. Juli 1946, Seeley G. Mudd Manuscript Library, Princeton, Allen W. Dulles Papers, Box 177.
- 14 Christine von Dohnanyi, (Erklärungen) o. D. S. 3, Institut für Zeitgeschichte, München, ZS 603, Bl. 64.
- 15 Gabriele Lindemann geb. Conzen an den Verf., 29. November 1985.
- 16 Staatspolizeistelle Aachen an die Landräte des Bezirks, 4. November 1941, BArch, R 58/276, Bl. 298a.
- 17 Der Chef der Sicherheitspolizei und des SD an das Auswärtige Amt, 13. April 1942, S. 2, PA/AA, II A/B/46/2II. Bis die Alliierten durch massiven Druck auf die beteiligten Banken diesem Menschenhandel ein Ende setzten, waren in den besetzten Niederlanden von 115 Anträgen acht genehmigt worden, auf deren Grundlage 36 Juden ausreisen durften, nachdem dafür 1'290'000 Schweizer Franken gezahlt beziehungsweise eine grössere Menge Ölsaat geliefert und ein grösseres Industrieunternehmen ausgeliefert worden waren.
- 18 David Kahn, Hitler's Spies. German Military Intelligence in World War II, New York 1978, S. 237.
- 19 Reichssicherheitshauptamt an Stapo(leit)stelle Düsseldorf, 2. Dezember 1941, HStA Düsseldorf, RW 58/74234, Bl. 12.
- 20 Zitiert nach Jürgen Thorwald, Der Fall Pastorius, Stuttgart 1953, S. 115.
- 21 Amt Ausland/Abwehr, Abt. 1 Ausland, an das Auswärtige Amt, 23. April 1942, S. 1, Politisches Archiv/Auswärtiges Amt, Inl. IIg/508.
- 22 Arnold, Bericht [wie Anm. 6], S. 7.
- 23 Franz Seubert an Gert Buchheit, 1. Dezember 1965, BA-MA, MSg 129/v. 35.
- 24 032 CIC: Interrogation Report Case No. 0071 (Hans Harald Berger), 8. August 1945, Appendix I: «Operation 7», National Archives, Washington, RG319, IRR Files, XE 004506.
- 25 Hans Harald Berger an den Entnazifizierungs-Hauptausschuss Duisburg, 13. September 1947, Privatbesitz.
- 26 Eintragung Nr. 168 vom 14. August 1942 im Geheimen Brieftagebuch der Abwehrenebene Bremen, 8. August 1941-31. Dezember 1943, BA-MA, RW 49/464, Bl. 60.
- 27 Fritz W. Arnold: Nachtrag zum Bericht vom Oktober 1946, S. 3, BA-MA, MSg 2/120.
- 28 Fritz W. Arnold: Erklärung, 20. September 1947, HStA Düsseldorf, NW 1004, 6.5-53, Bl. 9.
- 29 Reisepässe von Ursula Arnold (im Besitz des Verf.) und Julius Fliess (Jüdisches Museum, Berlin).
- 30 Tagebuch Charlotte Friedenthal 4. September 1942-31. Dezember 1944, Privatbesitz.
- 31 Zitiert nach Carl Ludwig, Die Flüchtlingspolitik der Schweiz in den Jahren 1933 bis 1945. Bericht an den Bundesrat zuhanden der eidgenössischen Räte, o. O., o. J., S.204.
- 32 Bericht für den Untersuchungsrichter des Divisionsgerichts 6, 7. Juni 1946, BArch Bern, E 5330, 1982/1, Bd. 225, Dok. VI/4.

- 33 Der Reichsminister der Justiz an das OKW, Amt Abwehr/Ausland, z. Hd. von Herrn Sonderführer Dr. von Dohnanyi, 2. Oktober 1942, BArch, R 22/260.
- 34 Georg Duesterberg an das Landgericht Berlin, 3. November 1955, Wiedergutmachungsämter von Berlin, 64 WGA 473/51, Bl. 106f.
- 35 Zitiert nach Rolf Vogel, Ein Stück von uns. Deutsche Juden in deutschen Armeen 1813-1976. Eine Dokumentation, Mainz 1977, S. 323.
- 36 Ursula Arnold an den Verf., 21. Mai 1985, S. 3
- 37 Vgl. Winfried Meyer, Hans von Dohnanyi, in: Ders. (Hg.), Verschwörer im KZ. Hans von Dohnanyi und die Häftlinge des 20. Juli 1944 im KZ Sachsenhausen, Berlin 1999, S.192-222.

Oberst Rudolf Graf Marogna-Redwitz Hilfs- und Rettungsaktionen im Milieu des Geheimdienstes der Wehrmacht

von Detlef Vogel

In Diktaturen arbeiten in den militärischen Geheimdiensten gewöhnlich nur regimetreue Personen. Umso erstaunlicher ist deshalb der Tatbestand, dass es im Amt Ausland/Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht und den nachgeordneten Dienststellen etliche Offiziere gab, die sich mit Erfolg gegen die offizielle Politik der Judenverfolgung wandten. Sie haben so dazu beigetragen, zahlreiche Juden vor der Deportation und der Vernichtung zu bewahren.

Auch der Oberst Rudolf Graf Marogna-Redwitz nutzte seine dienstlichen Möglichkeiten als Nachrichtensachverständiger, um jüdischen Menschen zu helfen, obwohl er sich mit jeder Rettungsaktion in äusserste Gefahr begab. Die Motivation für sein Handeln bezog er wohl in erster Linie aus seiner unbeirrbar humanistisch-christlichen Grundeinstellung. Dabei ist sein Werdegang bis zur Verwendung als Abwehroffizier der Wehrmacht von keinen aussergewöhnlichen Faktoren geprägt. Sein Lebensweg unterschied sich kaum von dem vieler anderer in der damaligen Zeit.

Marogna-Redwitz wurde am 15. Oktober 1886 in München geboren. Er entstammte einer bayerisch-österreichischen Adelsfamilie und wuchs in einem katholischen Elternhaus auf. Mit seinen drei Brüdern besuchte er zunächst die Seminarschule in München, um später in ein Internat bei Würzburg zu wechseln. Seine recht mässigen Latein- und Griechischnoten zwangen ihn jedoch dazu, das Internat bald wieder zu verlassen. Obwohl er eigentlich gerne Musiker werden wollte, musste er in das Kadettenkorps eintreten und wurde 1907 schliesslich im 1. Bayerischen Schwere-Reiter-Regiment aufgenommen. In diesem Verband blieb er dann bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Während der Kämpfe in Russland erlitt der junge Offizier im Jahr 1916 eine



Rudolf Graf Marogna-Redwitz (Foto: aus dem Privatbesitz des Enkels Rudolf von Loeben)

schwere Verwundung am Kopf, und bei einer Operation, die wenige Jahre später wegen dieser Verletzung notwendig geworden war, verlor er ein Auge.

Marogna-Redwitz hatte noch vor dem Ersten Weltkrieg geheiratet. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder – zwei Söhne und eine Tochter – hervor. Die beiden Söhne kamen bei den Kämpfen im Mai und Juli 1942 in der Sowjetunion ums Leben.¹

Bereits während des Ersten Weltkrieges war der Offizier mit dem militärischen Abwehrdienst in Kontakt gekommen. Da er wegen seiner Verwundung nicht mehr an der Front verwendet werden konnte, wechselte er 1917 in die Abteilung III der Obersten Heeresleitung, wo er mit militärischen Geheimdienstaufgaben betraut wurde. Diese Tätigkeit behielt er auch in der Reichswehr der Weimarer Republik bei. Er arbeitete in einer Tamfirma mit dem Namen «Deutscher Überseedienst», die sich aber zunächst nur mit «Abwehrprophylaxe» beschäftigte, wie es der spätere Leiter von Amt Ausland/Abwehr III, Generalleutnant Franz Eccard von Bentivegni, ausdrückte.²

1935 wurde Marogna-Redwitz als Ersatzoffizier in die Wehrmacht übernommen, aber erst 1942 voll reaktiviert. Vor 1938 war der bayerische Offizier Leiter der Abwehr im Wehrkreis VII München und unter anderem Verbindungs-offizier der Wehrmacht zur österreichischen Staatspolizei, beziehungsweise zum Wiener Verteidigungsministerium. Diese Kontakte dienten der Zusammenarbeit der deutschen und österreichischen Abwehrdienste gegen die Tschechoslowakei. Vor dem deutschen Einmarsch in dieses Land unterstützte Marogna-Redwitz die Bestrebungen seines Vorgesetzten, des Abwehrchefs Wilhelm Canaris, die militärische Stärke der Tschechoslowakei korrekt darzustellen. Durch seine Verbindungen zu österreichischen militärischen Dienststellen war ihm hinreichend bekannt geworden, dass vor allem jüngere Offiziere des Nachbarlandes auf der Seite der Nazis standen.

Bereits seit den Anfängen der nationalsozialistischen Agitationen war Marogna-Redwitz – wegen seiner bayerisch-monarchistischen und katholischen Einstellung – ein entschiedener Gegner des NS-Systems. Dadurch erwarb er sich nach 1933 das Vertrauen seines Vorgesetzten Canaris sowie anderer ho-

her Nachrichtenoffiziere, wie General Hans Oster oder Oberst Erwin von Lahousen, die dem Regime ebenfalls ablehnend gegenüberstanden.

Nach dem so genannten «Anschluss» Österreichs an das Deutsche Reich im Jahr 1938 wurde Marogna-Redwitz Chef der Abwehrstelle (AST) Wien. Bereits in den Jahren zuvor hatte er sich aktiv für Verfolgte des NS-Regimes eingesetzt. Wie seine Tochter Elisabeth von Loeben berichtet, drängte er eine befreundete jüdische Arztfamilie, die im selben Haus in München wohnte, schon Anfang der 30er Jahre dazu, Deutschland so schnell wie möglich zu verlassen. Er sah wohl klarer als der im Ersten Weltkrieg mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnete jüdische Arzt, welche Gefahren ihm und seinen Angehörigen in Hitler-Deutschland drohten. Die Familie konnte mit Marognas Unterstützung in die USA ausreisen.³

Die Abwehrstelle in Wien hatte die Aufgabe, militärische Gegenspionage und Aufklärung im Balkanraum, dem Nahen Osten, vor allem aber auf dem Gebiet der Sowjetunion durchzuführen. Die Stärke und die Planungen der Roten Armee standen bei der Erkundungsarbeit an vorderster Stelle. Ferner sollte verhindert werden, dass feindliche Nachrichtendienste Einblick in die deutschen Absichten gewannen. Ihre Aufgaben versah die Abwehrstelle jedoch nicht nur von der ehemaligen österreichischen Hauptstadt aus, sondern sie unterhielt auch Zweigstellen in verschiedenen Metropolen des Balkanraumes und in Istanbul.

Marogna-Redwitz, mittlerweile zum Oberst avanciert, versuchte nun, seine dienstliche Tätigkeit zu nutzen, um verfolgten Juden zu helfen. Dabei liess er sich von Gesichtspunkten leiten, die er, nach den Erinnerungen seines Freundes und Mitarbeiters, Prinz Arenberg, einmal folgendermassen formulierte: «Es geschieht in dieser Zeit so viel Leid und Unrecht, dass wir überall dort, wo es möglich ist, helfend eingreifen wollen.»⁴

Zur Verwirklichung dieser Absicht war es von unschätzbarem Wert, dass er von Admiral Canaris und dessen Untergebenen Oster und Hans von Dohnanyi⁵ Rückendeckung erhielt. Diese Männer hatten selbst bereits zahlreichen verfolgten Juden zur Flucht verholfen oder ihnen Tamjobs in der Abwehr vermittelt. Ebenfalls war es von Vorteil, dass sich in der Abwehrstelle Wien offensichtlich kein «Maulwurf» der Gestapo oder des Sicherheitsdienstes (SD) in verantwortlicher Position befand. Bei der Denunziationswut, die damals in

Hitlers Machtbereich herrschte, wäre es sonst unmöglich gewesen, Verfolgten zu helfen. Die massgeblichen Abteilungsleiter in der Wiener Abwehr müssen – und das ist ein weiterer erstaunlicher Tatbestand – von ähnlichen Überlegungen wie ihr Chef geleitet worden sein. Sie haben jedenfalls die Verschleierungs- und Rettungsaktionen stets mitgetragen.⁶

Gleichwohl blieben der Oberst und seine Helfer misstrauisch beobachtet von Angehörigen des SD und der Gestapo, aber auch von systemtreuen Wehrmachtsoffizieren. Einmal hatte sich Reinhard Heydrich selbst an Canaris gewandt und ihn aufgefordert, den Wiener Abwehrchef zu entlassen, weil er monarchistischen Kreisen nahe stehe. Canaris und Oster jedoch schützten ihren Vertrauten.⁷

Die ersten Rettungsmassnahmen, die Marogna-Redwitz in seiner neuen Stellung ergreifen konnte, galten ehemaligen österreichischen Offizieren, die entweder bereits im Gefängnis sassen oder auf Verhaftungslisten der Gestapo standen. So gelang es ihm, einen alten k. u. k. General aus dem Gefängnis zu befreien und viele österreichische Offiziere von den Fahndungslisten streichen zu lassen. Einer von ihnen, so berichtet Marogna-Redwitz' Vorgänger, der spätere Chef von Amt Ausland/Abwehr II in Berlin, Erwin von Lahousen, war dazu ausersehen, mit Wissen Canaris' in Österreich eine Geheimorganisation zur Beseitigung des Nazi-Regimes aufzubauen.⁸

Als Abwehrchef in Wien sorgte Marogna-Redwitz später auch dafür, dass ein bislang wenig aktives, katholisch-konservatives Netz in Österreich wieder neue Tätigkeiten entwickelte, indem er leitenden Mitgliedern des Netzes falsche Identitäten verschaffte. Sie führten daraufhin, offenbar im Auftrag westlicher Staaten, Industriespionage durch und stellten Verbindungen zu den Tito-Partisanen und zu alliierten Nachrichtendiensten in der Schweiz her. Am Ende des Krieges nahm diese Gruppe am Auf stand gegen die Nazi Herrschaft in Wien teil, den der prominente österreichische Widerstandskämpfer Major Karl Szokoll leitete.⁹

Was Marogna-Redwitz' Bestreben anlangt, verfolgte Personen als V-Leute oder Agenten einzusetzen, so ist ihm diese Absicht durch keinen Geringeren als Reichsmarschall Hermann Göring selbst erleichtert worden, den allerdings andere Motive leiteten. Göring erklärte sich 1941 damit einverstanden, auch

Juden im Ausland als Agenten zu verwenden, weil er sich davon eine effizientere Geheimdienstarbeit versprach. Selbst Hitler scheint gegen diese Methode nichts eingewandt zu haben.¹⁰ In der Folgezeit sind dann auch zahlreiche, meist jüdische Personen in der Abwehr verwendet worden, falls sie sich dafür eigneten. Die Abwehroffiziere in Wien beschäftigten aber auch häufig Verfolgte lediglich fiktiv, um sie dem Zugriff des SD oder der Gestapo zu entziehen. Ein Beispiel hierfür ist der Fotograf und Zeichner Alfred Löwy, der bei einer Abwehrstelle nur den Posten eines Hausmeisters und Boten bekleidete und so versteckt wurde.¹¹

Ein Teil der jüdischen Informanten der Abwehrstelle Wien stammte aus dem ehemaligen österreichischen Nachrichtenbüro. Sie wurden grösstenteils von der Abwehrstelle übernommen. Nicht selten legten Offiziere der Abwehrstelle besonders bedrohten Auslandsagenten nahe, nicht mehr in den deutschen Machtbereich zurückzukehren. Die meisten beherzigten diesen Rat, um ihr Leben nicht zu riskieren.

Die Art und Weise, wie Marogna-Redwitz und seine Abteilungsleiter V-Leute rekrutierten, stiess bald auf das Misstrauen der SD-Abwehrrabteilung in Wien. Sie klagte über «die prinzipielle Ausserachtlassung weltanschaulicher Gesichtspunkte» bei der Auswahl von Agenten der Abwehrstelle. Dies traf vor allem auf Emmerich von Boxberg zu, den Leiter von Abwehr I, der wohl die meisten V-Leute jüdischer Abstammung beschäftigte. Er musste deswegen häufig gegen Diskriminierungen und Verhaftungen seiner Agenten bei der Gestapo Wien vorstellig werden.

Die Abwehrstelle bekam dabei von einer Seite Schützenhilfe, von der man sie nicht erwartet hätte: Ausgerechnet der Wiener Gestapo-Chef Karl Ebner erklärte sich oftmals bereit, Verfolgten zu helfen – ihnen unter anderem die Flucht ins Ausland zu ermöglichen. Aber auch in anderen Fällen, zum Beispiel als etwa zwei Wiener Geschäfts- beziehungsweise Bankleute unter Spionageverdacht gerieten, erwirkte Ebner in Zusammenarbeit mit der Abwehrstelle eine Niederschlagung dieser Vorwürfe.¹² Nach 1945 ist die Vermutung aufgetaucht, Ebner habe sich mit diesen Massnahmen nur ein Alibi für die Zeit nach dem Krieg verschaffen wollen. Denn andere Verfolgte, die ihm später aller Wahrscheinlichkeit nach wenig hätten nützen können, habe er bedenkenlos ans Messer geliefert.¹³

Wie dem auch sei, in jenen konkreten Fällen, bei denen eine Hilfe tatsächlich erfolgte, konnten verfolgte Menschen von dieser Taktik profitieren und sich in Sicherheit bringen. Ausserdem erhielt Marogna-Redwitz durch seine Kontakte zu Ebner wertvolle Informationen über die Planungen der Gestapo.

Bei der Beschaffung von Meldungen über militärische Geheimnisse der Roten Armee, die zu den wichtigsten Aufgaben der Abwehrstelle gehörte, spielte ein gewisser Richard Kauder (Deckname «Klatt»), der jüdischer Abstammung war, eine herausragende Rolle. Sein Schicksal ist auch typisch für den Lebensweg der meisten Agenten, die Wien in dieser Zeit beschäftigte. Durch Canaris' sowie Marognas Vermittlung und Initiative hatte Kauder die Nachrichtenorganisation des ehemaligen weissrussischen Generals Turkul übernommen. Die Abwehrstelle liess dazu einen Meldekopf für «Klatt» in Sofia errichten, bei dem an die 30 Agenten meist jüdischer Herkunft, aber auch einige Russen in den verschiedensten Funktionen tätig waren.¹⁴

Diese Investition sollte sich für das Amt Ausland/Abwehr und die Abwehrstelle in doppeltem Sinn auszahlen: Einmal konnten so Verfolgte müheloser dem deutschen Einflussbereich entfliehen, und zum anderen versorgte Kauder die deutschen Nachrichtendienste mit wertvollen Informationen, die er angeblich von einem Agenten mit dem Decknamen «Max» bekommen hatte. Görings Stabsoffiziere jedenfalls zeigten sich begeistert von den gelieferten Meldungen über die sowjetische Luftwaffe.

Dem deutschen Oberst Otto Wagner von der Kriegsorganisation Sofia, die ebenfalls nachrichtendienstliche Aufgaben wahrnahm, kamen allerdings bald Zweifel an der Seriosität von «Klatts» Arbeitsmethoden. Er beschuldigte ihn immer dringlicher, ein Doppelagent zu sein und die Kontakte mit V-Leuten in der Sowjetunion («Max») frei erfunden zu haben. Bei einem Treffen mit Canaris Anfang 1943, an dem auch Marogna-Redwitz teilnahm, wiederholte Wagner seine Vorwürfe. Der Wiener Abwehrchef parierte jedoch sehr geschickt, indem er die positiven Reaktionen der Luftwaffenführung auf Kauders Meldungen ins Feld führte. Canaris entschied daraufhin, Wagner könne «Klatt» zwar beobachten, aber bei seinen Tätigkeiten dürfe er ihn nicht behelligen.¹⁵

Die Überlegungen des israelischen Historikers Yehuda Bauer, Kauder habe

möglicherweise in Zusammenarbeit mit sowjetischen Agenten fiktive Berichte an die deutsche Abwehr lanciert, klingen zwar recht plausibel,¹⁶ ändern aber nichts an der Tatsache, dass mit der Errichtung des Meldekopfes Sofia vielen Verfolgten geholfen werden konnte.

Die Arbeitsbedingungen für die Aktionen der regimekritischen Angehörigen der Wiener Abwehr wandelten sich kurze Zeit später grundlegend. Hitler hatte nämlich bei einem Treffen mit Canaris in Berchtesgaden im Frühjahr 1943 kategorisch verboten, weiterhin Juden in der Abwehr zu verwenden. Ein entsprechender schriftlicher Befehl erging danach an alle Abwehrstellen. Um dieser Anordnung offiziell nachzukommen, im Geheimen aber die Unterstützungsmassnahmen fortsetzen zu können, beschloss Marogna-Redwitz, den Meldekopf Sofia aufzulösen und seine Mitarbeiter dem ungarischen Geheimdienst zu unterstellen. Kauder arbeitete fortan unter dem ungarischen Decknamen «Karmany» in Budapest und gab seine Meldungen an die Abwehrbehörden des Landes weiter. Diese wiederum wurden von der deutschen Abwehr verpflichtet, alle Informationen nach Wien zu übermitteln. Auch in Budapest soll «Karmany» bis zu 35 Agenten beschäftigt haben.¹⁷ Die Kurierdienste zwischen Budapest und Wien übernahm ein eigens dafür geschaffenes Transportunternehmen, das Fahrzeuge mit der Aufschrift «Völkischer Beobachter» verwendete.¹⁸

«Karmany» hatte im Auftrag der Wiener Abwehr auch das «Unterstützungs- und Rettungskomitee Budapest» mit Gewährsleuten zu kontaktieren. Diese Organisation kümmerte sich darum, nach Ungarn geflohene Juden aufzunehmen und notfalls ins sichere Ausland weiterzuleiten. Da bis zum Frühjahr 1944 Ungarn eines der wenigen Länder innerhalb des deutschen Einflussbereiches war, das Juden zwar diskriminierte, aber nicht deportieren liess, überstieg der grosse Zustrom von Flüchtlingen bald die Möglichkeiten des Rettungskomitees. Sie wandten sich deshalb mittels eines von Wien gestellten Agenten an jüdische Hilfsorganisationen in Istanbul, um von dort wenigstens finanzielle Mittel zu bekommen.¹⁹ «Karmanys» Tätigkeiten endeten im März 1944, als deutsche Truppen Ungarn besetzten und man auch dort, wie überall in Hitlers Machtbereich, Juden in Vernichtungslager deportierte.

Den Aufzeichnungen von Erwin von Lahousen zufolge sollen Marogna-

Redwitz und Oberst Wessel von Freytag-Loringhoven ungarische Abwehrleute vor dem bevorstehenden Einmarsch der Wehrmacht gewarnt haben. Kauder jedenfalls wurde verhaftet, aber wenig später nach Tirol abgeschoben, wo ihn bei Kriegsende die Amerikaner gefangen nahmen. Der Agent hatte zuvor noch seinen deutschen Vernehmern mitgeteilt, er hätte seine Informationen über die Rote Armee vom japanischen Geheimdienst bekommen.²⁰

Ähnlich wie Kauder erging es zahlreichen anderen Agenten der Abwehr Wien, wie zum Beispiel Erich Wender, der von Marogna-Redwitz nach Istanbul geschickt wurde, um dort Verbindungen zur «Jewish Agency of Palestine» sowie den alliierten Geheimdiensten aufzunehmen. Von der «Jewish Agency» erhielten Wender und andere Agenten Geld, das sie mit Hilfe der Organisation «Joint» an Juden in deutschen Konzentrationslagern weiterleiteten. Wender wurde im November 1943 in Budapest vom SD verhaftet; er überlebte aber den Krieg in einem Wiener Polizeigefängnis. Kurioserweise nahmen ihn Angehörige des russischen Geheimdienstes NKWD nach dem Einmarsch der Roten Armee erneut kurzzeitig in Haft. 1946 wurde Wender auch von den Amerikanern drei Monate lang inhaftiert.²¹

Die eben erwähnten Kontaktaufnahmen von Agenten der Abwehrstelle mit alliierten Geheimdiensten in Istanbul dienten unter anderem dazu, den Vertretern Grossbritanniens und der USA mitzuteilen, welche Verbrechen die Deutschen an den Juden begingen. Dies war für die Alliierten sicherlich nur eine Bestätigung ihrer Informationen, die sie schon aus anderen Quellen – beispielsweise über die Entschlüsselung deutscher Enigma-Funksprüche – in Erfahrung bringen konnten. Gleichwohl gingen die Agenten Wiens und ihre Auftraggeber bei diesen Kontakten ein hohes Risiko ein, mussten sie doch damit rechnen, als Landesverräter verurteilt zu werden, falls man ihre Aktionen aufdeckte.²²

Eine weitere, sehr effiziente Massnahme zur Rettung von Juden hatte der Wiener Abwehroberst auf Weisung General Osters in Prag ins Leben gerufen. Die Abwehrstelle Wien gründete im Mai 1940 ein Handelsunternehmen mit dem Namen «Monopol», das den Zweck verfolgte, mit Hilfe jüdischer Gewährsleute eingefrorene Gelder von Juden aus den neutralen Ländern nach Prag zu transferieren. Die so gewonnenen Devisen sollten Auslandseinsätze

der Abwehr finanzieren helfen. Im Prinzip funktionierte das auch so; in der Praxis wurden die solchermaßen gewonnenen Beträge oftmals zur Unterstützung von Verfolgten und für Agenten der Abwehrstelle verwendet.

Die von Marogna-Redwitz in Prag gegründete «Monopol»-Handelsgesellschaft hatte zwar einen deutschen Leiter, aber seine Mitarbeiter setzten sich zumeist aus jüdischen Veteranen der ehemals österreich-ungarischen Armee zusammen. Ein Beispiel hierfür ist Alfred derer, der – nach Auskunft seines Sohnes Jacov Tzur – durch Vermittlung eines früheren Vorgesetzten aus dem k. u.k. Heer der Tamorganisation beitreten konnte. Er nahm, nachdem man ihm eine «arische» Identität verschafft hatte, mit etwa 20 anderen Juden wirtschaftlich-finanzielle Belange wahr. Das heisst, man beschaffte Geld aus neutralen Ländern, um damit die illegale Tätigkeit der Abwehr zu bezahlen: also etwa Mitarbeiter von SD und Gestapo zu bestechen, Reisen von Abwehrleuten zu finanzieren, Juden die Flucht zu ermöglichen oder «arische» Ausweispaapiere zu erwerben. Auch unterstützte «Monopol» eine zionistische Jugendorganisation, die Lebensmittel an Juden in den Konzentrationslagern schickte.

derer trat «Monopol» aber vor allem deshalb bei, weil ihm diese Stelle eine günstige Möglichkeit bot, die Verfolgung von Juden im deutschen Einflussbereich international bekannt zu machen. Er reiste zu diesem Zweck nach Griechenland, Bulgarien und einige Male nach Istanbul. Bei seinem letzten Besuch in der Türkei, im Sommer 1943, blieb sein Begleiter, ein tschechischer Jude, in Istanbul – und rettete so wahrscheinlich sein Leben. Cierer hingegen kehrte nach Prag zurück, wurde dort von der Gestapo verhaftet und mit Frau und drei Kindern nach Auschwitz deportiert. Er und eine Tochter starben dort in den Gaskammern.

Bereits im Mai 1942 hatte die Gestapo den Verdacht geschöpft, dass bei den Aktivitäten von «Monopol» aus ihrer Sicht etwas nicht mit rechten Dingen zugehen konnte. Erst im April 1943 allerdings erfolgten die ersten Festnahmen von Mitarbeitern der Tamhandelsorganisation.²³ Marogna-Redwitz blieb indessen unbehelligt.

Neben den Rettungsaktionen, die der Wiener Abwehrchef und seine Mitarbeiter dank ihrer dienstlichen Stellung durchführen konnten, darf nicht übersehen werden, dass Marogna-Redwitz auch privat zur Anlaufstelle vieler Ver-

folgt wurde, denen er oftmals zur Flucht verhelfen konnte. Es grenzt fast an ein Wunder, dass es der Gestapo nicht gelang, dem Offizier einen «agent provocateur» zu präsentieren und ihn so zu decouvrieren.²⁴

Verständlicherweise hat Marogna-Redwitz über seine Rettungsaktionen nur mit Personen gesprochen, denen er völlig vertrauen konnte. Schriftliche Aufzeichnungen sind so gut wie keine erhalten. Auch seine Familienangehörigen weihte er in seine dienstlichen Tätigkeiten aus Sicherheitsgründen nicht ein. Dennoch erfuhr Elisabeth von Loeben, seine Tochter, von vielen Kontakten und privaten Hilfsaktionen. Ihren schriftlichen und mündlichen Mitteilungen verdanken wir deshalb die Kenntnis zahlreicher Details aus dem Leben ihres Vaters.

Wie vielen Menschen Marogna-Redwitz zur Flucht verholfen hat, ist kaum zu ermitteln. Es dürften aber sicherlich Dutzende gewesen sein. Die Überlebenden ausfindig zu machen und mit ihnen Kontakt aufzunehmen, ist ein schwieriges Unterfangen. Manche, wie zum Beispiel ein von Marogna-Redwitz gerettetes Ehepaar, das heute in den USA lebt, ist zu einer Aussage nicht mehr bereit. Im Zuge dieser Untersuchung gelang es jedoch, einen Geretteten aufzuspüren, der in Israel lebt. Der bereits erwähnte Jakov Tzur hat mir wichtige Details über die Arbeitsweise der Handelsorganisation «Monopol» in Prag mitgeteilt, die er von seinem im Konzentrationslager umgekommenen Vater erfahren hatte.

Es ist in dieser Darstellung schon einige Male deutlich geworden, dass die Aktivitäten der Wiener Abwehroffiziere zur Rettung Verfolgter kaum ohne die Unterstützung der Abwehrzentrale in Berlin möglich gewesen wären. Nach der Entlassung Osters und der Verhaftung Dohnanyis im Jahr 1943 verschlechterten sich die Arbeitsbedingungen für die Abwehrstelle in Wien daher zusehends. Als im Februar 1944 einige Abwehragenten in Istanbul die Seiten wechselten und sich den Alliierten anschlossen, war für Hitler der Anlass gegeben, auch Canaris selbst zu entlassen. Auf diese günstige Gelegenheit hatten Heinrich Himmler und seine Umgebung schon lange gewartet. Bis zum Juli des Jahres war dann auch der Abwehrrapparat schrittweise in die Hände des «Reichsführers SS» übergegangen. Der «katholische Graf», wie manche NS-Größen den Oberst Marogna-Redwitz nannten, bekam diese neue Situa-

tion ebenfalls zu spüren. Auch er wurde, ohne Nennung eines bestimmten Grundes, im April 1944 seines Postens enthoben und der so genannten Führerreserve des Oberkommandos des Heeres zugeteilt.²⁵

Kurze Zeit später wurde der entlassene Oberst von den Widerständlern um Wolf Graf Stauffenberg zum «Sonderbeauftragten des Chefs Heeresrüstung» für den Wehrkreis XVII in Wien bestimmt. Nach dem Umsturz sollte Marogna-Redwitz dort als Verbindungsoffizier zum Oberkommando des Heeres fungieren. Er und Hauptmann Szokoll waren wohl die einzigen militärischen Vertrauten in Wien, mit denen Stauffenberg persönlich in Kontakt trat und die auch seine Pläne kannten. Die beiden Offiziere waren dazu ausersehen, mit zuverlässigen Politikern Österreichs zusammenzuarbeiten, sobald das Attentat gegen Hitler erfolgt war.

Nachdem der Anschlag am 20. Juli 1944 gescheitert war, wurde Marogna-Redwitz sogleich verhaftet. Die Gestapo hatte nämlich eine Liste in die Hände bekommen, in der Regimegegner aufgeführt waren, die als mögliche Mitarbeiter der neuen Regierung fungieren sollten. Darin stand auch der Name des Wiener Abwehrchefs. Marogna-Redwitz wurde von Roland Freislers «Volksgerichtshof» zum Tode verurteilt und wenig später hingerichtet, ohne offenbar vorher die Namen von Mitwissern an den Umsturzplänen preisgegeben zu haben. Daher blieb sein militärischer Mitverschwörer in Wien, Hauptmann Szokoll, unbehelligt.²⁶

Um ein Resümee zu ziehen: Rudolf Graf Marogna-Redwitz war schon seit den Anfängen der nationalsozialistischen Aktivitäten ein entschiedener Gegner Hitlers. Er liess sich auch nicht, wie viele andere Offiziere, die später zum Widerstand stiessen, von den anfänglichen sozialen, diplomatischen und militärischen Erfolgen des Diktators blenden. Seine katholische und monarchische Einstellung sowie die humanistische Erziehung in Schule und Elternhaus bildeten den Hintergrund für diese Resistenz. Sie liessen ihn zu der Überzeugung gelangen, dass der Staat Hitlers nicht nur partiell, sondern als Ganzes ein Unrechtssystem sei.

Allerdings müssen noch andere Beweggründe für Marogna-Redwitz' Handeln massgeblich gewesen sein. Denn seine Herkunft und Erziehung hatten ja nichts Singuläres an sich. Auch viele andere einflussreiche Persönlichkeiten in der damaligen Zeit wiesen ähnliche Sozialisations- und Abstammungsmus-

ter auf, ohne dass sie zu Gegnern des NS-Regimes geworden wären. Sicherlich haben Wertvorstellungen wie Menschenwürde, Anstand und Mitleid seinen Charakter und damit sein Verhalten ebenfalls bestimmt. Da er mit ansehen musste, wie das Regime fortwährend in verbrecherischer Weise gegen diese Wertvorstellungen verstieß, mag dies bei ihm eine besondere Art von Mut erzeugt haben. Denn mit jeder Rettungsaktion riskierte er nicht nur seine Position, sondern auch sein Leben. Darüber hinaus war ihm sicherlich bewusst, dass auch die Sicherheit seiner Familie auf dem Spiel stand, falls er in die Fänge der Gestapo geriet.

Die relativ einflussreiche Stellung als hoher Abwehroffizier nutzte Marogna-Redwitz geschickt, um Verfolgten, insbesondere Juden, in ihrer oft lebensbedrohlichen Lage zu helfen. Aber auch als Privatmann scheute er das Risiko nicht, sich immer wieder für Menschen zu verwenden, die in Not waren.

Der Oberst fand in seiner mit Geheimdienstaufgaben befassten Abwehrstelle verhältnismässig günstige Voraussetzungen für seine Rettungsaktionen vor. Denn sowohl die führenden Offiziere im Amt Ausland/ Abwehr in Berlin als auch die Mitarbeiter der Abwehr Wien hatten erstaunlicherweise ähnliche Grundüberzeugungen wie er selbst. Sie unterstützten ihn bei seinen Vorhaben deshalb nach Kräften. Manchmal durfte er bei der Auswahl seiner Helfer und Agenten allerdings nicht sehr wählerisch sein. Er riskierte es aber bewusst, mit zwielichtigen «Figuren» Kontakte zu pflegen oder sich ihrer Fähigkeiten zu bedienen, wenn nur das eigentliche Ziel, Verfolgten zu helfen, dabei nicht ausser Acht gelassen wurde.²⁷ In diesen Fällen ging er offenbar von dem Grundsatz aus, dass ein guter Zweck auch manche Mittel heilige.

Welche Absichten Marogna-Redwitz und andere Regimegegner aus dem Umfeld der Wiener Abwehrstelle verfolgten, als sie mit alliierten Stellen in Istanbul und in der Schweiz Verbindungen aufnahmen, kann nicht mit letzter Sicherheit gesagt werden. Es ist zwar erwiesen, dass sie über die Verbrechen in Hitlerdeutschland, besonders was die Verfolgung der Juden anging, berichtet haben. Aber dies dürfte nicht das einzige Motiv gewesen sein. Möglicherweise wollten sie sich diese Kontakte zunutze machen, falls das Hitler-Regime, aus welchen Gründen auch immer, kollabierte.

Die von den Wiener Agenten gepflegten Beziehungen zu ausländischen Gewährsleuten können möglicherweise auch der Grund sein, warum die meisten Agenten der Abwehrstelle den Krieg überlebten, obwohl sie zum Teil bereits im Jahr 1943 von der Gestapo verhaftet wurden und teilweise bis zum Ende des Krieges im Gefängnis saßen. Offenbar spekulierten Himmler und seine Umgebung darauf, die Kontakte dieser Agenten zu fremden Mächten eines Tages auch für sich in Anspruch nehmen zu können. Die meisten der in den Akten der Wiener Polizeidirektion aufgeführten Mitarbeiter der Abwehrstelle sind deshalb mit dem Leben davongekommen.²⁸

Eine solch glimpfliche Behandlung, wie sie vielen Agenten der Abwehrstelle durch die NS-Machthaber zuteil wurde, durfte allerdings Marogna-Redwitz nicht erwarten, denn er ging in seiner Ablehnung des Systems noch einen entscheidenden Schritt weiter. Der Offizier stellte sich offenbar ohne Zögern zur Verfügung, als Stauffenberg eine geeignete Person in Wien für die Zeit nach dem Anschlag auf Hitler vom 20. Juli 1944 suchte. Marogna-Redwitz sollte dort nach dem Umsturz eine wichtige Funktion einnehmen. Er besaß also nicht nur Zivilcourage, sondern besonderen Mut, der sicherlich nicht alltäglich war.

Anmerkungen

- 1 Elisabeth von Loeben, Graf Marogna-Redwitz. Opfergang einer bayerischen Familie, München 1988, S.4f.; Peter Pfister, Rudolf Graf von Marogna-Redwitz, in: Helmut Moll (Hg.), Zeugen für Christus, Bd. 1.2, Paderborn 2000, S. 416f. und Ludwig Jedlicka, Der 20. Juli in Österreich, Wien 1966, S. 33.
- 2 Vgl. Vernehmungprotokoll des ehemaligen Leiters der deutschen militärischen Abwehr, Abt. III, Oberst Franz Eccard von Bentivegni, Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten, ZR, 920/A138, vom 16. Juli 1951, S. 4 (Diese Dokumente verdanke ich Hans Schafranek, Wien); dazu auch Winfried Meyer, Unternehmen Sieben, Frankfurt am Main 1993, S. 181, und Jedlicka, Der 20. Juli [wie Anm. 1], S. 33.
- 3 Bericht des Generalmajors von Lahousen. Anlage zur Einleitung. Geheimorganisation Canaris, September 1939—Juli 1943, BA-MA Freiburg, MSg 1/2812, S. 45 und ders., Teil I, S. 1 f.; ebenfalls dazu Loeben, Marogna-Redwitz [wie Anm. 1], S. 59f.; zur Zwischenkriegszeit auch Meyer, Unternehmen Sieben [wie Anm. 2], S. 180f. und Jedlicka, Der 20. Juli [wie Anm. 1], S. 33 f.
- 4 Ebd., S. 35; bei Loeben, Marogna-Redwitz [wie Anm. 1], S. 123, eine etwas abweichende, aber sinngemäss gleiche Version.

- 5 Vgl. dazu auch den Beitrag von Winfried Meyer in diesem Band.
- 6 Zu Denunziation vgl. Hans Schafranek, V-Leute und »Verräter«. Die Unterwanderung kommunistischer Widerstandsgruppen durch Konfidenten der Wiener Gestapo, in: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz, hg. von Peter Steinbach. Heft 3/2000; Lahousen, Geheimorganisation Canaris [wie Anm. 3], Teil II, S. 63; Walter Laqueur, Was niemand wissen wollte. Die Unterdrückung der Nachrichten über Hitlers »Endlösung«, Frankfurt am Main 1981, S. 259 f.; Bentivegni, Vernehmungsprotokoll [wie Anm. 2], vom 15. April 1946 zum Auftrag der AST-Wien.
- 7 Ebd., vom 11. Januar 1947, S. 12 und Hans Bernd Gisevius, Bis zum bitteren Ende, Hamburg 1947, S. 178.
- 8 Vgl. Lahousen, Geheimorganisation Canaris [wie Anm. 3], Teil I, S. 2 f.
- 9 Radomir Luza, Der Widerstand in Österreich 1938–1945, Wien 1985, S. 196. Vgl. auch Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW), 20.333/12, Wien, Polizeidirektion Wien. Bericht vom 2. August 1946. Betr.: Ehemalige AST-Angehörige, S. 1. Dort wird auch von einer Organisation »Freies Österreich« berichtet, die von der Türkei aus finanziert wurde. Bei den Recherchen dieser Quellen hat mir Herr Dr. Siegwart Ganglmair vom DÖW, Wien, wertvolle Dienste geleistet.
- 10 Meyer, Unternehmen Sieben [wie Anm. 2], S. 140, 147 und 254 f.
- 11 Zu Löwy und auch allgemein DÖW [wie Anm. 9], Bericht vom 2. August 1946, S. 4 f.
- 12 Zitat SD nach Meyer, Unternehmen Sieben [wie Anm. 2], S. 181; und Thomas Mang, Retter um sich selbst zu retten. Die Strategie der Rückversicherung: Dr. Karl Ebner, Leiter-Stellvertreter der Staatspolizeileitstelle Wien 1942–1945, Diplomarbeit Wien 1988, S. 101 f.
- 13 Ebd., S. 33 ff.
- 14 Der direkte Vorgesetzte Kauders und seines Meldekopfes Sofia war Oberstleutnant Roland von Wahl-Welskirch, der in der AST die Abteilung I Luft führte, vgl. DÖW [wie Anm. 9], vom 27. Juli 1946, S. 3 und Meyer, Unternehmen Sieben [wie Anm. 2], S. 182.
- 15 Vgl. dazu David Kahn, Hitler's Spies. German Military Intelligence in World War II, London 1978, S. 314; Bentivegni, Vernehmungsprotokoll [wie Anm. 2], vom 11. Januar 1947, S. 2 und 17 f. sowie Meyer, Unternehmen Sieben [wie Anm. 2], S. 417.
- 16 Yehuda Bauer, Freikauf von Juden? Verhandlungen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und jüdischen Repräsentanten von 1933 bis 1945, Frankfurt am Main 1996, S. 211; dazu auch unten Anm. 20.
- 17 Lahousen, Geheimorganisation Canaris [wie Anm. 3], Anlage zur Einleitung, S. 53 f.; Meyer, Unternehmen Sieben [wie Anm. 2], S. 417 und 428 f.
- 18 DÖW [wie Anm. 9], Bericht vom 2. August 1946, S. 4. Nach Recherchen der Polizeidirektion Wien soll der Geschäftsführer dieser Transportfirma am Ende des Krieges ein Agent des SD gewesen sein.
- 19 Siehe dazu auch den übernächsten Absatz (Agent Erich Wender) sowie Meyer, Unternehmen Sieben [wie Anm. 2], S. 182 f.
- 20 Ebd., S. 429 und Lahousen, Geheimorganisation Canaris [wie Anm. 3], Anlage zur Einleitung, S. 53 f. und Teil I, S. 62. Freytag-Loringhoven war ebenfalls Nachrichtentoffizier und der Nachfolger von Lahousen.

- 21 Zum Schicksal der AST-Agenten allgemein siehe DÖW [wie Anm. 9], zu Wender ebd., Bericht vom 2. August 1946, S. 2f.
- 22 Ebd., S. 2 ff. und Meyer, Unternehmen Sieben [wie Anm. 2], S. 182. Auch Vertreter des Vatikans haben AST-Agenten über die Judenverfolgung informiert.
- 23 Die Angaben zu «Monopol» verdanke ich Mitteilungen von Jacov Tzur vom 14. Mai und 21. Juni 2001; Bauer, Freikauf von Juden [wie Anm. 16], S. 208; Die zweite Frau von Alfred derer, eine Tochter und ein Sohn (Jacov Tzur) überlebten die NS-Zeit. Einen Teil dieser Informationen und die Kontakte zu Jacov Tzur verdanke ich Elisabeth von Loeben und Monika Muggli.
- 24 Vgl. zum Beispiel Loeben, Marogna-Redwitz [wie Anm. 1], S. 11 f. und 125.
- 25 Bentivegni, Vernehmungprotokoll [wie Anm. 2], vom 16. Juli 1951, S. 12; Paul Leverkus, Der geheime Nachrichtendienst der deutschen Wehrmacht im Kriege, Frankfurt am Main 1957, S. 195; Bauer, Freikauf von Juden [wie Anm. 16], S. 213 und Jedlicka, Der 20. Juli [wie Anm. 1], S.49; sowie Karl Glaubauf, Oberst i.G. Heinrich Kodre. Ein Linzer Ritterkreuzträger im militärischen Widerstand, in: DÖW, Jahrbuch 2002, S. 41-68, hier S. 41 f.
- 26 Ebd., S. 42 und 51 ff. Auch ein befreundeter Rechtsanwalt, den Marogna-Redwitz über die Pläne des Umsturzes informiert hatte, wurde nach dem 20. Juli nicht verfolgt, Thomas Mang, Mitteilung vom 16. Dezember 2001; zum 20. Juli 1944 in Wien siehe auch Friedrich Vogl, Widerstand im Waffenrock. Österreichische Freiheitskämpfer in der deutschen Wehrmacht 1938-1945, Wien 1977, S. 13 und 17; Luza, Widerstand [wie Anm. 9], S. 21 und Jedlicka, Der 20. Juli [wie Anm. 1], S. 33 ff., 57, 67 und 126.
- 27 Zu den unterschiedlichen Charakteren der AST-Agenten vgl. DÖW [wie Anm. 9].
- 28 Möglicherweise ist dies auch der Grund, warum Marogna-Redwitz selbst und seine AST bis zum Frühjahr 1944 relativ unbehelligt geblieben sind.

Oberst Wilhelm Staehle

Hilfe für Verfolgte durch den Kommandanten des Invalidenhauses und seine Frau

von Peter Steinkamp

Teile der hart umkämpften Reichshauptstadt Berlin waren bereits von sowjetischen Truppen erobert worden. Da führten in der Nacht auf den 22. April 1945 gegen Mitternacht bewaffnete SS-Männer unter Führung des Kriminalrates Stawitzki eine Gruppe von acht Häftlingen des Sicherheitsdienstes aus ihren Zellen. Unter den acht Männern war auch der Kommandant des Berliner Invalidenhauses, der bereits in seinem achtundsechzigsten Lebensjahr stehende Oberst Wilhelm Staehle. Begleitet vom Lärm des Artilleriefeuers wurden die Männer in Zweierreihen aus dem Gefängnis an der Lehrter Strasse geführt und von den SS-Leuten durch den Regen im Dunkeln vorangetrieben.

Vielleicht glaubten die Häftlinge, unter ihnen weitere Offiziere, ein Professor und ein argentinischer Handelsattaché, sie würden nun bald freigelassen, hatte man ihnen doch am Abend vorher ihre Ausweise und Wertsachen wieder ausgehändigt. Der Fussmarsch sollte zum Potsdamer Bahnhof gehen, und dass sie verlegt werden würden, hatte einer der SS-Führer zu den beiden Häftlingen in der ersten Reihe gesagt. An der Ecke Lehrter Strasse und Invalidenstrasse wurde angehalten, dann eine Abkürzung über die Trümmer des Ulap-Ausstellungsgeländes am Lehrter Bahnhof befohlen. Kaum in den Trümmern angelangt, erfolgte der Befehl «Fertigmachen, los!», und auf jeden der Häftlinge wurde ein Genickschuss abgegeben. Als Einziger der Gruppe überlebte Herbert Kosney, der nur verwundet worden war und sich bis zum Verschwinden der Mörder totstellte. Im Fallen hörte er die letzten Worte des Obersten Staehle: «Also nun doch noch.»¹

Wer war dieser Luftwaffenoberst, der dem Sicherheitsdienst so gefährlich erschien, dass man ihn in beinahe letzter Minute noch von einem Mordkom-

mando erschossen liess? Geboren wurde Wilhelm Staehle am 20. November 1877 in der damaligen preussischen Grafschaft Bentheim im niedersächsisch-niederländischen Grenzgebiet, in Neuenhaus. Sein Vater August, aus Hessen stammend, war bald nach der deutschen Reichsgründung aus seinem aktiven Dienst als Hauptmann der Landwehr ausgeschieden und in den Schuldienst eingetreten. Als sein einziger Sohn geboren wurde, war er Leiter der Rektoratsschule seiner Heimatgemeinde geworden, einer Vorbereitungsschule auf das Gymnasium. Kaisertreuer preussischer Patriot, war August Staehle führend im Kriegerverein engagiert, dazu «eine stadtbekannte Persönlichkeit, die grosses Ansehen genoss».² Wilhelms Mutter Alberdina (Albertine), geborene Wildeboer, stammte aus den Niederlanden, aus Meppel in der Drenthe. Durch sie beherrschte Wilhelm Staehle die niederländische Sprache, und durch seine Verwandtschaft mütterlicherseits war er von Kind an mit dem Nachbarland vertraut. Wilhelm besuchte sechs Jahre lang die von seinem Vater geleitete Schule, dann wechselte er nach Osnabrück auf ein Realgymnasium, das er mit der Hochschulreife verliess. Er trat, dem Vorbild von Vater und Grossvater folgend, am 3. März 1897 in die Armee ein, als Fahnenjunker in das Füsilier-Regiment Prinz Heinrich von Preussen (Brandenburgisches) Nr. 35.³ Bereits am 18. Oktober des Jahres zum Fähnrich, am 18. August des Folgejahres zum Leutnant ernannt, trat Staehle im August 1900 wieder aus dem Heer aus.

Doch war dies mitnichten eine Rückkehr ins Zivilleben. Vielmehr hatte sich der junge Leutnant als Freiwilliger zu einer von Wilhelm II. angeregten internationalen «Strafexpedition» nach China gemeldet. Dort waren Bestrebungen des Geheimbundes der «Boxer» (nach deren Namen Yi-he quan = «Faust für Recht und Einigkeit») zur Zurückdrängung des Einflusses europäischer Mächte zu massiven militärischen Auseinandersetzungen eskaliert.⁴ Seit Mitte Juni wurde das Pekinger Gesandtschaftsviertel belagert, es kam zu Massakern der Aufständischen an christlichen Chinesen und Missionaren. Schliesslich sah sich das Deutsche Reich zum Eingreifen veranlasst, nachdem am 20. Juni der deutsche Gesandte in Peking, Freiherr Klemens von Ketteler, ermordet worden war. Erst am 14. August 1900 konnte das Gesandtschaftsviertel durch britische, russische und US-amerikanische Einheiten entsetzt

werden. Als daraufhin die Stadt für drei Tage zur Plünderung freigegeben wurde, war dies ein erster Vorgeschmack darauf, wie die internationale 63'000-köpfige Streitmacht (darunter 24'000 Deutsche), die seit dem 27. September unter dem Oberkommando des deutschen Generals Alfred von Waldersee stand, ihre Strafexpeditionen durchzuführen gedachte.

Zum deutschen Kontingent dieser Truppen gehörte auch Leutnant Staehle, der seit dem 18. August 1900 Dienst im 6. Ostasiatischen Infanterie-Regiment tat. In China angelandet, beteiligte sich Staehles Regiment an einer Reihe von lokalen Strafunternehmungen.⁵ Leider haben sich keine Aufzeichnungen Staehles aus seiner Zeit beim ostasiatischen Expeditionskorps erhalten. Nach dem Aussetzen der Strafexpeditionen und dem Ende der Kampfhandlungen am 23. Mai 1901 wurde der Grossteil der deutschen Truppen eingeschifft und nach Europa zurückgebracht. Ob sich auch Leutnant Staehle unter ihm befand, muss offenbleiben, belegt ist nur seine Versetzung in das 2. Ostasiatische Infanterie-Regiment am 6. Juni 1901.⁶ Vor der für den 14. August 1902 verbürgten Entlassung aus seiner jetzt als Ostasiatische Bes.[atzungs-/Reserve?] Brigade bezeichneten letzten Einheit scheint er noch zur Erholung an verschiedenen Orten gewesen zu sein.⁷ Offensichtlich problemlos wurde Wilhelm Staehle nach seiner Entlassung wieder ins kaiserliche Heer übernommen, in seine alte Einheit, das Füsilier-Regiment 35.

Seit November 1903 diente Staehle vor allem bei Berliner Dienststellen, ehe er am 13. September 1913 als Hauptmann und Kompaniechef zum Infanterie-Regiment von Hom (3. Rheinisches) Nr. 29 versetzt wurde. Mit dieser Einheit nahm Staehle an Schlachten und Stellungskämpfen an der Westfront teil, ehe er Anfang 1915 am Bein verwundet wurde. Seit April 1915 tat er Gamisonsdienst beim 1. Ersatzbataillon seines Regimentes, von wo er am 17. Juni wieder zur Frontruppe zurückkehrte und dort an der Schlacht bei Arras teilnahm, seine letzte verbürgte Beteiligung an aktiven Kämpfen. Schon im Februar 1916 wurde Hauptmann Staehle zum stellvertretenden Generalstab nach Berlin versetzt, wo er zum Nachrichtenoffizier ausgebildet wurde. Seit dem 18. Februar 1917 war er als Hilfsnachrichtenoffizier beim Armeeoberkommando 4 eingesetzt, seit dem 24. Oktober schliesslich als vollwertiger Nachrichtenoffizier der Obersten Heeresleitung bei der 4. Armee in Belgien.

Hier war Hauptmann Staehle nicht nur mit den üblichen Abwehraufgaben betraut. Seine Tätigkeit erhielt zunehmend politischen Charakter. Es war die deutsche Interessenpolitik in Bezug auf die Flamen, an deren Umsetzung der mittlerweile Vierzigjährige mitwirkte. Im Kern ging es dabei darum, sich die gegen die Wallonen gerichteten und für eine Selbständigkeit Flanderns eintretenden flämischen Bewegungen im deutschen Sinne zur Destabilisierung der belgischen Truppen der Alliierten zunutze zu machen.⁸ Staehle als dem verantwortlichen Nachrichtenoffizier unterstand hierfür ein ganzer Apparat mit mehreren Abteilungen, die bis in die Niederlande hineinwirkten. Er selbst knüpfte eine Reihe von konspirativen und engen Kontakten zu Belgiern und Niederländern, die er später im Zweiten Weltkrieg während seiner Aktivitäten als Goerdelers Verbindungsmann zum niederländischen Widerstand teilweise reaktivierte.

Das Ende des Ersten Weltkrieges erlebte Staehle hoch dekoriert, versehen mit dem Eisernen Kreuz I. und II. Klasse, dazu dem Ritterkreuz des Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern. Zurück aus Belgien, wo er bis zuletzt als Nachrichtenoffizier eingesetzt gewesen war, wurde er im Dezember 1918 in Berlin als Verbindungsoffizier der Heeresleitung zum ersten Rätekongress zugelassen. Offensichtlich schien er wegen seines ausgeprägten Kommunikationstalents, das er schon in Belgien bewiesen hatte, der geeignete Offizier für diese heikle Aufgabe. Anfang Januar 1919 trat Staehle in das Potsdamer Freikorps Hülsen ein, für das er bis zu dessen Auflösung im Mai desselben Jahres als Nachrichtenoffizier tätig war. Staehle glückte offensichtlich problemlos die Übernahme in die neue, zunächst «vorläufige Reichswehr», er wurde unter gleichzeitiger Beförderung zum Major Ic-Offizier der Reichswehrbrigade 3 berufen, die später in 3. Division umbenannt wurde.⁹ Danach in der Berliner Kommandantur tätig, wurde Staehle 1923 ins Reichswehrministerium versetzt, 1924 schliesslich mit der Leitung der Abwehrstelle im Wehrkreis VI in Münster betraut. Dort war er wieder für die Abwehr in Belgien und den Niederlanden zuständig. 1926 erhielt der Abwehrmann Staehle sein erstes Truppenkommando seit 1916, er wurde Bataillonskommandeur des zur 6. Division gehörenden 17. Infanterie-Regimentes in Celle. Im Jahr darauf erfolgte die Beförderung zum Oberstleutnant.

Dort lernte Staehle seine spätere Ehefrau Hildegard kennen.¹⁰ 1928 heirateten die beiden, und trotz des grossen Altersunterschiedes zwischen der 1894 geborenen Arztochter und dem am Anfang seines sechsten Lebensjahrzehnts stehenden Offizier war «diese Ehe sehr glücklich»,¹¹ wenn auch kinderlos. Allerdings brachte die Heirat auch einen Einschnitt in der militärischen Karriere Staehles mit sich: Seine Frau Hildegard war bereits seit 1914 verheiratet gewesen, ehe sie sich 1927 scheiden liess. Die Heirat mit einer geschiedenen Frau aber war mit den damaligen Ehrvorstellungen des Offizierskorps nicht vereinbar, umso weniger, als der erste Mann ebenfalls Offizier gewesen war.

Wieder einmal, wie bereits im Jahre 1900, als er sich nach China gemeldet und deshalb aus dem Heer ausgetreten war, entschied sich Staehle gegen eine geradlinige Fortsetzung seiner militärischen Laufbahn. So schied der Oberstleutnant aus dem aktiven Dienst als Offizier aus; dem militärischen Bereich blieb er aber auch weiterhin verbunden. Um nicht ganz auf den erfahrenen Offizier verzichten zu müssen, arrangierte man seine Übernahme in den so genannten Landesschutz. Diese ursprünglich zum Grenzschutz aufgestellten milizartigen Einheiten hatten sich allmählich zu einer Art stiller Reserve der personell stark eingeschränkten Reichswehr entwickelt.¹² Zunächst als Dolmetscher und Ausbildungsleiter der Landwehrreservisten im Wehrkreis III Berlin eingesetzt, wurde er später als Leiter des Kreises Gross-Berlin mit Organisations- und Ausbildungsfragen betraut.

Aus dieser Zeit sind einige dienstliche Beurteilungen Staehles durch Vorgesetzte erhalten, die eine Charakterisierung des mittlerweile Mittfünfzigers bieten. Sie zeichnen das Bild eines «mit vornehmsten Charaktereigenschaften begabten und überaus pflichttreuen Mann[es]».¹³ Sein unmittelbarer Vorgesetzter äusserte sich besonders lobend über Staehle: «Er hat eine besondere Gabe, an Angehörige der verschiedensten Kreise heran zu kommen und sich deren Vertrauen zu erringen. Zustatten kommt ihm hierbei wohl einmal seine langjährige Tätigkeit im Abwehrdienst, dann aber auch sicherlich sein offenes und gewinnendes Wesen, sein gerader, aufrechter, jeder Unklarheit abholder Charakter.»¹⁴ Weiter bescheinigte er ihm «praktische[n] Blick und gutes Organisationstalent».¹⁵ Diese Eigenschaften Staehles, dazu der enge Zusammen-

halt des Ehepaares, sollten schon bald wesentlich zu dessen ungewöhnlichem Handeln in der wenig später entstehenden Diktatur beitragen.

Im September 1931 trat Staehle einen neuen Posten an. Als Fürsorgereferent im Wehrkreis III Berlin rückte er nun wieder enger an das Reichswehrministerium heran, zu dessen Versorgungsamt er nun gehörte. Seine Aufgabe bestand vor allem in einer Art Sozialberatung, insbesondere für ehemalige Angehörige der Reichswehr. Seine Aufgaben umfassten dabei auch Tätigkeiten wie Berufsberatung sowie Hilfen bei der Pensionierung oder für kriegsbeschädigt ausgeschiedene Soldaten. Es war wohl dieser Posten, der ihn später für die Übernahme des Kommandos über das Invalidenhaus prädestinierte.

Doch zunächst brachten die «Machtergreifung» der Nationalsozialisten und die Wiedereinführung der Wehrpflicht, verbunden mit der personellen Ausweitung der neuen Wehrmacht, auch Wilhelm Staehles militärische Karriere wieder voran. Bereits 1934 wurde er erneut in den aktiven Dienst übernommen. Die Ausweitung des Offizierskorps durch die Einführung der so genannten Ergänzungsoffiziere machte dies ebenso wie seine Beförderung zum Oberst möglich. Übernommen wurde er von der Luftwaffe, die einen besonders grossen Bedarf an erfahrenen Offizieren hatte und deshalb die Möglichkeit bot, auch Männer aufzunehmen, die wie Staehle bereits kurz vor der Pensionierung standen.

Aus seiner Ablehnung des Nationalsozialismus machte Wilhelm Staehle indes schon 1933 Vertrauten gegenüber keinen Hehl. So soll er während einer Parade, die Reichskanzler Hitler und Reichspräsident von Hindenburg gemeinsam abnahmen, ungewöhnlich schweigsam gewesen sein. Danach befragt, soll Staehle geantwortet haben: «Ich sehe das Ende.»¹⁶ Hildegard Staehle teilte die Ablehnung ihres Mannes. Als calvinistisch geprägter Christ gehörte Staehle auch schon bald zur Bekennenden Kirche, hörte die Predigten Pastor Martin Niemöllers und war mit Propst Heinrich Grüber persönlich bekannt.¹⁷ Vor allem diese Bekanntschaft führte später zu einer regen Zusammenarbeit im Interesse Verfolgter.

Am 30. September 1937 wurde Oberst Staehle zum militärischen Leiter des Invalidenhauses in Berlin ernannt. Seine Aufgabe war es zunächst, dessen Verwaltung zu beaufsichtigen. Das Invalidenhaus ging auf eine Gründung

Friedrichs des Grossen zurück, der bereits Mitte des 18. Jahrhunderts diese Wohn- und Betreuungseinrichtung für invalide preussische Soldaten hatte bauen lassen. In unmittelbarer Nachbarschaft zum Invalidenfriedhof, zur Pépinière – der späteren Militärärztlichen Akademie – sowie der Charité, des grössten Berliner Universitätsklinikums, lag der Gebäudekomplex an der späteren Scharnhorst- und der Invalidenstrasse. Nach dem Ersten Weltkrieg dem Reichsarbeitsministerium unterstellt, bewohnten kurz vor Staehles Dienstantritt 123 Invaliden des Ersten Weltkriegs mit ihren Familien, insgesamt etwa 450 Personen, den Gebäudekomplex. Eine erneute militärische Leitung war notwendig geworden, nachdem das Invalidenhaus 1937 wieder dem Reichskriegsministerium unterstellt worden war. Da aber gleichzeitig die Mitte der dreissiger Jahre neu gegründete Militärärztliche Akademie¹⁸ grossen zusätzlichen Raumbedarf anmeldete, entschloss man sich, den Gebäudekomplex des Invalidenhauses abzutreten und in ländlicher Lage, in Hohenneuendorf bei Berlin-Frohnau, eine eigene Siedlung zu errichten. Die Anlage wurde grosszügig geplant; sie bestand aus knapp fünfzig Wohngebäuden mit etwa 120 Wohnungen, verschiedenen Wirtschaftsgebäuden, einem Gemeinschaftshaus, einer Kapelle (es wurde eigens ein katholischer Geistlicher, Professor Friedrich Erxleben, ein Freund Carl Zuckmayers¹⁹, angestellt) sowie einem kleinen Krankenhaus.

Seit Herbst 1939 fungierte Wilhelm Staehle als Kommandant dieser Invalidensiedlung. Neben einem Stabszahlmeister mit einigen Hilfskräften, die für die Finanzverwaltung zuständig waren, stand ihm vor allem seine Frau Hildegard in seiner Arbeit unterstützend zur Seite. Offensichtlich erwarteten die vorgesetzten Kommandobehörden die Mitarbeit der Ehefrau des Kommandanten, die von Hildegard Staehle indes auch mit grossem Einsatz geleistet wurde. Insbesondere tat sie sich bei der Beschaffung bewirtschafteter und rationierter Nahrungsmittel und Konsumgüter hervor, für die sie neben beinahe täglichen Besorgungsfahrten auch immer wieder, alleine oder mit ihrem Mann, ausgedehnte Fahrten in die nähere und weitere Umgebung übernahm. Verschiedentlich führten gemeinsame Fahrten bis in die Niederlande, einmal auch nach Wien. Es war neben der Übereinstimmung in der Ablehnung des Nationalsozialismus vor allem diese im Rahmen der Wehrmacht recht unge-

wöhnliche tägliche Zusammenarbeit eines Ehepaares in der Erfüllung der Dienstgeschäfte des Mannes sowie die Möglichkeit zu eigenständigem, nicht permanent durch Vorgesetzte zu überwachendem Handeln, die es den Staehles später ermöglichten, sich aktiv für den Schutz Verfolgter zu engagieren.

Wohl 1937 knüpfte Wilhelm Staehle erste Verbindungen zum bürgerlichen Widerstand. Engen Kontakt entwickelte Staehle zu Carl Goerdeler, dem früheren Leipziger Oberbürgermeister und später einem der meistgesuchten Verschwörer nach dem Attentatsversuch des 20. Juli. Etwa zur gleichen Zeit wurde er durch den katholischen Geistlichen der Invalidensiedlung, der als Pfarrer der Berliner Schutzpolizei schon 1933 mit den Übergriffen der SA auf politisch Andersdenkende konfrontiert worden war²⁰ und deshalb den Nationalsozialismus ablehnte, in den Solf-Kreis eingeführt, einer grossbürgerlichen regimekritischen Teerunde um die Witwe des ehemaligen deutschen Botschafters in Tokio.

Ebenfalls 1937 trat Arnold Brill, ein Jugendfreund Staehles, an diesen heran. Brill, mittlerweile Fabrikant in Neuenhaus, leitete dort eine regionale Widerstandsgruppe mit Kontakten in die Niederlande. So hatte Wilhelm Staehle innerhalb kurzer Zeit, Kommunikationstalent, das er war, Verbindungen zu verschiedenen Kreisen von Regimegegner aufgebaut, die jeweils wieder zu neuen Kontakten und Bekanntschaften führten.²¹ Dabei sah er keine Veranlassung, auf konfessionelle oder Standesunterschiede zu achten. Mit den grossbürgerlich geprägten Teilnehmern des Solf-Kreises hatte er dabei so wenig Berührungspunkte wie mit den eher kleinbürgerlich geprägten Neuenhäuser Freunden, die zudem auch Kontakte zur Arbeiterschaft pflegten. Mit dem katholischen Pfarrer Erxleben hatte sich der Calvinist Staehle ebenso angefreundet wie mit dem Vertreter der Bekennenden Kirche Heinrich Grüber.

Dieser war es auch, der später einen Bericht über eine der am frühesten zu datierenden Hilfsaktionen des Ehepaares Staehle abgab: «Anfang 1939', so erzählte Grüber, der sich nicht mehr an ein genaues Datum erinnern kann, sei eines Tages ein Offizier zu ihm ins Büro ‚An der Stechbahn' gekommen, habe nach Pfarrer Grüber gefragt. Einige Hilfesuchende im Warteraum der Hilfsstelle [Grüber betrieb seit Mitte 1938 in Berlin-Kaulsdorf eine «Hilfsstelle für nichtarische Christen», die offiziell vor allem Auswanderungshilfen bot, aber auch verbotene Hilfe leistete; d. Verf.] hätten – wohl aus Angst vor einem Ge-

stapobeamten – den Raum ‚fluchtartig‘ verlassen. Nach einem längeren Gespräch hätten beide ‚Arm in Arm‘ das Zimmer wieder verlassen. Staunen bei den Wartenden. Staehle sei mit einem konkreten Anliegen gekommen. In seiner Siedlung habe er Juden versteckt, denen er zur Auswanderung verhelfen solle. An Namen kann sich Grüber nicht mehr erinnern. In diesem Fall habe es sich jedoch um einen Juden gehandelt, der dann tatsächlich in die Niederlande auswandern konnte. [...] Staehle habe ihm ‚viele Leute‘ (Namen vergessen) geschickt, denen er weiterhelfen sollte. Grüber gab Staehle auch Briefe mit nach Holland.»²²

Trotz umfassender Bemühungen und reger Korrespondenz des Staehle-Biographen Ger van Roon sind nur wenige der durch das Ehepaar Staehle Geretteten namentlich bekannt geworden. Hierfür gab ebenfalls Heinrich Grüber eine einleuchtende Erklärung, als er schrieb: «Ein ‚Verbrecher‘ bzw. ein ‚illegal arbeitender Mensch‘ ist etwas anderes als ein Historiker oder Journalist. Ein Historiker möchte alles wissen – auch alle Zusammenhänge. Alle illegal arbeitenden Menschen wollen nur das wissen, was sie unbedingt wissen müssen, und lehnen Kenntnisnahme von Personen und Sachen, mit denen sie nicht unbedingt befasst werden müssen, ab. Das ist aus folgender Erfahrung zu erklären: Wenn man unter verschärften Bedingungen [gemeint sind Misshandlungen und Folter; d. Verf.] vernommen wurde, so hat man oft Sachen preisgegeben, die man bei normalen Vernehmungen verschwiegen hätte. Man hat dadurch oft Kameraden verraten und sich selbst mitschuldig gemacht in einer Weise, die man später bereut hat. Darum habe ich auch in meinen vielen Gesprächen mit Staehle nie eine Frage gestellt, sondern immer nur das angehört, was er von sich aus erzählte, ohne auf Details einzugehen. Ausserdem konnte man ja versuchen, alles das möglichst zu vergessen, was man nicht unbedingt wissen *musste*.»

Immerhin zwei Fälle der Hilfe für verfolgte Juden durch das Ehepaar Staehle konnten ermittelt werden, auch wenn die Anzahl derer, denen geholfen wurde, weit höher gelegen haben wird.²³ Einer der beiden Fälle betrifft eine Bankierstochter aus Breslau, E. Guttentag, später verheiratete Soeteman. Auf Empfehlung Grübers zog sie 1936 nach Berlin, wo dieser sie mit dem Ehepaar Staehle bekannt machte. 1942, mittlerweile als Fabrikarbeiterin zwangsver-

pflichtet, entschloss sie sich kurz vor der so genannten Fabrik-Aktion, der Verhaftung der jüdischen Zwangsverpflichteten Berlins, zum Untertauchen. «Als ich bei Siemens eingestellt worden war und die Transporte immer [mehr] zunahmen, wollte ich nicht warten, bis man mich abholen würde. Ich sprach daher mit Herrn und Frau Staehle davon, unterzutauchen. Sie ermunterten mich dazu und halfen bei den Vorbereitungen. In ihrem Keller konnte ich einige Sachen unterbringen, die Frau Staehle mit dem Dienstwagen ihres Mannes abholte. Mehrere Wochen wohnte ich dann in Staehles Dienstwohnung, wo sie mir ein kleines Zimmer oben zur Verfügung gestellt hatten.»²⁴ In dieser Zeit sei Wilhelm Staehle einmal während eines Luftangriffs, als die übrigen Bewohner in die Luftschutzkeller gegangen waren, in ihr Zimmer gekommen, um ihr ein Glas Sekt zu bringen, während er selbst im Nebenzimmer den britischen Rundfunk abhörte. Über Hitler äusserte Staehle, «dieser Mann ist unser Unglück, ein Wahnsinniger; er führt Deutschland zu Ende».²⁵ Aus Staehles Dienstwohnung habe man sie dann später in das Haus eines Kolonialwarenhändlers Jahn gebracht, eines ehemaligen SPD-Mitgliedes, der einer der treuesten Helfer Staehles gewesen sei. Kurz vor der Verhaftung der Staehles sei sie zu einem mit Jahn bekannten Kommunisten nach Babelsberg gebracht worden. Ausdrücklich hob die Gerettete hervor, dass Hildegard Staehle besonders intelligent und von energischem Auftreten gewesen sei.

Der zweite Fall betrifft einen ehemaligen Offizierskameraden Staehles aus dem Ersten Weltkrieg, der 1915 im selben Regiment wie der damalige Hauptmann und Kompaniechef Staehle Dienst tat: im Infanterie-Regiment 29. Wohl spätestens nach den Rassegesetzen der Nationalsozialisten als Jude aus dem Heer entlassen, hatte er 1936 Kontakt zu Staehle aufgenommen. Über dessen Hilfe schrieb er später zusammenfassend: Es «bestand die Hilfeleistung des Ehepaares Staehle in der Hauptsache darin, dass sie mir und meiner Frau bei zuverlässigen und hilfsbereiten Menschen Unterkünfte – Verstecke beschafft hatten (in kleinen Sommerhäusern, Lauben und Böden). [...] Dort suchten sie uns auch während dieser illegalen Zeit auf und standen den Beherbergern und uns mit Rat und Tat zur Seite. Zur Flucht in die Illegalität hatte ich mich entschlossen, nachdem Versuche hoher Offiziere, auch die des Obersten Staehle,

mich auf legalem Wege vor der Deportation zu schützen, an dem Vernichtungswillen der NS-Machthaber scheiterten. [...] Während meiner Flucht vorbereitungen wurde ich verhaftet. Es gelang mir zu entkommen und mit meiner Frau Anfang 1943 zunächst in das Kommandantenhaus der Invalidensiedlung in Frohnau zu Staehles zu flüchten, wo wir aber nicht bleiben konnten; Staehles hatten bereits einige Zeit vorher Betten und einige Habseligkeiten von uns in der Wohnung abgeholt und in Verwahrung genommen. Sie waren auch beide während der Illegalität bemüht, uns weiter zu helfen [...]. So versuchte Oberst Staehle, der das Regime verachtete und hasste, uns durch seine umfangreichen Verbindungen aus Berlin herauszubringen. Mit falschen Personal- und Militärapapieren, die auf seine Veranlassung ein Offizier im Stabe des Admirals Canaris anfertigen wollte, war u.a. beabsichtigt, uns in einem verlagerten Berliner Industriebetrieb in der Tschechei unterzubringen oder mich in ein neutrales Ausland zu entsenden. Durch die Verhaftung des Ehepaares Staehle konnten diese Pläne nicht mehr durchgeführt werden. Im Juni 1944 verließen wir aus Sicherheitsgründen unsere Verstecke, die in der Nähe der Invalidensiedlung lagen, und flüchteten in eine primitive Laube in der Potsdamer Gegend, die einem hilfsbereiten Gegner des NS-Regimes gehörte. Dort wurden wir im Mai 1945 durch einrückende russische Panzertruppen und den Sieg der Alliierten befreit.»²⁶ Dieser Gerettete betonte in einem weiteren Brief besonders auch die Hilfeleistung durch «die gute und couragierte Frau Hildegard Staehle».²⁷

Es scheint, dass das Ehepaar Staehle, nachdem jede Möglichkeit der legalen Ausreise von Juden verstellt worden war, offensichtlich ein Netzwerk an vertrauenswürdigen weiteren Helfern geknüpft hatte, an die sie bei Bedarf oder Gefahr die von ihnen Versteckten weitervermittelten. Auch hatte der ehemalige Abwehrmann Staehle, obwohl es dafür eigentlich keinen vorzuschützenden dienstlichen Anlass gab, seine Kontakte zum Amt Ausland/Abwehr erneuert, um mit falschen Papieren weiterhelfen zu können.

Zu den von Staehles Versteckten oder mit Lebensmitteln Versorgten gehörten indes nicht nur von Deportation bedrohte deutsche Juden. So war das Ehepaar auch mit dem katholischen Gewerkschafter Jakob Kaiser in Kontakt gekommen. Als dieser 1944 untertauchte, war es vor allem Hildegard Staehle,

die ihn in seinem Versteck versorgte. Ein Mitwisser erinnerte sich später daran: «Ich wohnte in der Xantener Strasse am Olivaer Platz. Eine Zeit lang besuchte mich Frau Staehle mit ihrem Auto öfters in der Wohnung [...]. Bei diesen Besuchen verschwand sie dann immer für längere Zeit und begab sich um die Strassenecke herum zu einer Bäckerei, wo der bekannte Gewerkschaftsführer Jakob Kaiser verborgen wurde, um ihn vor Verhaftung zu bewahren. [...] Frau Staehle besorgte bei den Besuchen Kaisers [gemeint: bei Kaiser; d. Verf.] ergänzende Lebensmittel, half ihm bei seinen sonstigen Bedürfnissen und vermittelte den Austausch von Gedanken und Briefen.»²⁸

1942 gelang es Wilhelm Staehle, die Freilassung eines seit 1940 als Geisel im Konzentrationslager Buchenwald festgehaltenen Niederländers, des Dorfschullehrers Piet Duinkerken, zu erreichen, nachdem dessen Familie den Neuenhäuser Freund Staehles, Arnold Brill, um Hilfe gebeten hatte. Anknüpfend an das Dankschreiben Duinkerkens baute Staehle in der Folgezeit über diesen seine Kontakte zum niederländischen Widerstand aus.²⁹

Am 29. Februar 1944 wurde Staehle zu einem Verhör vorgeladen, weil wegen seiner Kontakte zum niederländischen Widerstand ermittelt wurde. Dem folgte im Frühjahr ein weiteres Verhör, dann wurden die Ermittlungen wohl vorläufig eingestellt.³⁰ Etwa zur selben Zeit beteiligte sich das Ehepaar Staehle erneut als Teil eines Netzwerkes von Helfern und Quartiergebern am Verbergen eines Untergetauchten, des Hauptmannes der Abwehr Ludwig Gehre, der im März vor der Gestapo hatte fliehen müssen, die ihn wegen einer durch ihn ergangenen Warnung an Mitglieder des Solf-Kreises verfolgte. Gehre war den Staehles kein Unbekannter; er hatte häufig als Mittelsmann zwischen Goerdeler und Staehle fungiert und war öfter in der Invalidensiedlung zu Gast gewesen. Gehre, von dem ein Bekannter später berichtete, er habe «in seinem Schreibtisch einen kleinen Galgen mit Adolf Hitler als Puppe daran hängen»³¹ gehabt, wurde indes nur kurze Zeit in der Invalidensiedlung versteckt gehalten und dann in ein anderes Versteck nach Zehlendorf gebracht.

Kurz darauf wurde Wilhelm Staehle in Zusammenhang mit den Ermittlungen gegen den Solf-Kreis am 12. Juni 1944 festgenommen. Die Vernehmungen, denen er in der Haft unterworfen wurde, behandelten zunächst nur die re-

gimekritischen Äusserungen, die bei den Teegesellschaften des Solf-Kreises gefallen waren: «Oberst Staehle gab in seinen Vernehmungen zu, an Besprechungen eines Personenkreises teilgenommen zu haben, dessen Tendenz ausgesprochen staatsfeindlich und hetzerisch war. Bei diesen Zusammenkünften wurden Reden des Führers parodiert und führende Persönlichkeiten von Staat und Partei verächtlich gemacht. Die Schuld an der angeblich unmenschlichen Behandlung der Juden im Osten [...] wurde dem Führer zugeschoben. [...] Der jetzige Krieg wurde von den beteiligten Personen als verloren hingestellt. [...] Oberst Staehle gibt zu und ist darüber hinaus noch durch Zeugenaussagen überführt, diese Gespräche nicht nur mit angehört, sondern sogar aktiv an ihnen teilgenommen zu haben.»³²

Nach dem gescheiterten Attentatsversuch des 20. Juli und der damit verbundenen Ausweitung der Ermittlungen wurde nun auch Staehle wegen einer möglichen Mitwisserschaft verhört. Bereits Anfang September hatte die Gestapo das Eingeständnis seiner Hilfeleistung für den noch immer untergetauchten Gehre aus dem fast siebzigjährigen Staehle herausgeprügelt, auch wenn dieser eine Unterbringung des als Mitwisser des Attentats Gesuchten in der Invalidensiedlung leugnete.³³

Kurz zuvor, am 15. August 1944, war auch Hildegard Staehle in Celle festgenommen worden. Man beschuldigte sie der Hilfeleistung für Gehre und des verbotenen Abhörens ausländischer Sender.³⁴ Auch sie leugnete eine Unterbringung Gehres in der Invalidensiedlung und gestand nur die Weitergabe von einigen wenigen Lebensmitteln und etwas Rauchware. Der berichtserstattende Kriminalsekretär der Sonderkommission notierte gereizt: «Sie macht teilweise immer noch einen verstockten Eindruck und ist deshalb auch nicht gewillt, alles wahrheitsgemäss anzugeben.»³⁵

Wilhelm Staehle wurde am 16. September 1944 rückwirkend aus der Luftwaffe ausgestossen,³⁶ um ihn als Zivilisten vor dem Volksgerichtshof anklagen zu können. Die Anklageschrift³⁷ vom 11. November 1944 beschuldigte ihn der unterlassenen Anzeige eines hoch- und landesverräterischen Vorhabens (des Attentatsversuchs vom 20. Juli) sowie der unterlassenen Anzeige im Falle eines polizeilich Gesuchten (Gehre). Die Verhandlung war zunächst für den 21. Dezember 1944 anberaumt, doch wurde sein Verfahren aus Zeitgründen abgetrennt.³⁸ Ein weiterer Termin am 3. Februar 1945 wurde gleichfalls

verschoben, diesmal, weil der Vorsitzende des Volksgerichtshofes, Roland Freisler, an diesem Tag bei einem Luftangriff ums Leben kam. Am 16. März 1945 schliesslich wurde Staehle wegen «Begünstigung eines politischen Flüchtlings» zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.³⁹

Hildegard Staehle, die nach ihrer Festnahme im Frauen-KZ Ravensbrück inhaftiert worden war, wurde am 20. April 1945 ebenfalls vom Volksgerichtshof wegen des gleichen Deliktes zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.⁴⁰

Nach ihrer Befreiung liess Hildegard Staehle den Leichnam ihres Mannes auf dem Invalidenfriedhof beisetzen. Sie selbst setzte ihre Arbeit in der Invalidensiedlung fort und gründete ein Hilfswerk «Rettet die Kinder», für das die Bewohner sich unter ihrer Anleitung in Heimarbeit eine Erwerbsquelle schufen.⁴¹ Engagiert im «Hauptausschuss Opfer des Faschismus», gehörte sie auch zu den Gründungsmitgliedern der Berliner Christlich-Demokratischen Union und wurde schliesslich Stellvertreterin des Sozialstadtrates Ottomar Geschke. Mit diesem zusammen verunglückte sie Anfang Dezember 1945 bei einem Autounfall, den sie, gesundheitlich angeschlagen von KZ- und Gefängnishaft, nur einige Tage überlebte. Am 16. Dezember 1945, nur wenige Monate nach der Ermordung Wilhelm Staehles, starb auch Hildegard Staehle, gerade einundfünfzigjährig.⁴²

Trotz der wegweisenden Publikationen des niederländischen Historikers Ger van Roon seit Mitte der sechziger Jahre ist das Ehepaar Staehle einer breiteren Öffentlichkeit unbekannt geblieben; auch offizielle Anerkennung wurde Hildegard und Wilhelm Staehle postum kaum zuteil. Nur in Frohnau erinnert an einer Zufahrt zur ehemaligen Invalidensiedlung ein «Staehleweg» an das Ehepaar. Seit 1985 befindet sich zudem zwischen den Häusern 11 und 12 der Siedlung ein kleines Denkmal mit einer Inschrift für Wilhelm Staehle.⁴³

Anmerkungen

- 1 Siehe zu Wilhelm Staehle allgemein: Ger van Roon, Wilhelm Staehle. Ein Leben auf der Grenze 1877-1945, München 1969 (im Folgenden van Roon, Wilhelm Staehle). Dort auch einige Quellen im Anhang; ders., Wilhelm Staehle. Ein Leben

- auf der Grenze (1877–1945), in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 2 (1969), S. 69–93 (im Folgenden van Roon, Staehle MGM); ders., Oberst Wilhelm Staehle. Ein Beitrag zu den Auslandskontakten des deutschen Widerstandes, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 2 (1966), S. 209–223; BA-MA Freiburg, MSg 1258: Materialsammlung Ger van Roon zum Lebenslauf des Oberst Wilhelm Staehle. Herrn Prof. van Roon, Amsterdam, sei sehr gedankt für die Erlaubnis an Herausgeber und Verfasser zur Einsichtnahme und zur erneuten Auswertung des Materials. – Die Schilderung der Ermordung Staehles und seiner Mitgefangenen nach Herbert Kosney, Im Trümmerfeld ermordet, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 116 f.; van Roon, Wilhelm Staehle [wie Anm. 1], S. 68 f; ders., Staehle MGM [wie Anm. 1], S. 92.
- 2 Hans Arends, Neuenhaus, an Ger van Roon, 13. Dezember 1968, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 3.
 - 3 Eine Abschrift des Personal-Berichts, der Dienstlaufbahn Staehles bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 48 f.
 - 4 Vgl. hierzu J. W. Esherick, *The Origins of the Boxer Uprising*, Berkeley 1987.
 - 5 Die Orte in Staehles Personal-Bericht, BA-MA, MSg 1258, Bl. 48.
 - 6 BA-MA, MSg 1258, Bl. 48 allerdings der Eintrag »doppelt zu rechnende Dienstzeit im Auslande. (China). 1. Januar–19. August 1902«.
 - 7 So van Roon, Wilhelm Staehle [wie Anm. 1], S. 15 und Anm. 31.
 - 8 Siehe zur deutschen Flamenpolitik und zu Staehles Nachrichtenapparat ausführlich ebd., S. 19–24.
 - 9 Staehles Laufbahn in den zwanziger Jahren nach ebd., S. 25–27.
 - 10 Siehe zu Hildegard Staehle Gerlind Schwöbel, *Nur die Hoffnung hielt mich. Frauen berichten aus dem KZ Ravensbrück*, Frankfurt am Main 2002, S. 189–194.
 - 11 Schwester von Hildegard Staehle, Carola Lorey, Celle, an Ger van Roon, 2. März 1969, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 120.
 - 12 Vgl. hierzu und zu Staehles weiterer Laufbahn van Roon, Wilhelm Staehle [wie Anm. 1], S. 28–30.
 - 13 Meisel, Bericht an Artillerie-Führer II, 20. März 1931, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 50.
 - 14 Major a. D. Saenger, Bezirksleiter III Berlin, Beurteilung zum 1. Juli 1931 über den Oberstleutnant a. D. Wilhelm Staehle, 28. Mai 1931, in: ebd., Bl. 52 f., hier Bl. 53; van Roon, Wilhelm Staehle [wie Anm. 1], S. 76 f.
 - 15 Ebd.
 - 16 Zitiert nach van Roon, Oberst Staehle [wie Anm. 1], S. 210 sowie van Roon, Wilhelm Staehle [wie Anm. 1], S. 35.
 - 17 Siehe hierzu van Roon, Oberst Staehle [wie Anm. 1], S. 210.
 - 18 Zur Neugründung der Militärärztlichen Akademie siehe Ansprachen bei der Eröffnungsfeier und am Stiftungstage der Militärärztlichen Akademie, 1935, BA-MA Freiburg, RHD 43/1, Heft 95.
 - 19 Vgl. Carl Zuckmayer, Saas-Fee, an Ger van Roon, 27. Oktober 1968, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 221–223.
 - 20 Ebd., Bl. 222 f.
 - 21 Siehe zu Staehles vielfältigen Widerstandskontakten van Roon, Wilhelm Staehle [wie Anm. 1], S. 39–45.
 - 22 Bericht Konrad Kwiet über ein Gespräch mit Propst Grüber, 26. Oktober 1967, an

- Ger van Roon, 27. Oktober 1969, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 101–103, hier Bl. 101 f.
- 23 Van Roon erwähnt noch einen weiteren Fall, bei dem ein in die USA Emigrierter von dort Staehle brieflich dankte, was Ermittlungen der Gestapo nach sich zog. Siehe van Roon, Wilhelm Staehle [wie Anm. 1], Anm. 130.
- 24 Zitiert nach ebd., S. 37 f.
- 25 Medelingen mevr. Soeteman, geb. Guttentag (gecorr.), 24. Mai 1965, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 181. In diesem Bericht auf Niederländisch auch die weiteren hier wiedergegebenen Angaben.
- 26 G. P. E., Berlin, an Ger van Roon, 19. April 1969, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 95. Staehles Kamerad hatte seinerzeit gebeten, seinen Namen nicht zu publizieren. Obwohl er mittlerweile als Offizier des Ersten Weltkrieges wohl verstorben ist, habe auch ich dieser Bitte entsprochen, zumal über diesen Geretteten selbst in der in einem umfassenden Forschungsprojekt des Berliner Zentrums für Antisemitismusforschung erstellten Datenbank »Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland« bislang nichts bekannt war. Vgl. zu diesem Forschungsprojekt und der Datenbank Dennis Riffel, Datenbanken in der Geschichtswissenschaft. Das Projekt »Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland« 1933–1945, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 5 (2002), S. 436–446.
- 27 [G. P.] E., Berlin, an [Artur] Sieler, 22. Februar 1969, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 93 f., hier Bl. 93.
- 28 A[rtur] Sieler an Ger van Roon, 24. März 1969, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 162–165, hier Bl. 164 f.
- 29 Siehe hierzu Ludwig Sager, Oberst Staehle. Das Schicksal eines Neuenhausers im Geschehen der letzten Kriegsjahre, in: Der Grafschafter. Heimatbeilage der Grafschafter Nachrichten. Folge 140, Oktober 1964, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 156 f. Zu Staehles niederländischen Kontakten siehe van Roon, Oberst Staehle [wie Anm. 1]; van Roon, Wilhelm Staehle [wie Anm. 1], S. 46–60.
- 30 Vgl. ebd., S. 60 f.
- 31 J. W. Ludowici, Jockgrim, an Oberfinanzdirektion München, Betr. Wiedergutmachung Metha Gehre, 17. März 1952, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 121–123, hier Bl. 122.
- 32 Reichsführer SS, Sonderkommission, an OKW, GFM Keitel, 14. Juli 1944, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 58 f.
- 33 Vgl. SD-Bericht (Kaltenbrunner an Bormann) vom 7. September 1944, Betr. 20. Juli 1944. Die Entwicklung innerhalb der Verschwörergruppe kurz vor dem Anschlag, in: Hans-Adolf Jacobsen (Hg.), Opposition gegen Hitler und der Staatsstreich vom 20. Juli 1944. Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt, Bd. 1, Stuttgart 1989, S. 362–368, hier vor allem S. 362 f.
- 34 Siehe hierzu Vorführungsnote Sonderkommando 20. Juli-VIII, 5. September 1944; Kurzbericht Sonderkommission 20. Juli-VIII, 16. Januar 1945; Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof, Anklageschrift [gegen Hildegard Staehle und fünf weitere Personen], 29. März 1945, in: BA Berlin, ZC 19544 A.4 – A.7. Für den freundlichen Hinweis auf diese Akten und die Möglichkeit zur Einsicht in eine Kopie derselben danke ich herzlich Frau Pfarrerin i. R. Gerlind Schwöbel, Frankfurt am Main.
- 35 Kurzbericht Sonderkommission 20. Juli-VIII, 16. Januar 1945, S. 2, in: BA Berlin, ZC 19544.

- 36 Hermann Göring an Wilhelm Staehle, 16. September 1944, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 62.
- 37 Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof, Abschrift Anklageschrift [gegen u. a. Wilhelm Staehle], 11. November 1944, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 213.
- 38 Vgl. Hopf, Abschrift Fernschreiben an Bormann, Betrifft: Prozess um den Verrat vom 20. Juli 1944, 21. Dezember 1944, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 63-68.
- 39 Van Roon, Wilhelm Staehle [wie Anm. 1], S. 67.
- 40 Ebd., S. 67f.
- 41 Vgl. Zuversichtliche Selbsthilfe. Gespräch mit Hildegard Staehle – Hilfswerk Invalidenhaus, in: Neue Zeit, 27. September 1945, in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 185.
- 42 Zwei Nachrufe auf Hildegard Staehle in: BA-MA, MSg 1258, Bl. 183 f.
- 43 Vgl. zum Denkmal: Holger Hübner, Das Gedächtnis der Stadt. Gedenktafeln in Berlin, Berlin 1997, S. 448.

Alfons Zündler Ein «guter» SS-Mann

von Sabine Selle-Gutzeit

In Amsterdam gibt es noch heute eine Strasse mit dem Namen «Plantage Middenlaan». Sie befindet sich im ehemals alten jüdischen Viertel von Amsterdam. Es ist eine Strasse, die vor 1940 besonders mit Leben erfüllt war. Kaffeehäuser, Theater und andere Örtlichkeiten luden zum Bummeln und Verweilen ein. In der Plantage Middenlaan befand sich auch das Theater «Hollandse Schouwburg». Ein Ort, der für sehr viele Amsterdamer Juden zum Ausgangspunkt ihrer Deportation wurde. Genau gegenüber der Schouwburg war die so genannte Creche gelegen, eine Einrichtung, die erwerbstätigen Müttern die Möglichkeit gab, für 25 Cent pro Tag ihre Kinder dort betreuen zu lassen. Eine solche Kinderkrippe, die wie die Creche im Sinne des Pädagogen Fröbel geleitet wurde, war damals in Europa eine Seltenheit. Doch auch für diese Kinderkrippe – ebenso wie für die Schouwburg – endete die ursprüngliche Bestimmung im Sommer 1942. Im Juni dieses Jahres wurde die jüdische Bevölkerung Amsterdams angewiesen, sich in der Schouwburg einzufinden. Das Theater diente nun als «Wartesaal nach Osten». Mehr als 60'000 Menschen wurden von hier aus in den Tod geschickt.¹

Etwa 600 Kinder und eine Vielzahl Erwachsener konnten ihrem Schicksal entfliehen und aus der Schouwburg entkommen.² Wie war dies möglich? Der jüdische und der politische Widerstand waren bei der Rettung dieser Menschen von grosser Bedeutung, doch ohne Unterstützung aus den Reihen der deutschen Bewacher ist das Entkommen einer solch grossen Anzahl Gefangener nicht vorstellbar. Eine entscheidende Rolle spielte der SS-Unterscharführer Alfons Zündler. Er war einer der Bewacher der Schouwburg.

Vor der Deportation mussten die Menschen etwa 3 bis 4 Tage unter schlim-



Alfons Zündler, 1938 in Danzig (Foto: Privatbesitz)

men Umständen in der Schouwburg ausharren. Die Kinder jedoch, die den deutschen Besatzern zu laut waren, wurden in der Creche untergebracht. Jüdische Kinderschwestern betreuten sie dort, bis sie zusammen mit ihren Eltern deportiert wurden. Sieny Cohen, die damals als Kinderschwester in der Creche arbeitete, berichtete: «Ein Bild, das ich nicht vergessen kann – immer dann, wenn wir die Kinder von der Creche in das Theater brachten, weil eine Deportation im Gange war, und sie transportiert werden sollten, mussten wir sie um 9 Uhr abends wecken. Sie bekamen etwas zu essen und zu trinken. Und wir mussten sie rüber bringen ins Theater zu ihren Eltern, weil zu einer dreiköpfigen Familie drei Leute gehören mussten. Also musste das Kind bei den Eltern sein. Diese Kinder, seien sie ganz klein, mittel, gross, kamen alle die Treppe herunter. Weisse Gesichter. Man hatte sie geweckt. Sie wussten nicht, was geschehen würde. Sie wussten nur, es war schrecklich dort im Theater, wo Mummy und Daddy jetzt waren. Und sie waren geschockt. Das ist die einzige Erklärung, die ich dafür habe, dass sie so ruhig waren.»³

Dennoch gelang es, Kinder aus der Creche zu schmuggeln. Lex van Weren, ein Jude, der damals den Auftrag hatte, mit den Kindern spazieren zu gehen, erinnerte sich, dass es Alfons Zündler war, der die Spaziergänge durchsetzte.⁴ Regelmässig verschwanden bei diesen Ausgängen Kinder. Dies war offenbar nur möglich, weil Zündler sie nicht zählte oder falsche Zahlen benutzte.⁵ Während der Spaziergänge wurden die Kinder von der Widerstandsbewegung übernommen und in sichere Verstecke gebracht. Bei der späteren Deportation der Eltern übergab man diesen in Decken eingewickelte Puppen. Da die Transporte im Dunkeln stattfanden, fiel es nicht weiter auf, dass die Kinder durch Puppen ersetzt worden waren.⁶

Aber Zündler rettete nicht nur Kinder aus der Creche, sondern sorgte auch dafür, dass viele Erwachsene aus der Schouwburg entfliehen konnten. Cilly Peiser-Levitus, die als Kind, zusammen mit ihrer Schwester Jutta, im November 1938 mit einem Kindertransport nach Amsterdam kam, wurde in der Creche zur Kinderpflegerin ausgebildet. Wie das gesamte jüdische Personal der Einrichtung wurde auch Cilly vorläufig von der Deportation freigestellt. Ihre Schwester wurde jedoch 1943 von den Nazis gefangengenommen und in die Schouwburg überführt. Cilly, die durch Zufall 1942 Mitarbeiterin des Juden-

rates⁷ geworden war, war verzweifelt, und in ihrer Not wandte sie sich an dessen Leiter, Walter Stüskind. Der empfahl ihr, Alfons Zündler um Rat zu fragen. Trotz ihrer Angst – schliesslich handelte es sich bei Zündler um einen SS-Mann, der auch ihr hätte gefährlich werden können – befolgte sie den Rat und sprach Zündler an. Dieser zögerte nicht und befahl, Cillys Schwester Jutta unverzüglich in die Creche bringen zu lassen.

Jutta erinnerte sich, dass ein Mann im Saal der Schouwborg erschien, der ihren Namen rief. Sie meldete sich, liess auf Anweisung ihre Habseligkeiten zurück und folgte ihm zum Ausgang. Dort waren zwei deutsche Bewacher postiert, die aber zu Juttas Erstaunen in eine andere Richtung blickten, als sie mit ihrem Begleiter die Schouwborg verliess.⁸ Um zu überprüfen, ob seine Anweisung tatsächlich ausgeführt worden war, suchte Zündler später am Tag die Creche auf. Nach dem Entkommen aus der Schouwborg gelang es Jutta, wie später ihrer Schwester Cilly, untertauchen.⁹

Alfons Zündler war in der Schouwborg verantwortlich dafür, dass die Zahl der ankommenden Juden mit derjenigen übereinstimmte, die mit dem nächsten Transport die Sammelstelle wieder verliessen. Waren die Menschen erst registriert, gab es so gut wie keine Möglichkeit, sie entkommen zu lassen. Wenn ihre Personalien jedoch noch nicht aufgenommen waren, war es Zündler, der wegsah und ihnen so die Flucht ermöglichte.

Wer aber war dieser SS-Unterscharführer? Was veranlasste ihn, den Menschen zu helfen? Alfons Zündler wurde am 31. Juli 1918 in Danzig, dem heutigen Gdansk (Polen), geboren. Sein Vater arbeitete bei der Bahn, seine Mutter war Hausfrau. Die Familie war streng katholisch. Mit 18 Jahren trat Alfons in den Dienst der Landespolizei. Nachdem im Jahre 1939 Danzig von Hitler wieder ins Deutsche Reich eingegliedert worden war, wurde das Polizeikorps von Danzig geschlossen in die Waffen-SS übernommen. Zündler wurde an die Front geschickt, wo er Ende 1940 schwer verwundet wurde. Ihn traf ein Schrapnell in die linke Lungenseite, welches nicht entfernt werden konnte. Die Verwundung zog einen längeren Aufenthalt im Lazarett und in verschiedenen Erholungsheimen nach sich.

Im Frühjahr 1942 wurde ihm als Kriegsverwundetem eine «leichte» Arbeit in Amsterdam bei der «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» zugewiesen. Zunächst war er als Bewacher dem Adama von Scheltemaplein zugeteilt, der ersten Sammelstelle für Juden in Amsterdam. Nachdem im Adama von Scheltemaplein die Registrierung durchgeführt worden war, erfolgte die Deportation zum Durchgangslager Westerbork, später weiter nach Auschwitz und Sobibor.¹⁰

Sam de Hond, ein ehemaliger holländischer Widerstandskämpfer, kann sich noch gut an seine erste Begegnung mit Zündler erinnern. De Hond, selbst Jude, war von den Deutschen beauftragt worden, den Jüdischen Rat bei seiner Arbeit zu unterstützen, um die Deportationen der Amsterdamer Juden zu beschleunigen. Als Zündler sich beim Adama von Scheltemaplein zum Dienst gemeldet und Hunderte von Juden gesehen habe, die dort auf ihren Transport warteten, habe er laut und deutlich «Scheisse» gesagt. Woraufhin es de Hond wagte, vor Zündlers Augen einer Frau mit zwei Kindern zur Flucht zu verhelphen. Nach de Hond's Aussage hat Zündler die Szene beobachtet, jedoch nicht reagiert, sondern ihnen gleichgültig den Rücken zugewandt.¹¹

Da Walter Süskind und anderen Mitarbeitern des Jüdischen Rates bekannt war, dass die Deportationen in die Todeslager führten, waren sie stets bemüht, einige der – zu Hunderten gefangen genommenen – Juden wieder freizubekommen. Bei der Kontrolle der frei zu lassenden Juden «verzählte» sich Zündler regelmässig. Dies blieb nicht unbemerkt. So wurde er schliesslich im Sommer 1942 wegen des Verdachts der Judenbegünstigung festgenommen. Wegen Mangels an Beweisen liess man jedoch die Anklage fallen.

Nachdem die Sammelstelle im Juli 1942 in die Schouwburg verlagert worden war, wurde Zündler dort erneut als Bewacher eingesetzt. De Hond kam dort noch häufig in Kontakt mit ihm. Er bestätigt, dass mit Wissen von Zündler Menschen aus der Schouwburg geschmuggelt worden sind. «Er stand in der Tür und ging einfach einen Schritt zur Seite.»¹² Für de Hond, der an vielfältigen Widerstandsaktionen beteiligt war, wurde es im Laufe der Zeit gefährlich. Bevor die Nazis ihn verhaften konnten, bekam er jedoch einen Hinweis von Zündler, so dass es ihm möglich war, zunächst unterzutauchen; spä-

ter wurde er jedoch gemeinsam mit seiner Ehefrau nach Auschwitz deportiert, konnte aber überleben. De Hond ist heute der festen Überzeugung: « [...] hätte es mehr Menschen wie ihn [Alfons Zündler; d. Verf.] gegeben, dann wären sicher keine sechs Millionen Juden ermordet worden.»¹³

Auch die Ehefrau von Jacques Swaab, einem ehemaligen Mitglied des Jüdischen Rates, berichtete von der Zusammenarbeit mit dem SS-Mann. Zündler sei regelmässig in ihre Wohnung gekommen, um mit ihrem Mann illegale Aktionen zu besprechen. Die Besuche bei den Swaabs seien kein Geheimnis gewesen. Meist sei er in Uniform gekommen, so dass der Verdacht aufkam, ihr Ehemann Jacques Swaab kollaboriere mit den Nazis. Zündler habe sogar einige Male seine SS-Uniform an Jacques Swaab ausgeliehen, damit dieser Juden gefahrlos aus der Schouwburg schmuggeln konnte.¹⁴

Am 4. Mai 1943 fanden Zündlers Aktionen ein jähes Ende. Seine Verhaftung an diesem Tag erfolgte laut eigenem Bekunden aufgrund einer Denunziation durch einen Juden. Am 30. Juli 1943 wurde er in Amsterdam wegen Verstosses gegen die Nürnberger Gesetze (Judenbegünstigung) zum Tode verurteilt. Nach dem Urteilsspruch überführte man ihn umgehend in das Straflager der SS und Polizei (nicht in das Schutzhaftlager KZ) in Dachau. Er erfuhr erst am 15. September 1943, dass die Todesstrafe in eine – im Straflager zu verbüssende – zehnjährige Haftstrafe umgewandelt worden war. Im Februar 1945 wurde Zündler der Strafeinheit Dirlwanger zugeteilt. Zunächst kam er nach Dublowitz in der Nähe von Pilsen, später wurde er an die Front versetzt. Nachdem er aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen worden war, liess er sich in München nieder.¹⁵

Für Alfons Zündler begann nun eine schwierige Zeit. Als ehemaliger SS-Mann musste er die Entnazifizierung über sich ergehen lassen. Seine Versuche, zu beweisen, dass er früher bei der Polizei in Danzig tätig und unfreiwillig in die Waffen-SS gepresst worden war, blieben zunächst ohne Erfolg. Seine Heimatstadt Danzig war mittlerweile von den Sowjets besetzt und dem Staatsgebiet Polens angegliedert worden. Er hatte deshalb keine Möglichkeit, seine Aussage zu belegen. Erst Anfang der 50er Jahre konnten seine Angaben bestätigt werden. Er wandte sich auch an die holländischen Behörden, um eine

Kopie seiner damaligen Prozessakte im Zusammenhang mit dem gegen ihn ergangenen Todesurteil zu erhalten. Doch ausser der Mitteilung, seine Bitte würde bearbeitet, bekam er keine Informationen aus Holland.

Auf die Entnazifizierung folgte keine Gefängnisstrafe; denn ausser der Mitgliedschaft in der Waffen-SS konnte ihm nichts vorgeworfen werden. Durch die Verwundung, die er sich zu Beginn des Krieges zugezogen hatte, war Zündler nun Halbinvalide. Gebrandmarkt als ehemaliger SS-Mann, gelang es ihm erst 1954, eine Anstellung als Lagerarbeiter zu bekommen. Nach einem Unfall im Jahr 1958 zerriss der Granatsplitter, der noch immer in seinem Körper steckte, seine Lunge. Auch verlor er auf der linken Seite sein Gehör und lag jahrelang in einem Korsett. Dieser Unfall machte ihn zum Vollinvaliden.¹⁶

Nach dem Krieg kehrte eine Anzahl der von Zündler geretteten Juden nach Amsterdam zurück, um ihm zu danken. Es kursierten aber Gerüchte, die besagten, dass Zündler nicht mehr am Leben sei. Bei einem Gerichtsverfahren im Zusammenhang mit den Verbrechen der Nationalsozialisten sagte eine gewisse Luise Rothschild aus, Zündler sei nach dem Todesurteil in ein KZ gebracht worden und dort verstorben. Auch die holländischen Historiker Loe de Jong und Jacques Presser gaben an, Zündler sei tot. Laut de Jong starb Zündler an der Ostfront, an die er nach seiner Verurteilung strafversetzt worden war. Presser hingegen behauptete, er sei in einem KZ umgekommen.¹⁷

Erst Anfang der 90er Jahre fand die holländische Journalistin Elma Verhey heraus, dass Zündler in München wohnte. Sie reiste dorthin und traf dort auf einen schwer kranken Mann. Auf ihre Fragen, warum er Juden gerettet habe, äusserte er: «Von den Gaskammern wusste ich damals nichts, aber ich fragte mich schon, was Hitler im weiten Polen mit all den alten und gerade auch mit den ganz jungen Juden vorhatte. Und die Art und Weise, wie die Juden behandelt wurden! So gemein und so brutal.»¹⁸ Zündler taten die Menschen einfach Leid. Er handelte aus Mitgefühl: «Bin ich nicht ein Mensch? Habe ich nicht ein Herz?»¹⁹ Dieses Menschenbild, das ihn zum Retter werden liess, wurde sicherlich auch durch seine christliche Erziehung geprägt.

Im März 1993 veröffentlichte Elma Verhey die Geschichte von Alfons Zündler.²⁰ Nun meldeten sich zahlreiche, von Zündler gerettete Juden. Sogar

aus Australien trafen Berichte ein. Diese Aussagen wurden an die Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem weitergeleitet. Ungefähr 20 Personen gaben an, Zündler habe ihnen geholfen. Jo Michman, Mitarbeiter im Komitee von Yad Vashem, bestätigte, es gebe unumstößliche Beweise, dass Zündler zumindest «Dutzenden» von Juden das Leben gerettet habe.²¹ Daraufhin gab die Gedenkstätte in Jerusalem im Herbst 1993 bekannt, sie wolle Zündler auszeichnen.

Kurz darauf meldete sich ein Komitee «Keine Ehrung für SS-Mann Zündler» zu Wort, um die Auszeichnung zu verhindern. Dabei beriefen sich die Mitglieder auf negative Aussagen jüdischer Augenzeugen bezüglich Zündlers Verhalten während seines Dienstes in der Schouwborg. Es wurde behauptet, Zündler habe nur gegen Geld und sexuelle Dienstleistungen Juden gehenlassen. So berichtet Ralph Polack, der für den Jüdischen Rat in der Schouwborg tätig gewesen war, Zündler sei ständig betrunken gewesen. Er habe ihn, Polack, immer losgeschickt, um im Laden an der Ecke Schnaps zu kaufen. Wenn Zündler dann betrunken gewesen sei, habe er, Polack, Menschen aus der Schouwborg geschmuggelt. Meistens habe Zündler nicht gewusst, was Polack getan habe. Manchmal habe er auch einfach nicht hingeschaut. Auch habe Zündler oft junge Mädchen mit in sein Zimmer genommen. Einmal habe er eine Freundin Polacks «geschnappt» und gesagt, sie solle mit ihm nach oben kommen, danach würde er sie freilassen.»²²

Polack konnte jedoch bis heute seine Aussagen nicht von weiteren Zeugen bestätigen lassen. Insgesamt gingen etwa zehn Aussagen in Yad Vashem ein, die sich gegen eine Auszeichnung Zündlers richteten. Im weiteren Verlauf kam es zu einer Eskalation des Konflikts. Die Zeuginnen, die angaben, durch Zündler gerettet worden zu sein, wurden sogar als «Zündlers Huren» diffamiert. Auch die Integrität der Journalistin Elma Verhey, die Zündler in München ausfindig gemacht hatte, wurde angezweifelt.²³

Sam de Hond, der persönlich keinerlei Vorteile von Zündlers Rettungsaktionen hatte – er wurde gemeinsam mit seiner Ehefrau nach Auschwitz deportiert –, erklärte, er könne sich nicht erinnern, dass Zündler jemals für seine Taten entlohnt worden sei.²⁴ Die Jüdin Carla Kaplan-Gobitz berichtete von einer Razzia, an der auch der SS-Mann Zündler teilgenommen haben soll: «In dem Augenblick, als das Auto anhielt, wussten wir [...]. Ich nahm die Blumen

aus der Vase und kniete mich hin. Ich bat den Deutschen (es war Zündler), der in das Zimmer trat: ‚Bitte, bitte, nehmen Sie uns nicht mit!‘ Er sagte zu mir: ‚Das musst du die da bitten!‘ und deutete auf die schwarze Polizei [holländische ‚schwarze‘ Polizei, Nazi-Kollaborateure, d. Verf.]. Ich ging also nach oben, um meinen kleinen Bruder aus dem Bett zu holen, und als ich ihn nach unten begleitete, gab mir Zündler zu verstehen, ich sollte dem Buben die Strümpfe anziehen. Meine Mutter fragte, wieso das Kind Strümpfe braucht, wenn wir eh alle umgebracht werden, und Zündler beruhigte sie, dass er das alles in Ordnung bringen werde.»²⁵

Während dieser Geschehnisse hielt sich Carlas Vater bei einem Nachbarn auf. Als er zurückkam und den Garten betrat, sei Zündler hinausgerannt, habe ihm den Judenstern von der Jacke gerissen, die Jacke beiseite gelegt und ihn angeschrien: «Christen haben hier nichts zu suchen!» Die übrige Familie wurde in die Schouwburg abtransportiert. Dort soll Zündler dafür gesorgt haben, dass sie nicht registriert wurden. Später habe er die Familie heimlich aus dem Gebäude gebracht. Die meisten Mitglieder der Familie von Carla Kaplan-Gobitz haben den Holocaust überlebt.²⁶

Der Streit um die Auszeichnung Alfons Zündlers spaltete die jüdische Gemeinde in Holland. Die Rettung jüdischer Menschen wurde auch von den «Ehrungsgegnern» nicht in Frage gestellt. Entscheidend für ihre Argumentation war jedoch die Tatsache, dass Zündler ein Angehöriger der SS war. Der SS-Mann Zündler hatte aus ihrer Sicht durch seinen Dienst dazu beigetragen, dass Tausende anderer Menschen in die Vernichtungslager transportiert werden konnten.

Zweiundzwanzig Juden, die von Zündler gerettet worden waren, unter ihnen auch Carla Kaplan-Gobitz und deren Familie, überreichten Zündler zu seinem 75. Geburtstag im Namen aller von Zündler geretteten Juden eine Goldmedaille. Zu seinen Ehren pflanzten sie in Israel 75 Eichen.

Die offizielle Ehrung durch Yad Vashem blieb jedoch aus. Dies erstaunt umso mehr, da nie bewiesen werden konnte, dass Zündler für seine Rettungsaktionen entlohnt worden ist. Unbestritten ist dagegen, dass sehr viele Juden diesem SS-Mann ihr Leben verdanken. In diesem Zusammenhang behauptete der Historiker Jo Michman, das Amsterdamer Anti-Zündler-Komitee habe ge-

droht, keine finanziellen Mittel mehr an Yad Vashem zu überweisen, falls Zündler die Medaille erhalte.²⁷

Alfons Zündler starb am 14. Januar 1996 im Alter von 77 Jahren. Bei der Trauerfeier, die am 18. Januar stattfand, erwiesen ihm auch Überlebende des Holocaust die letzte Ehre. Cilly Peiser-Levitus würdigte den Verstorbenen unter anderem mit folgenden Worten:

«Charakteristisch für ihn war, dass er auch nach dem Krieg niemals Anerkennung oder gar Dankbarkeit erwartete. Für ihn war es selbstverständlich gewesen, so gehandelt zu haben, wie er gehandelt hat. Und wir dachten, er sei nicht mehr am Leben! Desto mehr freut es uns, dass er in seinen letzten Jahren die Krönung seines Lebens erfahren hat. Anerkennung, Dankbarkeit und Liebe kamen aus allen Erdteilen. Alfons Zündler hat eine grosse Aufgabe im Leben erfüllt. Unter Gefahr für sein eignes Leben hat er Hunderte Menschen vor dem Tod gerettet. Wir und unsere Nachkommen werden Alfons Zündler nicht vergessen.»²⁸

Anmerkungen

- 1 Corinna Pless, «Im Porträt: Ein altes, jüdisches Viertel in Amsterdam». Hörfunksendung des SWR 2, Redaktion Eckpunkt, Erstsendung am 27. März 2001.
- 2 Siehe den Presseartikel von Elma Verhey, Alfons Zündler – Der gute SS-Mann, in: «Vrij Nederland», 20. März 1993.
- 3 Pless, Porträt [wie Anm. 1].
- 4 Dick Walda, Lex van Weren, Trompethist in Auschwitz. Herinneringen van Lex van Weren, Amsterdam 1980.
- 5 Dies bestätigen unter anderem Sam de Hond, der von Beginn an im jüdischen Widerstand war, sowie Frau Swaab, die Witwe von Jacques Swaab, einem Mitglied des Jüdischen Rates. Siehe dazu Verhey, Zündler [wie Anm. 2].
- 6 Pless, Portrait [wie Anm. 1].
- 7 Der Joodse Raad (Judenrat) war mit der Organisation der Transporte beauftragt.
- 8 Persönliche Aufzeichnung von Jutta Levitus (unveröffentlicht, im Besitz von Frau Cilly Peiser).
- 9 Gespräch der Autorin mit Cilly Peiser-Levitus im November 2001.
- 10 Vgl. den Artikel «The nicest SS man imaginable», in: «The Times», London, 4. Juni 1994.
- 11 Ebd.
- 12 Verhey, Zündler [wie Anm. 2].
- 13 Ebd.
- 14 Ebd.
- 15 Vgl. das Interview von Hans-Günter Richardi, Alfons Zündler – ein «Schindler» in Mün-

- chen, SZ-Interview mit einem ehemaligen SS-Mann, der 400 Juden vor dem Tod bewahrte, in: «Süddeutsche Zeitung» vom 6. April 1994.
- 16 Verhey, Zündler [wie Anm. 2].
- 17 Artikel aus der «Times» [wie Anm. 10].
- 18 Ebd.
- 19 Ebd.
- 20 Verhey, Zündler [wie Anm. 2].
- 21 Artikel aus der «Times» [wie Anm. 10].
- 22 Siehe den Artikel «Will honoring SS guard dishonor Yad Vashem?» In: «The Jerusalem Post», International Edition, vom 4. Juni 1994.
- 23 Artikel aus der «Times» [wie Anm. 10].
- 24 Ebd.
- 25 Artikel aus der «Süddeutschen Zeitung» [wie Anm. 15].
- 26 Artikel aus der «Times» [wie Anm. 10].
- 27 Siehe den Artikel von Siggi Weidemann, «Keine Ehrung für SS-Mann. Der Retter ist nicht gut genug.» In: «Süddeutsche Zeitung» vom 10. Januar 1995.
- 28 Cilly Peiser-Levitus in einer Rede bei der Bestattung Alfons Zündlers (unveröffentlichte Aufzeichnungen von Cilly Peiser-Levitus).

Die ärztliche Ethik hochgehalten Der Militärarzt Dr. Christian Spiering im deutsch besetzten Norwegen

von Alexander Neumann

«Ich hoffe, dass Sie viele Menschenleben retten können im Gegensatz zu Ihren Landsleuten. Viel Glück!» Diese Worte, die eine junge Norwegerin in Kenntnis seiner Tätigkeit als Militärarzt 1940 beim «Fraternisieren» in das Tagebuch von Christian Spiering schrieb, erwiesen sich als geradezu prophetisch, denn der deutsche Soldat sollte sich während der deutschen Okkupation Norwegens nicht nur für ukrainische Zwangsarbeiterinnen einsetzen, sondern auch einem jüdischen Kollegen zur Flucht verhelfen.

Christian Spiering wurde am 16. Dezember 1913 in Perleberg (Westprignitz) geboren und besuchte dort Volksschule und Gymnasium, bevor er sich zu einem Medizinstudium entschloss. Diese Entscheidung lag umso näher, als sein Vater Allgemeinmediziner war. Ab 1932 studierte er in Rostock, Würzburg und Berlin, wo er 1934 in die Militärärztliche Akademie eintrat.¹ Bereits zu dieser Zeit zeigte sich Spierings individualistisches und unangepasstes Verhalten, das sich vor allem gegen strenge Regeln und feste Hierarchien richtete. So trat er in Würzburg zwar einer Studentenverbindung bei, doch wurde er bald ausgeschlossen, weil er gegenüber einem Bundesbruder aus reichem Hause auf der Rückzahlung von 20 Mark bestanden hatte und mit Ärger drohte, falls dieser ihm das Geld nicht zurückgebe. Auch beim Militär wurde er als «schwierig» eingestuft, weil er ihm unsinnig erscheinende Befehle hinterfragte.² Als ihm von einem vorgesetzten Militärarzt verständlich gemacht wurde, dass er mit dieser Einstellung bei der Wehrmacht nicht weit kommen werde, stellte Spiering einen Antrag auf Ausscheiden aus dem Dienst aus «plötzlich geänderten häuslichen Verhältnissen», dem im März 1939 stattgegeben wurde.³

Zwar arbeitete Spiering zunächst als ziviler Arzt in der Tuberkulose-Heilanstalt in Treuenbrietzen und in den Frauenkliniken in Berlin und Potsdam, doch wurde er im Februar 1940 wieder zur Wehrmacht eingezogen.⁴ Bis zum Mai desselben Jahres war er in Potsdam bei einem Artillerie-Regiment stationiert, bevor er nach Norwegen versetzt wurde, das seit April 1940 im Rahmen des militärischen Unternehmens «Weserübung» von deutschen Truppen besetzt worden war.⁵

Bereits kurz nach seiner Ankunft in Oslo kam Spiering in Kontakt mit der norwegischen Bevölkerung. Seine ersten Wörter Norwegisch lernte er beim Kontakt mit norwegischen Mädchen, von denen eine die eingangs zitierten Worte in sein Tagebuch schrieb. Im Juni 1940 wurde er zunächst zum Divisionsstab nach Lillehammer verlegt, im folgenden Monat dann zu einem Grenadier-Regiment nach Brandbu versetzt, wo er durch seine ärztliche Tätigkeit wieder mit der Bevölkerung zu tun hatte und deswegen gezielt bei einer alten Frau, die in seiner Nähe wohnte, die Sprache des Landes erlernte.

Über die Stationen Oslo und Narvik erreichte Spiering im Mai 1941 Tromsø, wo er aus aktuellem Anlass als Tuberkulosespezialist das dortige Hospital übernahm. Mit den norwegischen Kollegen verband den deutschen Militärarzt nach eigenen Angaben ein gutes Verhältnis. Schon in Tromsø wurde er mit der Verfolgung politischer Gegner des NS-Regimes konfrontiert: Im Juni 1941 wurden alle acht jüdischen Einwohner verhaftet. Mit seinen Kollegen traf sich Spiering noch einmal während seiner anschließenden Tätigkeit als Truppenarzt. Dabei äusserten sie sich ihm gegenüber offen und kritisch über die zunehmende Nazifizierung im Land.⁶ Ab Juni 1942 wurde der inzwischen in den militärischen Dienstrang eines Oberarztes beförderte Spiering nach Hammerfest zum Festungsbataillon 659 versetzt.⁷ Dort sollte er neben der Tätigkeit als Bataillonsarzt auch die medizinische Versorgung der Heeresküstenbatterien übernehmen und sich als Standortarzt von Hammerfest um die Stadthygiene kümmern, wozu er als Tuberkulose-Facharzt prädestiniert war. Seine Spezialkenntnisse auf diesem Gebiet verschafften ihm einen Sonderstatus und Ansehen bei der Sanitätskompanie, da die Lungentuberkulose ein immer grösseres Problem der deutschen Sanitätsführung wurde. Auf Bitten des deutschen Leiters der Filetfabrik Vertilo AG übernahm Spiering zusätzlich die

ärztliche Betreuung der dort beschäftigten Arbeiter,⁸ die immer wieder entlaust werden mussten.⁹

Neben militärstrategischen Überlegungen spielten nämlich vor allem ökonomische Interessen in den Planungen der deutschen Besatzer eine zentrale Rolle, da die «Eingliederung Norwegens in den grossdeutschen Wirtschaftsraum eine nennenswerte Ausweitung des deutschen Wehrwirtschaftspotenzials» zur Folge hatte.¹⁰ Besondere Bedeutung erlangte dabei die Fischwirtschaft. Vor dem deutschen Überfall fing die moderne norwegische Flotte jährlich ungefähr eine Million Tonnen Fisch. Norwegen war damit die viertgrösste Fischereination der Welt. Wegen des niedrigen Fischpreises fehlte allerdings das Geld für notwendige Investitionen, vor allem für dringend benötigte Konservierungsanlagen.¹¹ Schon vor der Okkupation besass der deutsche Fischgrosshandel einen grossen Einfluss im Land, da er ungefähr ein Drittel des Fisches abnahm und in die Fischkonservierung investierte, die durch die enorme Strecke von den Fanggründen in Norwegen bis zu den Absatzmärkten in Mitteleuropa erforderlich war.¹² Eine der deutschen Firmen war die aus 400 mittelständischen Händlern bestehende Vereinigte Tiefkühlgesellschaften Lohmann & Co (Vertilo), die seit Anfang 1941 eine Tiefgefrieranlage in Hammerfest betrieb.¹³

Die deutschen Behörden, die vor allem an der Versorgung der im Land befindlichen deutschen Truppen und am Export ins Reich interessiert waren, intensivierten die Ausbeutungsstrategie.¹⁴ Wegen des Arbeitermangels und der schlechten Disziplin der norwegischen Arbeiter in den Fischwerken wurden bereits Anfang 1941 dänische Freiwillige eingesetzt. Ab August desselben Jahres gingen die deutschen Behörden zum Einsatz von «Ostarbeitern» und Kriegsgefangenen über. In diesem Zusammenhang wurden auch ukrainische Zwangsarbeiterinnen zur Vertilo nach Hammerfest überstellt. Deren Behandlung wurde durch eine Verordnung geregelt, die nahezu identisch mit der reichsdeutschen «Ostarbeiterverordnung» vom 30. Juni 1942 war.¹⁵ So besass die deutsche Besatzungsmacht gegenüber den «Ostarbeiterinnen» eine weit aus grössere Verfügungsgewalt als auf die «normalen» Arbeitskräfte.¹⁶

Ende Juli kamen zunächst 150 Frauen aus der Ukraine nach Hammerfest. Gemäss der Vereinbarung zwischen der Werksleitung und der Wehrmacht wurden sie vom deutschen Standortarzt medizinisch versorgt. Zu seiner Un-

terstützung forderte dieser eine deutsche Krankenschwester an, da er die Arbeit in der Fabrik nicht alleine übernehmen konnte. Zeitgleich mit der Krankenschwester Konstanze Murken, die später die Ehefrau von Christian Spiering werden sollte, trafen weitere 150 Ukrainerinnen ein.¹⁷

Die insgesamt also 300 Arbeiterinnen litten vor allem unter der ungewohnten Kälte. Die meisten besaßen nur Sommerkleidung und hatten kein festes Schuhwerk. Spiering besorgte aus eigenem Antrieb 150 Mäntel und beantragte bei den zuständigen Stellen je zwei Paar Holzschuhe, was im Reichskommissariat auf Ablehnung stieß. Eigentlich stand jeder Arbeiterin nur ein Paar Schuhe zu. Mit dem Hinweis auf die drohende Seuchengefahr konnte Spiering seine Forderung jedoch durchsetzen.¹⁸

Die Arbeiterinnen mussten häufig ärztlich versorgt werden, denn die harte Arbeit in der Fabrik war kräfteraubend und gefährlich. Viele Frauen litten unter rheumatischen Erkrankungen in Folge der Arbeit in Nässe und Feuchtigkeit, die Spiering mit Hilfe eines Lichtkastens behandelte.¹⁹ Noch schwerwiegender waren die Schnitt Verletzungen durch die Filetiermaschinen. Sie wurden von Spiering mit Sulfonamiden und Eigenblutinjektionen behandelt; bei schlimmeren Verletzungen kamen die Frauen zu einem norwegischen Chirurgen ins städtische Krankenhaus.

Spiering setzte sich für den Abtransport arbeitsunfähiger Frauen ein, die den Belastungen der harten Arbeit und des rauen Klimas nicht gewachsen waren. Nach Aussage der Vertilo drängte er diesbezüglich auf eine rasche Entscheidung, da er «eine Verantwortung bei weiterem Aufenthalt in Hammerfest» ablehnte.²⁰ Unter den Betroffenen befanden sich drei schwangere Ukrainerinnen, die Spiering unter Hinweis auf die geltenden Gesetze arbeitsunfähig schrieb. Er schlug wegen der ungünstigen klimatischen und hygienischen Zustände und der anstrengenden Arbeitsbedingungen vor, die schwangeren Frauen entweder nach Deutschland oder in die Ukraine zu bringen, damit sie dort nach der Entbindung unter besseren Bedingungen weiterbeschäftigt werden könnten.²¹ Im Amt des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz befahl man jedoch den Verbleib der Schwangeren in Norwegen,²² so dass diese weiterhin unter den ungünstigen Verhältnissen leben und arbeiten mussten.²³

Auch in anderen Fällen plädierte Spiering aus ärztlicher Sicht für den Abtransport in die Heimatländer oder nach Deutschland, da sich die Erkrankun-

gen der Arbeiterinnen unter den vorherrschenden Verhältnissen verschlimmert hätten und mit den vorhandenen Mitteln nicht zu beheben seien.²⁴ Für den 28-jährigen Militärarzt stand also nicht die totale Ausnutzung der Arbeitskraft der Zwangsarbeiterinnen im Vordergrund, sondern ärztliche Kriterien und eine menschliche Behandlung. Sein Bemühen um ihre Gesundheit dankten die osteuropäischen Frauen unter anderem mit einem kleinen Fest für Christian Spiering und Konstanze Murken, die immer wieder die Frauen mit Medikamenten versorgte.

Der Einsatz für die Arbeiterinnen blieb den deutschen Behörden nicht verborgen. So wurde Spiering Anfang 1943 vom Gestapo-Chef in Hammerfest vorgeladen unter dem Vorwurf der zu menschlichen Behandlung der Ostarbeiterinnen, die nur zur Ausbeutung ihrer Wirtschaftskraft nach Norwegen geholt worden waren. Spiering äusserte sich nicht zu den Vorwürfen, ebenso wie seine zukünftige Frau, die ebenfalls vorgeladen wurde. Beide änderten jedoch ihr Verhalten gegenüber den Zwangsarbeiterinnen nicht.²⁵

Nachdem Konstanze Murken wegen chronischer Mandelentzündung das Land im Mai 1943 hatte verlassen müssen, beschwerten sich die Frauen über die strengere Behandlung durch eine ältere Krankenschwester, die als Ersatz nach Hammerfest geholt worden war. Nachdem der Betriebsleiter Spiering noch einmal eine zu menschliche Behandlung der Arbeiterinnen vorgeworfen hatte, gab dieser seine Tätigkeit auf, da er sich angesichts der massiven Widerstände nicht imstande sah, den Arbeiterinnen wirklich zu helfen. Die Weigerung schien keine Konsequenzen nach sich gezogen zu haben. Von Disziplinarmaßnahmen gegen Spiering ist jedenfalls nichts bekannt.

Um sein Bemühen um die Gesundheit der Ostarbeiterinnen richtig einschätzen zu können, muss man sich die bei Zwangsarbeiterinnen übliche medizinische Versorgung vor Augen führen, die nicht einmal als zweitklassig zu bezeichnen war. Durch zahlreiche Kann-Bestimmungen besaßen die Betriebe und Ärzte einen immensen Handlungsspielraum, so dass sie die ärztliche Behandlung in der Regel aus ökonomischen und ideologischen Gründen auf die nötigsten Massnahmen beschränkten.²⁶ Solange die Arbeitsfähigkeit irgendwie gesi-

chert war, interessierte die Gesundheit kaum. Ärztliche und ökonomische Interessen waren dabei nur schwer miteinander vereinbar, und so muss jeder Arzt danach beurteilt werden, inwieweit er an seinem hippokratischen Eid und den ethischen Anforderungen seines Berufsstandes festhielt. Spiering hatte durch seine Tätigkeit in Norwegen den Ruf eines Arztes gewonnen, der seine ärztliche Ethik über die «Kriegsnotwendigkeiten» stellte.

Neben seiner Tätigkeit in der Fischfabrik erledigte Spiering seine üblichen militärärztlichen Aufgaben, wobei er zum zweiten Mal mit der Verfolgung von Juden konfrontiert wurde. Eines Tages im Herbst 1942 wurde ihm nämlich mitgeteilt, er solle am nächsten Tag auf Befehl des Reichskommissars den jüdischen Arzt Hugo Adler auf Transporttauglichkeit untersuchen. Hugo Adler war zusammen mit seiner Frau und seinem Sohn vor der deutschen Besetzung aus der Tschechoslowakei nach Norwegen geflohen,²⁷ wo er zunächst in Oslo lebte und dann in Talvik in einem Tuberkulosekrankenhaus arbeitete. Im Herbst 1942 wurde er von der Gestapo verhaftet und zunächst zu deren Hauptquartier nach Hammerfest gebracht.²⁸

Vor dem Krieg war die jüdische Gemeinde Norwegens mit ungefähr 1'400 Mitgliedern eine der kleinsten in Europa. Durch die Aufnahme von Flüchtlingen aus Ost- und Mitteleuropa stieg die Zahl bis zum deutschen Überfall jedoch auf circa 1'800 Jüdinnen und Juden an.²⁹ Sie konnten sich lange Zeit in Norwegen sicher fühlen, denn zunächst stand die «Judenfrage» nicht im Vordergrund der Tätigkeit der Besatzungsbehörden, da sie eine Unruhe in der norwegischen Bevölkerung verhindern wollten. Nur von April bis September 1940 kam es vor allem gegen die Flüchtlinge zu einzelnen Pogromen, die von antisemitischen Kreisen in der norwegischen Bevölkerung und lokalen SS-Führern organisiert wurden.³⁰ Danach folgte eine Phase der relativen Ruhe bis zum Juni 1941. Daher verkannte die jüdische Bevölkerung die drohende Gefahr. Die widersprüchlichen Massnahmen der deutschen und norwegischen Dienststellen trugen ebenfalls zur Verwirrung bei.³¹

Mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion und der Ernennung des norwegischen NS-Führers Vidkun Quisling zum Ministerpräsidenten verschärfte sich das Vorgehen gegen die Jüdinnen und Juden. Fast alle jüdischen

Männer in Nordnorwegen wurden verhaftet und für neun Monate in einem Konzentrationslager interniert.³² Diese Verhaftungen erlebte Christian Spiering in Tromsø mit. Allerdings wurden viele der Inhaftierten wieder freigelassen, so dass die Juden glaubten, trotz der zunehmenden antisemitischen Politik das Schlimmste bereits überstanden zu haben – ein Trugschluss, wie sich bald herausstellen sollte.

Ab Oktober 1942 – zum Zeitpunkt der Begegnung zwischen Christian Spiering und Hugo Adler – erfolgten in Norwegen grosse Massenverhaftungen mit anschliessenden Deportationen in die Vernichtungslager im Rahmen der «Endlösung». Am 26. Oktober wurden alle jüdischen Männer ab 15 Jahren verhaftet,³³ einen Monat später auch die Frauen und Kinder. Zwischen November 1942 und Februar 1943 wurden vier Transporte über Stettin direkt nach Auschwitz durchgeführt.³⁴ Von den 759 Deportierten überlebten nur 25.³⁵

Zurück zu den Ereignissen in Hammerfest. Über sie gibt es zwei Versionen – eine von Christian Spiering und eine vom Sohn des geretteten Juden, der als kleiner Junge die Geschehnisse in Norwegen miterlebt hatte. Beide Versionen weichen zwar in einigen Punkten voneinander ab, die Grundzüge sind jedoch gleich: Nach der Mitteilung über die Untersuchung des jüdischen Arztes Hugo Adler am nächsten Tag wurde Spiering am Abend auf dem Weg vom Lazarett in seine Wohnung an der Meridiansäule in Hammerfest von einer Frau angesprochen, die sich als Adlers Ehefrau zu erkennen gab und mit dem deutschen Militärarzt ein Gespräch beginnen wollte. Nach Spierings eigenen Angaben verweigerte er aus Furcht vor Konsequenzen das Gespräch, zumal er sich bereits Gedanken hinsichtlich der Untersuchung gemacht hatte und in einem Gespräch auf offener Strasse keine Hilfe sah.³⁶ Nach Angaben des Sohnes von Hugo Adler, Jakov Adler, der allerdings an diesem Abend nicht mit seiner Mutter unterwegs gewesen war, kam es zu einem Gespräch zwischen ihr und Spiering, in dessen Verlauf sie den Deutschen überzeugen konnte, ihrem Mann zu helfen, nicht zuletzt mit dem Hinweis, dass er nicht wissen könne, wie der Krieg ende und diese Tat ihm so noch zum Vorteil gereichen könne.³⁷ Die Plausibilität spricht eher für die erste Variante, da ein deutscher Soldat in der Öffentlichkeit in der Gefahr stand, beobachtet zu werden. Gerade in einer

heiklen Situation am Vorabend einer wichtigen Entscheidung ist anzunehmen, dass sich Christian Spiering besonders vorsichtig verhielt.

Am nächsten Tag wurde Hugo Adler in Begleitung eines Gestapo-Beamten zu Spiering gebracht, der zur Untersuchung alle seine Sanitätsdienstgrade aus dem Zimmer schickte. Nachdem sich die beiden Mediziner, die Spezialisten auf dem gleichen Gebiet waren, gegenseitig vorgestellt hatten³⁸ und die Untersuchung im Gange war, warnte Spiering seinen Patienten vor den Konsequenzen der Verhaftung und empfahl ihm unterzutauchen. Zu diesem Zweck wolle er ihn transport- und haftunfähig schreiben. Da Adler kein Röntgenbild mitgebracht habe und Spiering über kein Röntgengerät verfügte, solle Adler sich nach seiner Rückkehr in seine Klinik eines selbst anfertigen. Als Tuberkulosefacharzt wisse Adler, wie er ein Röntgenbild zu fälschen habe, so dass es aussehe, als leide er an schwerer Lungentuberkulose. Nach dieser kurzen Unterredung habe er ihn aus dem Zimmer geschickt.³⁹ Danach sind sich die beiden nie wieder begegnet.⁴⁰

Adler kehrte nach der Untersuchung in Hammerfest nach Talvik zurück, fälschte ein Röntgenbild mit Hilfe befreundeter norwegischer Ärzte und konnte sich so unter dem Verweis auf seine Transportunfähigkeit schützen.⁴¹ Tagsüber lag er als Patient im Bett, nachts arbeitete er im Krankenhaus, immer auf der Hut vor Razzien der deutschen Behörden. Die Patienten des Krankenhauses und die Bevölkerung von Talvik wussten über den wahren Zustand Dr. Adlers Bescheid,⁴² aber keiner denunzierte ihn. Durch den Kriegsverlauf wurde die Situation in Nordnorwegen 1944 immer schwieriger. Um der drohenden Zwangsdeportation zu entgehen, flüchtete die Familie Adler mit Hilfe der norwegischen Untergrundbewegung nach Schweden, wo sie das Ende des Krieges erlebte.⁴³

Über den norwegischen Untergrund muss Adler auch über Spierings weiteres Schicksal informiert gewesen sein. Denn als dieser im Juli 1944 wegen einer abfälligen Bemerkung über den Krieg zehn Tage lang verschärften Arrest verbüßte,⁴⁴ schien die Möglichkeit gekommen zu sein, sich zu revanchieren: Spiering fand eines Tages einen kleinen Kassiber in einer Ritze seiner Tür, in dem Adler Spierings riskanten Einsatz für sein Leben bestätigte und deshalb – in Verkennung der Tatsache, dass Spiering in einem deutschen Gefängnis sass – die norwegischen Behörden bat, ihm jede Hilfe und Schutz zu-

teil werden zu lassen.⁴⁵ Spiering hat nach eigenen Angaben den Zettel sofort vernichtet, was plausibel klingt, denn wäre dieser von den deutschen Behörden gefunden worden, hätte es für ihn schlimme Konsequenzen haben können.⁴⁶ In ähnlichen Fällen wurden Besitzer von solchen Bescheinigungen zum Tode verurteilt.⁴⁷

Wie ist nun das Verhalten Spierings einzuschätzen? Welche Gefahren und Risiken ging er ein? Warum half er überhaupt?

Spiering wusste nach eigenen Angaben um die Behandlung der jüdischen Bevölkerung im «Dritten Reich» und konnte so ahnen, welches Schicksal seinem jüdischen Kollegen bevorstand, das heisst zumindest eine Internierung, wenn nicht gar die Ermordung. Ausserdem wollte Spiering nach seinen bisherigen Erfahrungen mit den Zwangsarbeiterinnen verhindern, «dass diese verdammte Gestapo einen Juden ans Messer lieferte». Er wollte als Arzt «nicht an einem Mord beteiligt sein», zumal er bereits nach dem Überfall der Deutschen auf die Sowjetunion nach eigenen Angaben den negativen Ausgang des Krieges prophezeit hatte.⁴⁸ Seine Unterstützung für einen jüdischen Kollegen war vor dem Hintergrund der vorherrschenden aggressiv-antisemitischen Stimmung in der Ärzteschaft und im Militär aber nicht selbstverständlich. Gerade junge Mediziner hegten aus ökonomischen und sozialen Gründen oft einen tiefen Hass gegen ihre jüdischen Konkurrenten.⁴⁹

Von Vorteil war es auch, dass Spiering sich recht spontan entscheiden musste. Zwischen der Benachrichtigung durch die Gestapo und der Untersuchung lagen nur ein Abend und eine Nacht. So musste er eine Entscheidung «aus dem Bauch heraus» treffen, ohne sich über die Konsequenzen klar zu werden. Andererseits hatte Spiering genug Zeit, um alle berechenbaren Eventualitäten auszuschliessen und die Risiken zu minimieren: Wie er richtig angenommen hatte, besass Adler kein Röntgenbild, die deutschen Behörden forderten auch nicht die Erstellung eines solchen, da das Lazarett nicht über ein eigenes Röntgengerät verfügte und der norwegische Röntgenologe nicht in die Untersuchung einbezogen werden sollte.⁵⁰ So war die Vortäuschung einer Tuberkulose recht einfach zu bewerkstelligen. Da Spiering durch seine bisherige erfolgreiche Tätigkeit als Militärarzt das Vertrauen der deutschen Dienststellen besass – zumindest was die ärztlichen Diagnosen anging –, vertrauten diese

auch in diesem Fall auf sein Urteil, auch wenn kein Röntgenbild vorlag. Förderlich für den Erfolg des Täuschungsmanövers war die fast panische Furcht der deutschen Dienststellen vor der Verbreitung von Tuberkulose unter den deutschen Soldaten und der Zivilbevölkerung. Nur so ist zu erklären, warum die Gestapo ihren Gefangenen Adler auf Transporttauglichkeit untersuchen liess. Man wollte unter allen Umständen verhindern, dass es zu einer epidemischen Ausbreitung der Tuberkulose kam, die ohnehin schon die Schlagkraft der Truppe wesentlich beeinträchtigt hatte.⁵¹ Das einzige Problem wäre gewesen, wenn der für die Aufsicht des norwegischen Gesundheitssystems zuständige Oberstabsarzt Fritz Paris aus der «Abteilung Gesundheitswesen» beim Reichskommissar Josef Terboven den Vorgang genau überprüft hätte, was durchaus hätte passieren können, da er für sein strenges und hartes Vorgehen bekannt war.⁵²

Die Tatsache, dass Spiering sein Risiko einigermaßen kalkulieren konnte – er hätte sich immer herausreden können, dass er seine Diagnose ohne Röntgenbild hatte erstellen müssen –, reicht allerdings nicht aus, um seine Rettungstat zu erklären. Es müssen noch andere Faktoren eine Rolle gespielt haben, die in der Persönlichkeit des Retters liegen.

Da wäre zum einen das unangepasste, individualistische Verhalten Spierings zu nennen, das sich schon zu Beginn seiner militärischen Laufbahn zeigte und sich vor allem gegen unsinnige Befehle richtete.⁵³ An Desertion hat Spiering jedoch nie gedacht, im Gegenteil erfüllte er seine militärärztlichen Aufgaben mit Leidenschaft und Hingabe. Wie die meisten seiner Kollegen ging er gegen «Simulanten» und «Drückeberger» in den Lazaretten vor. Von einer generellen Opposition gegen das Militär oder den Krieg kann – trotz der Äusserungen, die ihm Arrest einbrachten – keine Rede sein.

Andererseits ist das Interesse bemerkenswert, das der junge Militärarzt dem Land entgegenbrachte, in das er als Besatzer kam. Schon als Jugendlicher hatte er bei einem Besuch in England die Möglichkeit gehabt, andere Menschen und Sitten kennen zu lernen. Dort lernte Spiering, dass man höflich und respektvoll auftreten musste, wenn man Land und Leute richtig erleben wolle. Diese Lektion beherzigte er in Norwegen, wo er sich nach eigenen Aussagen immer als Gast, nicht als Besatzer verhalten habe. Er hatte zudem das Gefühl, mit der ärztlichen Versorgung der Zivilbevölkerung eine nützliche und not-

wendige Arbeit zu verrichten, da viele norwegische Ärzte auf Grund der strengen deutschen Bestimmungen ihre Tätigkeit eingestellt hatten. So knüpfte er schnell Kontakte zur Bevölkerung und beherrschte die neu erlernte Sprache sehr gut, was ihm bei der medizinischen Versorgung der norwegischen Bevölkerung hilfreich war.

Sicherlich spielten auch die familiären Verhältnisse eine nicht zu unterschätzende Rolle. Spiering wuchs in einem relativ liberalen Arzthaushalt auf, in dem die ärztliche Ethik hochgehalten und offen über Politik diskutiert wurde. Besonders stark geprägt war Spiering durch seinen Bruder, der Seeoffizier auf der «Graf Spee» war und nach deren Versenkung nach Deutschland hatte fliehen können. Dieser sprach mit ihm schon früh über die Ausichtslosigkeit des Krieges, doch wussten beide keine Lösung, wie sie sich verhalten sollten. Beide waren sich im Laufe der Zeit der Brutalität des NS-Regimes bewusst, der sich der Einzelne nur schwer entziehen konnte. So schwor Spiering seinem Bruder, niemals seine ärztliche Ethik zu verletzen, auch wenn das von ihm verlangt würde. An diese Maxime hat er sich in Norwegen gehalten.

Das Kriegsende erlebte Christian Spiering in britischer Gefangenschaft. Nach seiner Freilassung zog es ihn wieder in seine alte Heimatstadt Perleberg, wo er sich als praktischer Arzt niederliess und heiratete.⁵⁴ Als ein Kollege in den 60er Jahren nach Israel fuhr, bat er ihn, sich nach einem Dr. Hugo Adler umzuhören, da er vermutete, dass sich die Familie Adler nach Errichtung des Staates Israel dorthin zurückgezogen habe. Allerdings konnte dieser Kollege niemanden ausfindig machen, obwohl sich die Familie Adler tatsächlich dort befand. Hugo Adler war nämlich nach der Flucht aus Norwegen über Schweden zurück in die Tschechoslowakei gelangt, wo er bis 1950 in einem Lungenhospital arbeitete. Dann emigrierte die Familie nach Israel, wo Hugo Adler wieder als Lungenspezialist arbeitete, bis er 72-jährig an einem Herzanfall starb.⁵⁵ Sein Sohn Jakov Adler zog in die USA und kehrte später wieder nach Israel zurück, wo er unter anderem als Militärarzt tätig war.

Die Liebe zu Norwegen behielten die Spierings ihr Leben lang bei, konnten das Land auf Grund der Reisereglementierungen der DDR jedoch nie besu-

chen. Über seine Rettungstat hatte er nie wieder gesprochen. Erst durch den norwegischen Mediziner und Historiker Anders Gogstad⁵⁶ erfuhr er vom weiteren Schicksal der Familie Adler. Ein Kontakt zwischen ihm und Jakov Adler kam jedoch nicht zustande.

Anmerkungen

- 1 Personalbogen, BArchB ZD1264 Obj. 2. In der Stellenbesetzungsliste der Heeres-Sanitätsinspektion wird Spiering 1937 als Fahnenjunker bei der Sanitätsabteilung 23 in Potsdam geführt, ein Jahr später als Unterarzt in derselben Einheit, BA-MA RH 12-23/927, S. 35 und BA-MA RH 12-23/928, S. 36. Vgl. die Unterlagen zu Christian Spiering im BA-ZNS.
- 2 Interview Christian Spiering mit Verfasser, 25. September 2001.
- 3 Personalbogen, BArchB ZD 1264 Obj. 2.
- 4 Interview Christian Spiering mit Verfasser, 13. August 2001; BArchB (ehern. BDC) RÄK Spiering, Christian.
- 5 Personalbogen, BArchB ZD 1264 Obj. 2.
- 6 Tagebuchauszüge Christian Spiering (Kopien liegen Verfasser vor).
- 7 Anlage zu Divisionsarzt 199. I.D., 8. Juli 1942, S. 164 sowie Divisionsarzt 230. I. D., Tätigkeitsbericht Juni 1942, S. 180, BA-MA RW 39/152.
- 8 Divisionsarzt 230. I.D., Tätigkeitsbericht Oktober 1942, S. 142, BA-MA RW 39/164.
- 9 Interview Christian Spiering mit Verfasser, 13. August und 25. September 2001. Vgl. auch Divisionsarzt 230. I.D., Tätigkeitsbericht Mai 1943, BA-MA RH 26-230/10.
- 10 Reichsamt für wehrwirtschaftliche Planung, Die Wirtschaftsstruktur Norwegens, 15. April 1940, S. 62, BArchB R 24/769.
- 11 Robert Bohn, Reichskommissariat Norwegen. «Nationalsozialistische Neuordnung» und Kriegswirtschaft, München 2'000, S. 134.
- 12 Vgl. den Bericht der Abteilung Fischwirtschaft des Reichskommissariats, Einschaltung deutschen Kapitals in die norwegische Fischwirtschaft, 14. Februar 1943, in: Fritz Petrick, Die Okkupationspolitik des deutschen Faschismus in Dänemark und Norwegen (1940-1945), Berlin/Heidelberg 1992, S. 162.
- 13 Hans-Jürgen Kahle, «Verschleppt nach Cuxhaven». Eine Dokumentation über das Schicksal der ausländischen Arbeiter und Kriegsgefangenen in Cuxhaven, im Kreis Hadeln und dem Landkreis Wesermünde während der Zeit des Nationalsozialismus, Cuxhaven 1995, S. 54.
- 14 Zur Struktur der Besatzungsherrschaft siehe Arnim Lang, Invasion und Gewaltherrschaft. Strukturen des Besatzungssystems in Norwegen 1940-1945, Potsdam 1996, und vor allem Robert Bohn, Die Errichtung des Reichskommissariats Norwegen, in: Ders. u.a. (Hg.), Neutralität und totalitäre Aggression. Nordeuropa und die Grossmächte im Zweiten Weltkrieg, Stuttgart 1991 sowie Bohn, Reichskommissariat [wie Anm. 11].

- 15 Ebd., S. 37ff.
- 16 Kahle, Verschleppt [wie Anm. 13], S. 63.
- 17 Spiering schreibt in seinem Tagebuch von 150 Arbeiterinnen aus Weissrussland. Dies steht im Widerspruch zu einem Schreiben des Höheren SS- und Polizeiführers beim Reichskommissar: «Als Ersatz werden weitere 150 Ukrainerinnen eingesetzt, sodass dann insgesamt 290 bei der VTL beschäftigt sind.», RA Oslo, Reichskommissariat, Abteilung Arbeit & Soziales, Pakke 65, zitiert nach Kahle, Verschleppt [wie Anm. 13], S. 64.
- 18 Interview Christian Spiering mit Verfasser, 25. September 2001.
- 19 Interview Christian Spiering mit Verfasser, 13. August 2001; Tagebuchauszüge (Kopien im Besitz des Verfassers).
- 20 Vertilo an Reichskommissar, 26. Oktober 1942, RA Oslo, Reichskommissariat, Abteilung Arbeit & Soziales, Pakke 65.
- 21 Militärärztliche Bescheinigungen für Maria S., Tamara B. und Sonja P., 23. Oktober 1942, RA Oslo, Reichskommissariat, Abteilung Arbeit & Soziales, Pakke 65. Ich danke Anders Gogstad für die Bereitstellung der Materialien aus dem Riksarchivet in Oslo.
- 22 Vertilo an Reichskommissar, 26. Oktober 1942, RA Oslo, Reichskommissariat, Abteilung Arbeit & Soziales, Pakke 65.
- 23 Tagebuchauszüge Christian Spiering (Kopie im Besitz des Verfassers).
- 24 Militärärztliche Bescheinigungen, 23. Oktober 1942, RA Oslo, Reichskommissariat, Abteilung Arbeit & Soziales, Pakke 65.
- 25 Interview Christian Spiering mit Verfasser, 25. September 2001.
- 26 Vgl. Mark Spoerer, Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939-1945, Stuttgart/München 2001, S. 138ff.
- 27 Einhart Lorenz, Exil in Norwegen. Lebensbedingungen und Arbeit deutschsprachiger Flüchtlinge 1933-1943, Baden-Baden 1992, S. 297.
- 28 Brief Jakov Adler an Svein Dommerud, 17. Januar 1996 (Kopie im Besitz des Verfassers). Ich danke Anders Gogstad für die Überlassung dieses Schriftstücks.
- 29 Oskar Mendelsohn, Norwegen, in: Wolfgang Benz (Hg.), Dimensionen des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, München 1991, S. 187. Zu den Flüchtlingen aus der Tschechoslowakei siehe Rudolf Tempsch, Sudetendeutsche Sozialdemokraten im Norden nach 1938, in: Einhart Lorenz u.a. (Hg.), Ein sehr trübes Kapitel? Hitlerflüchtlinge im nordeuropäischen Exil 1933-1950, Hamburg 1998 und Lorenz, Exil [wie Anm. 27].
- 30 Zur Kollaboration der norwegischen Behörden und der Bevölkerung siehe vor allem Fritz Petrick, Die norwegische Kollaboration 1940-1945, in: Werner Röhr (Hg.), Okkupation und Kollaboration (1938-1945), Berlin/Heidelberg 1994.
- 31 Christhard Hoffmann, Fluchthilfe als Widerstand. Verfolgung und Rettung der Juden in Norwegen, in: Wolfgang Benz/Juliane Wetzell (Hg.), Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, Regionalstudien 1, Berlin 1996, S. 214.
- 32 Ebd., S. 215.
- 33 Insgesamt sollen es ungefähr 370 Juden gewesen sein, Meldebericht des KdS Nr. 47, 14. November 1942, S. 10, BArchB R 70 Norwegen/10. Den offiziellen Anlass für diese «Judenaktion» bot die «Erschiessung eines norwegischen Grenzpolizisten durch einen Ju-

- den», Wehrmachtbefehlshaber Norwegen, Ic-Lagebericht für die Woche vom 27. Oktober bis 2. November 1942, 4. November 1942, S. 181, BAMA RW 39/39.
- 34 Meldebericht des KdS Nr. 49, 15. Dezember 1942, S. 16: «Am 26. November 1942 wurden mit dem deutschen Truppentransporter «Donau» 532 Juden (302 Männer und 230 Frauen und Kinder) nach Deutschland verschickt. [...] Verschickt wurden lediglich Juden mit norwegischer, slowakischer, kroatischer Staatsangehörigkeit sowie Juden mit Staatsangehörigkeit der Länder, die vom Reich besetzt sind, sowie staatenlose Juden», BArch B R 70 Norwegen/10.
- 35 Mendelsohn, Norwegen [wie Anm. 29], S. 196.
- 36 Interview Christian Spiering mit Verfasser, 13. August 2001.
- 37 Brief Jakov Adler an Svein Dommerud, 17. Januar 1996 (Kopie im Besitz des Verfassers).
- 38 Jakov Adler schreibt davon, dass sich Spiering und Adler bereits auf einem Tuberkulose-Kongress in Deutschland 1939 kennengelernt haben. Diese Begegnung kann aber nicht zustande gekommen sein, da besagter Kongress wegen des Krieges abgesagt wurde. Christian Spiering gibt dagegen an, dass er zu Hugo Adler gesagt habe, er hätte es für besser gehalten, seinen Kollegen unter anderen Umständen, zum Beispiel bei dem geplanten Weltkongress für Tuberkulose kennenzulernen. Vielleicht hat Jakov Adler die Erzählung seines Vaters falsch verstanden.
- 39 Leider konnte der Verfasser nicht den Widerspruch klären, dass Christian Spiering in einem Interview mit Anders Gogstad angab, er habe das Toilettenfenster geöffnet, wodurch Adler entkommen konnte, vgl. Anders Gogstad, 50-arsminne – sett fra den andre siden, in: Tidsskr Nor Loegeforen 30 (1995). Dies ändert nichts an der grundlegenden Tatsache der Hilfe für seinen jüdischen Kollegen.
- 40 Interview Christian Spiering mit Verfasser, 13. August 2001.
- 41 Lorenz, Exil [wie Anm. 27], S. 330.
- 42 Brief Jakov Adler [wie Anm. 37].
- 43 Insgesamt konnte mit der Flucht nach Schweden über 900 Jüdinnen und Juden das Leben gerettet werden, Lorenz, Exil [wie Anm. 27], S. 329.
- 44 Als er erfuhr, dass sein Bruder gefallen war, hatte Spiering die Sinnlosigkeit des Krieges und der zahllosen Opfer beklagt, Interview Christian Spiering mit Verfasser, 13. August 2001. Er hatte Glück, dass er nicht schwerer bestraft wurde. In einem ähnlichen Fall wurde im Juli 1944 ein Sanitäts-Unteroffizier wegen «Zersetzung der Wehrkraft» zum Tode verurteilt, AOK Norwegen, Armeetagesbefehl, 14. Juli 1944, S.40, BA-MA RW39/195.
- 45 Jakov Adler zitiert das Schreiben folgendermassen: «that he saved our family at a great danger to his own life», Brief Jakov Adler [wie Anm. 37].
- 46 Interview Christian Spiering mit Verfasser, 13. August 2001. Die Version von Jakov Adler, nach der Spiering sich an seinen Vater gewandt habe, um ihm ein solches Zeugnis auszustellen, erscheint auch deshalb unglaubwürdiger, weil Spiering ein Schreiben an die norwegischen Behörden in der damaligen Lage nichts genützt hätte, da er in einem deutschen Gefängnis sass.
- 47 So ein Gefreiter aus einem Kriegsgefangenenbataillon, der sich von den russischen Gefangenen eine Bescheinigung ausstellen liess und erwischt wurde. Wegen «Zersetzung der Wehrkraft» und «verbotenem Umgang mit Kriegsgefangenen» wurde er erschossen, AOK Norwegen, Armeetagesbefehl, 14. Juli 1944, S.40, BA-MA RW 39/195.

- 48 Interview Christian Spiering mit Verfasser, 13. August und 25. September 2001.
- 49 Michael Kater, *Ärzte als Hitlers Helfer*, Hamburg/Wien 2'000, S. 232 ff.
- 50 Wenn ein Röntgengerät benötigt wurde, musste sich die Wehrmacht an einen norwegischen Arzt im Krankenhaus wenden. Erst als das Ortslazarett Hammerfest «aus dem norwegischen Krankenhaus in die geräumte ehemalige norwegische Irrenanstalt» verlagert wurde, erhielt es ein eigenes leichtes Feld-Röntgengerät, Korpsarzt Generalkommando LXXI. A. K., Tätigkeitsbericht März 1943, S.91, BA-MA RW 39/176.
- 51 Die Bedeutung, die der Tuberkulose von Seiten der Wehrmacht entgegengebracht wurde, zeigt sich daran, dass es einen speziellen Tuberkulosefacharzt beim Heeres-sanitätsinspekteur gab.
- 52 Anders Gogstad, *Helse og hakekors*, Bergen 1991, S. 52 ff.
- 53 So arrangierte er zum Beispiel in Norwegen gegen den Willen seines militärischen Vorgesetzten ein klassisches Konzert, an dem auch die Zivilbevölkerung teilnahm, Interview Christian Spiering mit Verfasser, 13. August 2001.
- 54 Personalbogen, BArchB ZD 1264 Obj. 2.
- 55 Brief Jakov Adler [wie Anm. 37].
- 56 Herm Gogstad ist es zu verdanken, dass der Verfasser auf den Fall aufmerksam wurde, wofür er sich auch an dieser Stelle herzlich bedankt.

Wo Juden «arisiert» wurden

Hauptmann Gerhard Wanders Kampf gegen die Deportation holländischer Juden

von Johannes Winter

Der deutsche Sicherheitsdienst war ihm offenbar schon länger auf den Fersen. Am Abend des 22. Januar 1945 war es soweit. Die Fahnder im Dienste der SS hatten eine geheime Wohnung aufgespürt, sie beobachtet und schliesslich gestürmt. Sie fanden einen Fotoapparat und falsche Stempel. Als Gerhard Wander wenig später das Haus in der Amsterdamer Weesperzijde betrat, muss er Verdacht geschöpft haben. Beim Versuch, das Gebäude durch die Hintertür zu verlassen, wurde er gestellt und – in der Sprache der Verfolger – auf der Flucht erschossen. Der SD hatte, nach seiner Lesart, hart zugeschlagen. Auf dem Niederländischen Ehrenfriedhof in Loenen bei Apeldoorn ist Wander beigesetzt. Als einziger Deutscher erhielt er dort eine Grabstätte.

Gerhard Wander wurde am 16. Juli 1903 im Forsthaus von Escheringken in Ostpreussen geboren. Die Nazis nannten den Ort Gutfliess. Er gehörte zum Kirchspiel Popelken und hiess später Marktfelden (heute russisch Wissokoje). Nach dem Abitur ging Wander nach Königsberg, studierte Jura und liess sich in der Stadt als Rechtsanwalt nieder. Im Jahr 1928 machte er seinen juristischen Doktor (Thema: «Wirkung und Rechtfertigung des gutgläubigen Eigentumserwerbes vom Nichtberechtigten an beweglichen Sachen»). Bereits 1931 trat er der NSDAP bei, Mitglieds-Nummer 844 374. In Königsberg heiratete er Hildegard Korzen und wurde 1937 Vater einer Tochter, die den Namen Christa erhielt.

Bei Kriegsausbruch wurde Wander eingezogen. Die Luftwaffe konnte offenbar Juristen gebrauchen, die sich im Nachrichtenwesen auskannten. Die Phase der Blitzkriege erlebte er in der Etappe. An die Front versetzt zu werden, sei es in Polen, Frankreich oder den Benelux-Staaten, davor bewahrte Wander wohl sein Alter.



Hauptmann Dr. Gerhard Wander, geboren 1903 in Ostpreussen (Foto: Panorama)

Am 10. Mai 1940 überfiel die Wehrmacht die neutralen Niederlande; im Tross das Luftgau-Nachrichten-Regiment 19/1 mit Hauptmann Wander. Innerhalb von drei Tagen war die Königin nach London geflohen, und innerhalb von fünf Tagen war das Land besetzt. Die Wehrmacht wandelte sich zur Besatzungsverwaltung. Die Niederlande behielten ihre nominelle Unabhängigkeit, ebenso ihre zivile Verwaltung. Der holländischen Zivilverwaltung wurde eine deutsche übergeordnet. Die Besatzer machten sich daran, eine Aufsichtsbehörde aufzubauen: das «Reichskommissariat für die besetzten Gebiete der Niederlande», eine Zivil Verwaltung mit politischem Auftrag. Sie sollte das eroberte Land in das Reich eingliedern. Ein so genanntes sanftes Verfahren kennzeichnete die erste Phase der Okkupation. Ähnlich wie Deutschland zu Anfang der Nazi-Herrschaft wurden die Niederlande «gleichgeschaltet».

In diese Monate fielen die ersten Massnahmen, von denen die Juden der Niederlande betroffen waren, nämlich rund 140'000, von denen mehr als die Hälfte in Amsterdam zu Hause waren, ausserdem rund 20'000 jüdische Flüchtlinge aus dem Reich, in Hitlers Jargon «Emigrantenjuden». Sie sollten als Erste «evakuiert» werden, wie ein «Führerbefehl» vorgab.

Zu diesen gehörte auch die Familie Frank aus Frankfurt am Main mit ihrer Tochter Anne, deren Beschreibung des Alltags im Versteck in der Amsterdamer Prinsengracht nach ihrem Tod weltbekannt werden sollte.

Mit dem Mittel der Registrierung die Kontrolle über alle Juden zu erringen, war der erste Schritt auf dem Weg in die Vernichtung. Die zuständige Besatzungsbehörde ging zu dieser Zeit nach einer Verordnung vor, die im Reichskommissariat erarbeitet worden war. Sie hiess VO6/41 und ist datiert auf den 10. Januar 1941: «Verordnung betreffend die Meldepflicht von Personen voll- oder teilweise jüdischen Blutes». Federführend war die «Entscheidungsstelle über die Meldepflicht aus VO6/41», angesiedelt im Generalkommissariat für Verwaltung und Justiz, Hauptabteilung Inneres, Abteilung Innere Verwaltung, mitten im Regierungsviertel von Den Haag. Adresse: «Binnenhof 19».

Leiter der Entscheidungsstelle wurde Hans Calmeyer, ein Jurist aus Osnabrück, seit Beginn des Überfalls auf die Niederlande als Unteroffizier einer Luftnachrichteneinheit dabei, jetzt abgestellt an die Besatzungsbehörde. Was ihn prädestinierte? Calmeyer sprach niederländisch, und sein Chef im Gene-

ralkommissariat war ein Kollege aus Osnabrück. Im März 1941 wechselte er als «Rassereferent» in die Verwaltung. Ein Jahr später wurde er der Vorgesetzte des Königsberger Hauptmanns Gerhard Wander, im Zivilberuf ebenfalls Rechtsanwalt.

Die Verordnung 6/41 war im Geiste der Nürnberger Rassegesetze von 1935 verfasst und auch in Den Haag zur Richtschnur der Politik erhoben worden.

Die VO6/41 regelte den Vollzug der Rassegesetze. Da war die Rede vom Volljuden mit vier beziehungsweise drei jüdischen Grosseltern, Kürzel: J4 und J3. Da war weiterhin die Rede vom Halbjuden und zwar vom qualifizierten mit zwei jüdischen Grosseltern, die zugleich Mitglieder der israelitischen Gemeinde waren, beziehungsweise mit einem jüdischen Ehepartner. Kürzel: J2. Die Menschen der Kategorien J4, J3 sowie J2 würden, niemand ahnte es, zur Deportation vorgesehen sein. Da war auch die Rede vom normalen Halbjuden, nicht mit einem Juden verheiratet, nicht Mitglied der israelitischen Kultusgemeinde. Kürzel: G I oder auch «Person gemischten Blutes I. Grades». Und da war die Rede vom Vierteljuden mit einem jüdischen Grosseelternteil alias G II alias Mischling II. Grades. Die beiden Gruppen G I und G II würden von der Deportation verschont bleiben. Ursprünglich hatte der entsprechende Erlass des niederländischen Innenministeriums die Formulierung favorisiert «B I = Bastard-Jude J» und «B II = Bastard-Jude II». Und – ganz entscheidend – es/war die Rede davon, dass «bei Zweifeln, ob eine Person als ganz oder teilweise jüdischen Blutes eingeordnet werden muss, auf Antrag der /Reichskommissar oder die durch ihn angewiesene Instanz beschliesst».

Die Entscheidungsstelle wurde auch zum Arbeitsplatz von Hauptmann Wander. Seine Arbeitsgrundlage aber, die Verordnung 6/41, erschloss sich erst beim zweiten Lesen. Ihre Besonderheit bestand nämlich darin, dass es den Autoren nicht allein um die Abstammung, in ihrem Verständnis: um das Blut ging. Ein zweites Kriterium war ihnen wichtig: die Zugehörigkeit zur Jüdischen Kultusgemeinde, zur Religion.

Unter dem 20. Juni 1942 notierte Anne Frank in ihr Tagebuch: «Judengesetz folgte auf Judengesetz, unsere Freiheit wurde sehr beschränkt. Juden müssen einen Judenstern tragen; Juden müssen ihre Fahrräder abgeben; Juden dürfen nur von 3-5 Uhr einkaufen; Juden dürfen nur zu einem jüdischen Friseur;

Juden dürfen sich nicht in Theatern, Kinos, im Schwimmbad, auf Tennis- oder Hockeyplätzen aufhalten; Juden dürfen nicht zu Christen ins Haus kommen und dergleichen mehr.»

Zwei Wochen später tauchte Familie Frank aus Frankfurt unter. Im Hinterhaus von Otto Franks Firma fanden die Eltern mit den beiden Töchtern ein Versteck hinter Schränken und Tapeten wänden.

Aus Berlin war die Anweisung gekommen, bis zum Jahresende circa 40'000 Juden, also jeden zweiten jüdischen Bewohner Amsterdams, zu deportieren. Im Nazi-Tamvokabular: «Am 15. Juli 1942 begann die erste planmässige Abschiebung der niederländischen Juden nach den vom Reich bestimmten Plätzen.» Dazu war eine Logistik notwendig. Auf den ersten Aufruf zum «Arbeitseinsatz im Osten» am 5. Juli 1942 hatten sich nur wenige Juden gemeldet. Razzien und Verhaftungen waren die Antwort der Deutschen. Ende Juli wurde eine Sammelstelle eingerichtet in der «Hollandse Schouwburg», dem populären Theater an der «Plantage Middenlaan» in der Amsterdamer Innenstadt, das zur Zuflucht für alle jüdischen Künstler geworden war, die durch Rassegesetze aus den etablierten Theatern verjagt worden waren. Seit 1941 hiess es «Joodse Schouwburg».

Als ein deutscher SS-Mann eine Frau erschoss, die sich gegen ihre Abführung wehrte, ging die Zahl derer, die von sich aus in die Schouwburg kamen, schlagartig nach unten. An fünf Tagen pro Woche holten nun Amsterdamer und deutsche Polizisten jeweils rund 200 Menschen aus ihren Wohnungen und brachten sie gewaltsam ins Theater. Niederländische Freiwillige beraubten auf eigene Faust wohlhabende jüdische Familien und schleppten sie anschliessend in die Schouwburg.

Von hier wurden die Menschen mit Lastwagen in das «polizeiliche Durchgangslager» Westerbork gebracht und von dort nach einem exakten Fahrplan in die Vernichtungslager nach Osten. Insgesamt fuhren 98 Züge, der letzte am 13. September 1944, als die Alliierten bereits die belgischniederländische Grenze erreicht hatten. Bis dahin waren insgesamt bereits 112'000 niederländische Juden in den Tod geschickt worden. Für die Hälfte von ihnen war die Schouwburg die letzte Station vor der Deportation gewesen.

Die ersten Züge führen bereits nach Osten, als am 1. Oktober 1942 Hauptmann Wander seinen Dienst in der Entscheidungsstelle für Zweifelsfälle antrat. Er wurde sogleich mit einer neuen «Arbeitszeitverteilung» konfrontiert, die drei deutsche – seinen Vorgesetzten Calmeyer, danach den Sippenforscher Heinrich Miessen, und ihn selber – und vier holländische Beamte umfasste.

Wander wurde zuständig für «alle Fälle, in denen [ein] ausserehelicher Erzeuger anstelle [des] gesetzlichen Vaters behauptet wird, und alle Fälle, bei denen erbbiologische Anhaltspunkte genealogischen Unterlagen widersprechen, einschliesslich der Entscheidung, ob eine erbbiologische Untersuchung zugelassen werden soll. Ausserdem die Fälle, in denen anstelle genealogischer Unterlagen eine Glaubhaftmachung über Zeugenbeweis oder juristisch bewertbare Umstände in Frage kommt.»

Der holländische Rechtsanwalt Benno Stockvis ist seinem Kollegen Wander nicht nur einmal begegnet. Aber an das erste Mal erinnert er sich genau. Wander habe ihn gefragt, warum er sich so viel Mühe gebe, Juden zu Ariern erklären zu lassen, sie zu «arisieren», worauf er, Stockvis, geantwortet habe: «Sie irren sich! Ich mache keine Juden zu Ariern. Ich helfe zu verhindern, dass Sie Arier als Juden nach dem Osten verschleppen.»

Das war im Oktober 1942, wenige Tage nach seinem Amtsantritt. Hauptmann Wander war von der Wehrmacht mit der Begründung abgestellt worden: «Die vom SD erbetene Herstellung von Sonderlisten für polizeiliche Zwecke, die Mitwirkung bei der Erfassung, insbesondere aber Sortierung jüdischen Blutes in solche, die einem Arbeitseinsatz oder einer Deportation zugeführt werden können, erfordert Eile.»

Der scheinbar absurde Dialog unter den beiden juristischen Kollegen hatte einen gemeinsamen Humus – ihre tiefe Abneigung gegen den in Paragraphen gegossenen deutschen Rassenwahn. Die VO6/41 war die Betriebsanleitung, mit der sie das deutsche Recht zu ihren Gunsten – oder besser: zu Gunsten ihrer vom Tod bedrohten Klienten – umbiegen konnten.

In einem Fall gab es zwischen Stockvis und Wander Streit: eine 70-jährige Frau aus Russland behauptete, sie habe sich aus Solidarität mit ihrem jüdischen Ehepartner als Jüdin registrieren lassen, obwohl sie in Wirklichkeit von «vollarischen» russischen Eltern abstamme, nach deren frühzeitigem Tode sie

von einem jüdischen Ehepaar adoptiert worden sei. Wander war, wie Stockvis sich erinnert, unwillig. Er habe darauf verwiesen, dass immerhin sieben Rabbiner erklärt hätten, ihnen sei bekannt, dass die Frau eine Tochter des jüdischen Ehepaares sei, das sie ihre Pflegeeltern genannt habe. Wander sei störrisch geblieben, auch gegen den Einwand, eine solche Erklärung, abgegeben 29 Jahre nach der Geburt, habe nur einen geringen objektiven Wert. Da schlug Stockvis, inzwischen ratlos, mit der Faust auf den Tisch und rief aus: «Seit wann, Dr. Wander, ist die Aussage von sieben Rabbinern im Deutschen Reich glaubhaft?!»

Wander sei zunächst sprachlos gewesen, und handelte dann. Die alte Dame war alsbald «arisch», also nicht mehr «anmeldepflichtig», ihr volljüdischer Mann, nun also in Mischehe lebend, bekam einen Sperrstempel und wurde, nach der Erklärung, er sei steril, von seinem Judenstern befreit. Und die beiden Söhne mutierten zu «G I» – «Mischlingen mit zwei jüdischen Grosseltern». Wochen später waren vier Menschen vorläufig gerettet, ein «Hinrichtungsaufschub» in den Augen der Verfolgten.

Ein Wissenschaftler, den Wander gern beschäftigte, weil er nach den strengen Regeln seiner Zunft gutachtete, war der Anthropologe Hans Weinert von der Universität Kiel. Weinert war eine, wie der Historiker Jakob Presser schreibt, «pittoreske Gestalt – denn er war bestechlich und darum nicht gefährlich».

In seinem Gutachten – die Honorare von Weinert lagen zwischen 750 und 10'000 Gulden – für den Sohn der alten Dame aus Russland heisst es: «Der Prüfling sieht so wenig jüdisch aus, dass kein Anlass vorliegt, ihn für einen Juden zu halten. Es ist wohl kaum anzunehmen, dass der Prüfling sein Aussehen von rein jüdischen Eltern erhalten haben könnte. Insofern ist man berechtigt, den Bekundigungen Glauben zu schenken und den Prüfling als Mischling ersten Grades einzustufen.» Eine Farce, durch die Menschen, indem sie ihre Eigenschaft als Juden austreichen liessen, «legal» gerettet wurden.

Die «Arisierung» schien jedenfalls das sicherste «legale» Mittel, der Vernichtung zu entkommen. Den entscheidenden Stempel gab es bei der «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» am Adama van Scheltemaplein in Am-

sterdam. Er galt als der wichtigste der verschiedenen Rückstellungsstempel, die vom SD verteilt wurden. Er konnte aber «platzen».

Auch der «Calmeyer-Stempel» konnte ungültig werden. Dann landete das Gesuch bei der Reichsinspektion, dem zentralen Melderegister, das ihm untergeordnet war. Von dort wurde es umgehend zur Abteilung IV B 4 im Reichssicherheitshauptamt weitergeleitet, Adolf Eichmanns «Judenreferat». Dies bedeutete «Arbeitseinsatz unter Polizeiaufsicht im Osten», Deportation, Tod.

Beamte, die von Berufs wegen Menschen zu registrieren haben, erleichtern sich das Leben am Schreibtisch gern. Calmeyer erfand ein Farben-System, das den schnellen Zugriff erlaubte – mit makabrem Sinn für Symbolik: ein schwarzer Reiter für die Karteikarte beziehungsweise für den, der für den so genannten Arbeitseinsatz im Osten vorgesehen war. Ein gelber Reiter für ausländische Juden, die damit vorläufig vom Tragen des gelben Sterns, dem J-Stempel in der Meldekarte und somit von der Deportation «freigestellt» waren. Und für die so genannten Privilegierten, die von jeder Sorge frei waren, ein blauer Reiter – Calmeyers Kunstsinn soll sich bei Kandinsky und Marc bedient haben.

Nahezu alle niederländischen Juden waren dem Aufruf zur «registermässigen Erfassung» nachgekommen. Unwissentlich hatten sie damit ihr Todesurteil unterschrieben. Dabei handelte es sich um ein gelbes Kärtchen, den «personbewijs» mit eingestempeltem «J», für die Gebühr von einem Gulden. Doch es dauerte nicht lange, bis sie bemerkten, was der Eintrag auf dem Anmeldungs nachweis bedeutete. Ziel musste also sein, die Registrierung als Jude zu verändern, sie zu «rectifizieren», zu korrigieren, zu verbessern.

Es waren ja auch Fehler gemacht worden bei der Anmeldung, manchmal sogar bewusst. Nicht wenige nicht-jüdische Frauen hatten sich in Treue zu ihrem geliebten jüdischen Ehepartner als voll-jüdisch registrieren lassen. Sie hatten das Los ihres Mannes vollständig teilen wollen. Und versuchten nun, die lebensbedrohliche Meldung rückgängig zu machen.

Was dann begann, wurde im Schriftverkehr des SD als «Abstammungsschwindel» geführt. Mit Beginn der Deportationen im Juli 1942 blühte auf, was der Historiker Jakob Presser «eine nationale Kleinindustrie für Fälschungen» nennt. «Wir haben grosse Banditen gebraucht, um zu überleben» – so

der kühle Kommentar von Cilly Peiser aus Frankfurt. Auch sie hat die Emigration in Holland nur mit falschen Papieren überlebt.

Insgesamt gingen bei der Dienststelle Calmeyer, wo Juristen in die Rolle von Herren über Leben und Tod hineinwuchsen, mehrere tausend Anträge ein, um die eigene Abstammung zu überprüfen. Etwa 4 Prozent aller in den Niederlanden registrierten Juden meldeten einen Zweifelsfall an. Die Zahlen, wie viele von ihnen erfolgreich waren und so mit dem Leben davorkamen, schwanken. Laut Reichsinspektion bearbeitete die Entscheidungsstelle 5'211 Anträge – 700 davon erhielten die Freistellung. Die Historikerin Geraldien van Frijtag vom Niederländischen Institut für Kriegsdokumentation (NIOD) führt eine zweite Statistik an. Sie stammt von der deutschen Sicherheitspolizei und umfasst 5'667 Fälle. Davon seien zwei Drittel, also rund 3'500, von der Deportationsliste gestrichen worden. Der niederländische Rechtsanwalt Louis de Jong, selbst aktiv bei der lebensrettenden Dokumentenherstellung, hält es für wahrscheinlich, dass von fünf Zweifelsfällen zwei abgelehnt wurden.

In der Spitze des Reichskommissariats, bei Arthur Seyss-Inquart, war die Praxis der Abstammungsüberprüfer inzwischen ruchbar geworden. So kam es, dass er selbst verfügte: Ab 1. Dezember 1942 durften keine neuen Fälle mehr entgegengenommen werden. Seyss-Inquart hatte sich nämlich berichten lassen, dass die Liste der Zurückstellungen nicht kleiner wurde. Doch die Entscheidungsstelle arbeitete weiter. Ziel der Eingaben, die Gnadengesuchen gleichkamen, war es, in die «Sperrliste der Zentralstelle für jüdische Auswanderung» – von der SS kontrolliert – aufgenommen zu werden, um dem Tod irgendwo im Osten zu entgehen, mit allen Mitteln. Darunter zählten eidesstattliche Versicherungen, notariell beglaubigte Zeugenaussagen, Gutachten, Vaterschaftsnachweise, Stammbäume, Familienpapiere.

Vorstufe dieser Liste war die Rückstellungsliste der Dienststelle Calmeyer. In der Behörde galt sie daher als «Calmeyer-Liste». Wer darauf stand, war «gecalmeyert» oder, im Deutsch jener Jahre, «arisiert». Er war ein Jude, der kein Jude war. Zum Vergleich: Jüdisches Eigentum, das «arisiert» wurde, war enteignet, verloren – ein jüdischer Mensch, der «arisiert» war, war gerettet.

Der Historiker Konrad Kwiet stammt aus einer Familie, der es gelang, auf die Calmeyer-Liste zu kommen. Kwiet hat später über jene Jahre geforscht. Seine Recherchen ergaben, dass der grösste Teil der vorgelegten Beweismittel gefälscht war.

Nötig dafür war ein feinmaschiges Netz von Helfern. Die jüdischen Bittsteller fanden Anwälte, die sich auf die Zweifelsfälle spezialisierten und sie gegenüber den deutschen und niederländischen Behörden vertraten. Ärzte boten sich an, medizinische Untersuchungen auszuführen und beweiskräftige Gutachten abzuliefern. Anthropologen begutachteten und bestätigten «nordische» Rassemerkmale. Sippenforscher durchforsteten Ahnentafeln und entdeckten «arische» Vorfahren. Es gab Gemeindebeamte, die in den Archivablagen belastende Dokumente, Karteien und Eintragungen entschärften oder gänzlich verschwinden liessen. Es gab kirchliche Amtsträger, die sich an die Änderung von Tauf-, Hochzeits- und Sterberegistern heranwagten. Andere Experten stöberten altes Briefpapier auf, experimentierten mit Chemikalien, um die entsprechende Tinte zu erhalten, und fabrizierten dann originalgetreue Schriftstücke. Eidesstattliche Erklärungen von Verwandten und Freunden sicherten die Gesuche ab, Beamte bearbeiteten sie wohlwollend. Und das Amsterdamer Gemeindearchiv blieb den Betroffenen zugänglich. Der Raum, in dem jüdische Besucher ihre Akten studieren konnten, hiess bei ihnen «Sternwarte».

In den Unterlagen von Konrad Kwiet findet sich ein Schreiben vom 18. Januar 1943, darüber der mit dem Hakenkreuz besetzte Briefkopf «Der Reichskommissar für die besetzten niederländischen Gebiete – Der Generalkommissar für Verwaltung und Justiz – Hauptabteilung Inneres – Entscheidungsstelle über die Meldepflicht aus VO6/41». Letztere Instanz, die Dienststelle Calmeyer, ist mit Schreibmaschine angefügt, ebenso wie die Adresse «Den Haag, Scheveningscheweg 17».

An der Unterschrift unschwer erkennbar: Dies war der Amtssitz von Hauptmann Wander. In räumlicher Trennung vom «Binnenhof», wo sein Chef Calmeyer residierte. Hier sass er an der Quelle. Denn unter derselben Adresse war das staatliche Meldeamt, die Zentrale für das Meldewesen der Niederlande angesiedelt, die «Reichsinspektion». Es war die einheimische Verwaltung, mit der die deutsche Entscheidungsstelle in der Regel zu tun hatte.

Wanders Schreiben bestätigte einem Antragsteller, dass sein «Abstammungsverfahren» hier geführt würde. Was dem Petenten aber Grund zur Hoffnung beschert haben dürfte, war Wanders Auskunft: «Auf Grund der vorgelegten Urkunden besteht die Wahrscheinlichkeit, dass Sie als nicht meldepflichtig im Sinne der Verordnung 6/41 festgestellt werden.» Es müsse allerdings noch «ein erbbiologisches Gutachten eingeholt» werden. Genau dies war seine Zuständigkeit. Der Hauptmann nicht als Schädelvermesser, eher als Rasseforscher – was ihn nicht anwiderte, denn ihm lag daran, Leben zu retten.

Einige Wochen früher, im Dezember 1942, hatte Wander einen anderen Fall zu bearbeiten. Schriftwechsel wurden nötig. Offenbar reichten die vorgelegten Papiere nicht aus, um der Glaubwürdigkeit der Antragstellerin nachzuhelfen. Ihr ging es darum, aus den lebensbedrohlichen Kategorien des «J» in den sicheren Bereich des «G» zu wechseln. Mit den Mitteln des deutschen Rechts versuchte sie, von der Deportations- auf die Rückstellungsliste der Dienststelle Calmeyer beziehungsweise auf die Sperrliste der Zentralstelle für jüdische Auswanderung zu kommen.

Camilla Spira war die Tochter einer deutschen Emigrantenfamilie aus Berlin. Sie, der Ufa-Star der dreissiger Jahre mit der Glanzpartie «Das weisse Rössl», hatte den Antrag eingereicht. Wander teilte ihr mit, sie solle stützende Belege beibringen. Denn sie müsse «Ihre Behauptung beweisen, dass Sie nicht das Kind Ihres gesetzlichen Vaters sind». Der Jurist gab sogar einen regelrechten Tipp, denn er stellte «anheim, nach dieser Richtung hin ausführliche Angaben unter Bezeichnung der Beweismittel zu machen». Es muss sie ein kaum zu ertragendes Mass an Selbstüberwindung gekostet haben, die Hilfe anzunehmen. Camilla Spira reichte nach, vor allem eidesstattliche Erklärungen, die sich immer gut machten. In einer hiess es, dass ihr Vater gar nicht ihr wirklicher Vater sei; dies habe ihr ihre Mutter schon im Jahre 1933, «als die Judenfrage akut wurde», gestanden. Gleich wohl habe sie bisher nichts zur «Richtigstellung meiner Herkunft» unternommen. Immerhin sei sie seit 1927 mit Dr. Hermann Eisner verheiratet, der jetzt beim Joodse Raad (Judenrat) in Amsterdam tätig sei, und habe mit ihm zwei Kinder. Dass sie also rein arisch sei, von alledem wisse ihr Mann nichts. Sie wolle ihm daher «in den heutigen schweren Tagen nicht noch eine unnötige Belastung aufbürden».

Die perfide Logik der deutschen Rassengesetze, der sie sich um ihres Lebens willen und dem ihrer Kinder unterwarf, hatte Camilla Spira zu solcher Selbsterniedrigung gezwungen. Dass Menschen so weit getrieben wurden, sich selbst oder die eigene Mutter des Ehebruchs zu bezichtigen, zeigt, wozu die deutsche Bürokratie im Dienst der Vernichtung fähig war. Sie vermochte es, das Schamgefühl der vom Tode Bedrohten vollends zu zerstören.

Der niederländische Historiker Jacob Presser fragt in diesem Zusammenhang, «ob ethische Normen da gelten, wo jede sittliche Gemeinschaft zerbrochen ist – ist Ehrgefühl und Würde gegenüber einem tollwütigen Hund nicht Torheit?» Aus den Akten im Niederländischen Institut für Kriegsdokumentation wird es deutlich: Die so genannte Seitensprung-Variante erfreute sich bei den Anwälten so grosser Beliebtheit, dass Wander einmal seinem Kollegen Stockvis gegenüber – eher zynisch als süffisant – äusserte, er habe nie gewusst, «dass die jüdischen Frauen so unsittlich sind». Der Nachweis, unehelich geboren, ein «ue-Kind», zu sein, war zu einer Sache der Selbsterhaltung geworden. So blieb es nicht aus, dass der Bericht einer Regierungskommission feststellte: «In den höchsten Kreisen in den Niederlanden scheinen Sitten geherrscht zu haben wie in Sodom und Gomorrha oder im spätrömischen Reich. Ehebruch war das Gebot der Stunde.»

Camilla Spira wäre um ein Haar in die Vernichtungslager deportiert worden. In das niederländische Durchgangslager Westerbork wurde sie jedenfalls gebracht. Sie trat dort in der Häftlings-Revue auf und hatte schliesslich, auch sie eine verzweifelte Kundin der Dokumenten-Fälscher, Glück. Wochen später teilte ihr die Dienststelle mit, sie sei nicht meldepflichtig, mithin also bis auf weiteres von der Deportation freigestellt. Sie überlebte. Ihre Schwester Steffie war rechtzeitig emigriert und ist nach dem Krieg in der DDR ein Bühnenstar geworden. Spät hatte sie einen ihrer grössten Auftritte: bei der Protestkundgebung auf dem Alexanderplatz in Berlin, in den Tagen, als die Mauer fiel, im November 1989.

Gerhard Wander kämpfte mit allerlei juristischen Feinheiten um die Menschen, die auf der Deportationsliste standen. Wie viele er gerettet hat, ist nicht in Zahlen zu fassen. Im Archiv von Yad Vashem, der Holocaust-Gedenkstätte Isra-

els, liegen rund 30 Aussagen Überlebender vor. Sie haben bewirkt, dass Wander postum als «Gerechter der Völker» geehrt wurde. Denn er hatte sogar, wie Jakob Presser schreibt, den Mut, Verfolgten, deren Antrag abgewiesen worden war, rechtzeitig ein Signal zum Untertauchen zu geben.

Rechtsanwalt Stockvis hat die Technik des Arisierens verfeinert. Zu allererst musste der «arische» Vater gefunden werden, lebend oder tot. Am besten musste er zur selben Blutgruppe gehören, was dann von einem Gutachten bestätigt wurde. Günstig war, wenn sich die, laut Stockvis, «Arier-Aspiranten» und ihre angeblichen Erzeuger ähnelten. Dafür retuschierten und zauberten erfahrene Fotografen verblüffende Ähnlichkeiten.

Der Geist, der über Wanders und den übrigen Schreibtischen des Amtes Calmeyer wehte, hat sich auch in Reimen niedergeschlagen. Es scheint, dass der pseudo-legalen Praxis, mit der die Mitarbeiter der Entscheidungsstelle den Verfolgern von SS und SD nicht wenige Opfer abtrotzten, eine hämische Note abgewonnen wurde. Ob der Beigeschmack, den die Zeilen angesichts des Dramas der niederländischen Juden erhielten, bemerkt wurde? Das Gedicht mit dem Titel «Die Abstammung» soll jedenfalls in Calmeyers Büro an der Wand gehangen haben:

«Denn erstens ist nicht jeder Knabe
der Sohn von seiner Mutter Mann.
Und zweitens soll man nicht behaupten
das, was kein Mensch beweisen kann.
Denn die Natur kennt keinen Ehemann,
der Ehemann auch selten die Natur.
Sie kennt bei jeder Wesens-Zeugung
den Vater und die Mutter nur.
Drum lass den Armen niemals fühlen,
dass Mutter sich nur Fräulein nennt,
weil sie zu wenig Mittel hatte,
doch dafür mehr Temperament.»

In diesem Sinne bearbeitete die Entscheidungsstelle auch den Fall einer Familie aus Ungarn, die in Amsterdam lebte und von der Deportation bedroht war. Eine langwierige und zeitraubende Suche nach «einschlägigen Abstammungsunterlagen» bewirkte: Der Vater, ursprünglich Kategorie «J 4», wurde ebenso von der Deportationsliste gestrichen wie seine getauften Kinder, die zu «G I» mutierten. Drei Menschen waren gerettet. Mit Kunstgriffen, die das deutsche Recht dem bot, dem daran gelegen war, es, wenn nicht auszuhebeln, so doch zu biegen.

Nach Ansicht des Büros Wander lag die Problematik des Falles nicht bei der Abstammung. Zugrunde lag ihm die zweite Bedingung aus VO6/41, die Zugehörigkeit zur jüdischen Kultusgemeinde. In der Sprache der deutschen Amtsjuristen war dies «ein ungewöhnlich seltener Fall konfessioneller Verjudung einer der Rasse nach fast ganz arischen Familie». Der «Proband» sei nämlich von Eltern geboren, die der Religion nach israelitisch waren – «trotzdem herrschte in der Familie arisches Milieu vor.» Er stamme einerseits, laut eigener Anmeldung, von vier jüdischen Grosseltern («J 4») ab, doch seine Eltern – Vater: Bäcker – seien andererseits römisch-katholisch gewesen. Kurz nach der Heirat habe sich das Paar zwar der israelitischen Gemeinde Budapest angeschlossen. Doch der einzige Grund sei die «Übernahme einer Bäckerei gewesen, deren Kundschaft grösstenteils aus Juden bestand». Da die Bäckerleute aber nachweislich früh verstorben waren, mussten, um der schwachen Beweislage aufzuhelfen, deren fehlende persönliche Aussagen durch eidestattliche Erklärungen des Pfarrers der griechisch-katholisch-serbischen Kirchengemeinde, des früheren Arbeitgebers sowie des Sohnes selbst ersetzt werden. Aus ihnen ging des Weiteren hervor: «Karl Steirer, so der Name des Mannes aus Budapest, hat christliche Schulen besucht und ist später, im Ersten Weltkrieg, Offizier in der ungarischen Wehrmacht [sic!] gewesen.» Aus alledem ergebe sich, dass der frühere ungarische Staatsangehörige K. S. «nicht meldepflichtig» sei, die Kinder ebenso wenig, also so genannte «Calmeyer-Juden». Das bedeutete: «entstern und freigestellt».

Solche Texte waren es, die Wander und seine Kollegen formulierten, so bürokratisch wie menschenfreundlich, Mittäter- und Gegnerschaft aufs Innigste vermischend, in einer Nische, wo Gutes zu tun, um Böses zu verhindern,

die Maxime war. Eine Gruppe von Rettern in der Maske der Täter.

Als sein Chef Calmeyer Anfang 1943 in Urlaub war, nutzte Wander, der in der Erinnerung seines Kollegen, des niederländischen Rechtsanwalts Stockvis, ein «scharfer Gegner des Nazi-Regimes» war, die Gelegenheit. Er entschied in einem Fall grundsätzlich, dass die Mitgliedschaft in einer jüdischen Kultusgemeinde, also die Zugehörigkeit zur Religion, ein so genanntes widerlegbares Rechtsvermuten sei. Dieser Beschluss widersprach der Auffassung in Deutschland, dass dies unwiderlegbar sei. Die Folge: War ein Grosseltern teil Mitglied der jüdischen Gemeinde gewesen, dann musste man nur beweisen, dass dieser wiederum Kind oder Enkel eines Ariers war. In diesem Fall war er kein Volljude und stammte nicht von vier volljüdischen Grosseltern ab.

Indem er sein Konstrukt weiter drehte, nahm Wander also an, dass der, der drei arische Uurgrosseltern teile hatte und so zu 3/16 arisch war, nicht als Jude gelten konnte. Solch eine Erkenntnis, in eine Entscheidung verwandelt, bedeutete die Rettung einer Familie von sechs oder zehn Personen.

War es Aberwitz, war es juristische Spitzfindigkeit – mit den Waffen der Rassefanatiker liessen sich Menschen retten. Ein kunstvoll erstellter Stammbaum wurde zum Sesamschlüssel für eine ungefährdete Identität. Nach seiner Rückkehr behielt Wanders Vorgesetzter Calmeyer, trotz zugegebener Verständnisschwierigkeiten, die Regelung seines Urlaubsvertreters bei.

Chef des Amtes für Sippenkunde war der holländische SS-Mann Ludo ten Cate, zugleich «Bevollmächtigter für das Abstammungswesen». Ein Mann, der darauf aus war, sich in der Gunst der Deutschen zu sonnen. Ein Mann, vor dem, wie Stockvis sagt, alle in Calmeyers Entscheidungsstelle Todesangst hatten. Dies hinderte Wander nicht daran, den Auszug aus einem Taufbuch, dessen Original ten Cate angefordert hatte, mit aller Hingabe zu fälschen. Das Rezept für die Tinte wurde ebenso besorgt wie das passende Papier, und der Prediger der aushändigenden Kirchengemeinde tauchte solange unter, bis ten Cate zufriedengestellt war.

Auch Liebesbriefe aus den Zeiten der Grosseltern wurden hergestellt und fanden Gnade vor dem SS-Mann beim Sippenamt. Das Rote Kreuz spielte mit

und stellte Blankokarten zur Verfügung, auf denen Phantasie-Bluttransfusionen eingetragen wurden. Konsulatsbriefe mit exotischen Stempeln, die deutsche Beamte besonders schätzten, wurden besorgt. Der begehrteste und schönste war der Synodenstempel, ein Nonsense-Produkt. Stockvis nannte das «Schwindeleien» – vor allem die Erfindung des so genannten «fiktiven natürlichen Vaters», eines «arischen» mithin. Für jemanden, der eine solche Erklärung abgab, war dies nicht ungefährlich. Der Druck des misstrauischen SD war stark, richtete sich nicht nur gegen die holländischen Anwälte, sondern auch gegen die Entscheidungsstelle. Die «fingierten Erzeuger» galten als ihr Produkt.

Hauptmann Wander hat deshalb nur ein halbes Jahr im zivilen Gewand des Juristen handeln dürfen. Hinzu kamen Unstimmigkeiten mit seinem Vorgesetzten Calmeyer. Offenbar neigte der Chef einer vorsichtigeren Linie zu. Zum 1. April 1943 wurde Wander an die Ostfront abkommandiert.

Vier Tage vorher hatte Anne Frank offenbar im Radio eine Rede von Hans Albin Rauter, des obersten SS-Führers in den besetzten Niederlanden, gehört und seine Worte in ihr Tagebuch notiert: «Alle Juden müssen bis zum 1. Juli die germanischen Länder verlassen haben. Vom 1. April bis 1. Mai wird die Provinz Utrecht gesäubert» – ‚als wären es Kakerlaken!‘, merkte sie an – «und vom 1. Mai bis 1. Juni die Provinzen Nord- und Südholland». Und weiter: «Wie eine Herde armes, krankes und verwahrlostes Vieh werden die armen Menschen zu ihren schmutzigen Schlachtplätzen geführt.»

Ausgelöst wurde das, was aus den Freunden Calmeyer und Wander Feinde machte, durch einen Brief des Leiters der Zentrale für jüdische Auswanderung, des SS-Offiziers Ferdinand aus der Fünten, der Wanders Chef Calmeyer zu überwachen hatte. Offenbar hatte Wander Briefpapier aus seiner Dienststelle weitergegeben. Anschliessend war es für Erklärungen verwendet worden, die belegen sollten, dass jemand zu Unrecht auf der Deportationsliste stand. Und diese waren auf dem Schreibtisch aus der Füntens gelandet, so dass dessen Misstrauen geweckt war. Calmeyer suchte aus der Fünten zu beruhigen und schrieb zurück: «Es wird sich in der Regel um Mitteilungen handeln, die von Dr. Wander unterzeichnet sind. Dr. Wander hat mit diesen Bescheinigun-

gen meine strikten Anweisungen übertreten.» Ob es Wanders Leichtfertigkeit war, die die Arbeit der Entscheidungsstelle in Gefahr brachte? Calmeyer schickte seinen Brief jedenfalls erst ab, als Wander bereits an der Ostfront war, degradiert zum Obergefreiten und stationiert in der Nähe von Leningrad.

Nach dem Krieg brachte Calmeyer, ohne eine Gegenrede befürchten zu müssen, das Thema Korruption auf. Er schob nach, ihm sei zu Ohren gekommen, dass Wander sich seine Bemühungen einmal mit einem Pfund Kaffee habe belohnen lassen. Dies sei für ihn der Grund gewesen, um die Versetzung seines Kollegen nachzusuchen. Beweise dafür liegen nicht vor. In einem Milieu, das unter den Augen von SD und Gestapo mit allen Listen und Tricks arbeitete, dürften noch ganz andere Geschenke, ob in Geld oder Naturalien, übergeben worden sein. Die Rettung von Juden war in jedem Fall selektiv oder, in den Worten des niederländischen Anwalts Joseph Michman: «Derjenige, der alle Juden retten wollte, rettete niemanden.»

Sicher ist, dass Wander an der Ostfront endgültig den Entschluss gefasst hat, die Seite zu wechseln. Mit einem Urlaubsschein durchquerte er offenbar das zerstörte Deutschland und kehrte Anfang 1944 zurück in die Niederlande, deren Sprache er beherrschte. Amsterdam war im Krieg seine zweite Heimat geworden. Hier desertierte er und arbeitete – unter dem Decknamen «Jonas» – mit dem holländischen Widerstand gegen die Nazibesetzung, denn er dachte bereits an die Zeit danach. Das hat er einem seiner Kontaktleute, dem niederländischen Polizisten Eduard van der Noordaa, angedeutet. Der berichtete darüber nach dem Krieg, den Plänen des Widerstandskreises um den Grafen Stauffenberg zufolge sei Wander in der ersten freien Regierung Deutschlands als Justizminister vorgesehen gewesen.

Ende Januar 1945, als Gerhard Wander versuchte, mit den sich nähernden Alliierten Kontakt aufzunehmen, wurde er vom SD entdeckt und erschossen.

Literatur zu Gerhard Wander

- Wolfgang Benz (Hg.), Anpassung, Kollaboration, Widerstand, Berlin 1996.
- Ders. (Hg.), Die Bürokratie der Okkupation, Berlin 1998.
- Bert Jan Flim, Omdat hun hart sprak, Kämpfen 1996 (Geschichte der organisierten Hilfe für jüdische Kinder in den Niederlanden 1942-45).
- Anne Frank, Tagebuch, Frankfurt 1993.
- Geraldien van Frijtag, Gutachten zur Tätigkeit von Hans Calmeyer in den Niederlanden, Den Haag 2001.
- Anton Maria Keim (Hg.), Yad Vashem – Die Judenretter aus Deutschland, Mainz 1983.
- Konrad Kwiet, Reichskommissariat Niederlande, Stuttgart 1968.
- Ders. / Helmuth Eschwege, Selbstbehauptung und Widerstand, 1986.
- Horst Lademacher, Geschichte der Niederlande, Darmstadt 1983.
- Joseph Michman, Calmeyer, Osnabrück 1999.
- Peter Niebaum, Ein Gerechter unter den Völkern: Hans Calmeyer, Osnabrück 2001.
- Jacob Presser, Ashes in the Wind, Detroit 1988.
- Avi Primor,... mit Ausnahme Deutschlands, Berlin 1999.
- Katharina Rabe, Deutsche Schwestern, Reinbek 2001.
- Bob Snojink, Gerhard Wander, in: Panorama 17, 1987, S. 87-90.
- Benno Stockvis, Hans Calmeyer, Osnabrück 1999.
- Gerhard Wander, Wirkung und Rechtfertigung des gutgläubigen Eigentumserwerbs vom Nichtberechtigten an beweglichen Sachen, Diss. Königsberg 1928.
- Werner Warmbrunn, The Dutch under German Occupation, Stanford/CA 1963.

TV-Dokumentation

- Götz Balonier: Ein Gerechter unter den Völkern – Hans Calmeyer in seiner Zeit. TV-Dokumentation 2002.

Major Kurt Werner Retter des jüdischen Flamencotänzers Rubinstein

von Kuno Kruse

Plötzlich stand der Stiefel auf dem Bock des Schuhputzers, angriffslustig neben seinen hellen Schuh gestellt. Erkannt, geschnappt, erledigt – durchschoss es Sylvin Rubinstein und er dachte nur: Renn! Aber das Gesicht des deutschen Offiziers, in dem ein Monokel klemmte und das freundlich war, hielt ihn fest.

Der Offizier wollte dem Schuhputzer einen Geldschein reichen. Da schnappte Rubinstein die Banknote. «Mein Herr», sagte er, «das ist zu viel.» Denn es war ein grosser Schein.

Sylvin Rubinstein, der heute, im Jahr 2002, 88 Jahre alt, in Hamburg lebt, scheint jedes Detail dieses Zusammentreffens mit dem Major Kurt Werner in Krakau um die Jahreswende 1941/42 präsent geblieben zu sein; denn es sollte das Leben und Überleben des gerade dem Warschauer Ghetto entkommenen, damals 27-jährigen Juden bis 1945 bestimmen – und bis zum heutigen Tag immer wieder von Neuem aufwühlen. Der in Galizien aufgewachsene Tänzer ist einer der letzten Zeitzeugen, die über das Wirken des ungewöhnlichen Majors Kurt Werner im besetzten Polen berichten können, der jüdische Kinder zu einem katholischen Kloster brachte, einen von der Gestapo gesuchten Priester versteckte, Kontakte zu einer Partisanengruppe der Heimatarmee «AK» (Armia Krajowa) aufnahm und Rubinstein mit falschen Papieren als Zwangsarbeiter nach Berlin schickte, wo der Jude in der Wohnung des Offiziers Verfolgung und Krieg überlebte.¹

Vielleicht war es das Elastische und Androgyne im Gang des Tänzers, das die Ballettschule verriet. Vielleicht war es Rubinsteins schlanke Gestalt, die dem Deutschen auffiel. Rubinstein war gross, einsfüfundachtzig, ein Mensch, der hervorstach unter den Menschen. Kurt Werner liebte die Oper



Major Kurt Werner (Foto: Privatbesitz)

und das Ballett, verehrte die Dichter des Sturm und Drang. Er zitierte Rilke und auch später trug er Hölderlins «Hyperion» immer in der Tasche. Der Kunst-Geniesser, Sohn eines Orgelbauers und Bruder des bekannten Bach-Interpreten und Kirchenmusikdirektors Fritz Werner, war selbst ein Virtuose am Klavier, gab für Freunde kleine Konzerte auf seinem Spinett. «Ein sehr barocker Mensch,» erinnert sich ein Kriegskamerad.

Kurt Werner lud Sylvin Rubinstein in Krakau zum Essen in ein Lokal in der Florianska-Strasse ein, und der alte Mann erinnert sich noch heute, dass der Deutsche Ente bestellte und dazu Rotkraut. Er schenkte noch ein Glas Wein nach, dann sah er Rubinstein an und fragte: «Jude?»

Sylvin Rubinstein weiss bis heute nicht, war es der Beginn einer freundschaftlichen Verbindung zu dem Mann, den er bis heute «Vater Kurt» nennt, oder war es schon eine gezielte Rekrutierung für einen Widerstandskreis? «Er hat mich gerettet und hat andere gerettet», sagt Rubinstein, «aber er hat mich auch benutzt.»

Kurt Werner, nach dem Krieg Grundschullehrer in Gerlingen bei Stuttgart, hat selbst nie über seine Zeit in Polen gesprochen. Freunden sagte er, dass er sich Widerstand gegen die Nazi-Diktatur damals nur aus der Wehrmacht heraus vorstellen konnte. Konkret wurde er dabei nicht.

Die in Frankreich lebende Literaturagentin Karin Brown, Tochter des Schauspielers und Wehrmachtssoldaten Karl Münch, der Kurt Werner später – während der Zeit seiner Stationierung in Paris – kennenlernte, erinnert sich, dass der Journalist Henri Nannen 1948 vergeblich versucht hatte, Kurt Werner für einen Bericht in seiner Illustrierten *stern* zu gewinnen. Werner verweigerte sich.

Als Kurt Werner, den Rubinstein immer den «Major» nennt, ihn 1941 in seinem Wagen mit Chauffeur in das zwei bis drei Autostunden von Krakau entfernte Krosno mitnahm, war Werner nach den Unterlagen der Wehrmachtsauskunftsstelle noch im Rang eines Hauptmanns. Seine 257. Infanteriedivision lag in der südgalizischen Kleinstadt Krosno und verteilt über die umliegenden Orte am Fusse der Beskiden. Sie nannte sich nach dem Berliner Wappentier die «Bärendivision», denn fast alle Soldaten kamen aus der Hauptstadt Berlin. Die Bewaffnung der kurz vor Kriegsbeginn aus Reservisten zusammengestellten Division war wenig beeindruckend, die Geschütze

wurden teils von Pferden gezogen. Einige der Rekruten lernten erst in Polen das Exerzieren und Schiessen.

Für den Reservisten Kurt Werner, geboren am 21. November 1897 in Berlin, war es der zweite Krieg. Alte Zeichnungen von Kurt Werner zeigen Frontverlauf und Gräben bei Comaille. Für besondere Tapferkeit vor dem Feind wurde ihm unter Kaiser Wilhelm das Eiserne Kreuz verliehen. Er selbst hat später den Sturm auf den französischen Graben immer heruntergespielt. Er sei leer gewesen.

Kurt Werner hasste den Krieg. Er war ein unorthodoxer Lehrer im Stadtteil Kreuzberg, der die Gitarre mit in den Unterricht nahm und Arbeiterkinder aufs Gymnasium brachte, ein Nachtschwärmer der Weimarer Republik, der den Nationalsozialismus von Beginn an als Vernichter der europäischen Kultur betrachtete.

Damen in alten Kutschen, Landser, die mit Mädchen spazieren gehen, so tuschte Werners Kamerad, der Maler Jo von Kalkkreuth (Neffe des Malers Graf Leo Kalkkreuth) 1941 das Leben in der Etappe in ein schweinsledernes Gästebuch, das zu den wenigen schriftlichen Zeugnissen in Werners Nachlass aus seiner zweiten Militärzeit gehört. Zeichnungen finden sich darin und Gedichte. Unter Werners Freunden waren viele Künstler; sie kannten sich schon von der Akademie der Künste in Berlin, waren wie Werner aus der Burschenschaft «Hellas». Auch junge Kriegsenthusiasten waren darunter, wie der Bildhauer Gunter von Schewen, der mit Hölderlin im Marschgepäck bei Kriegsbeginn noch an die grossen Umwälzungen geglaubt hatte.

Der umsichtige, aber auch energische Offizier Werner, Mitglied des Stabs im 466. Regiment, genoss den besonderen Respekt des Generalleutnants Max von Viebahn, Kommandeur der Division, der im Schloss der Potockis in Krzeszowice, damals Kressendorf, Quartier gemacht hatte. Zwischen dem General und Werner wuchs eine Verbindung, die den Krieg überdauerte.

So lassen sich vielleicht aus der Haltung des Divisionskommandeurs, die sich in Berichten spiegelt, die heute im Militärarchiv in Freiburg liegen, auch Rückschlüsse auf die Haltung der ihm nahestehenden Offiziere ziehen. Von Viebahn bedauert darin insbesondere die Lage der Juden und den Antisemitis-

mus in der Truppe. «Es gibt auch viele arme Juden hier», notierte der General, «im Allgemeinen ist der Jude nicht beliebt.» Im Militärarchiv findet sich auch ein 17-seitiges «Merkblatt zur Erziehung» vom 6. September 1940, das der Preusse von Viebahn für seine Offiziere verfasst hatte. «Wir wollen ja», schreibt der Divisionskommandeur, «nicht nur den Soldaten ausbilden, sondern auch den ganzen Menschen, der in der Soldatenuniform steckt.» Viebahn verlangt «Vorbilder» statt «äussere Autorität», ermuntert die Offiziere zu einer Auseinandersetzung mit Geschichte, Jurisprudenz, aber auch Philosophie. «Ein gewisser Grad von Verstandes-, Geistes- und Herzensbildung ist manchmal mehr wert als die routinierte Abhaltung eines Kriegsspieles.» Er fordert Ehrfurcht «vor der Leistung anderer», auch vor der «Kunst, vor der Welterschöpfung und der Natur,... vor der göttlichen Bindung, in der jeder Mensch – ob er will oder nicht – steht.»

Er verlangt immer wieder Selbstdisziplin und das Einwirken auf das Unteroffizierskorps, verurteilt Alkoholexzesse, Bordellbesuche und Rabaukenmanieren und verlangt von den Offizieren, «die Herrenstellung des Deutschen nicht zu Paschamanieren» auszunutzen. Er befiehlt anständiges Benehmen gegenüber der Zivilbevölkerung, Ehrlichkeit und Hilfsbereitschaft bei Not und Elend. Er schreibt: «Misshandlungen auch an Juden sind des deutschen Soldaten unwürdig.»

Akademiker halten im Quartier der Division wissenschaftliche Vorträge vor ihren Kameraden, geben Unterricht in Englisch und Französisch, auch Polnisch wird angeboten. Die Soldaten stellen Chor und Orchester zusammen, lassen sich Violinen, Cellos und Fagotte aus der Heimat schicken, spielen Mozart statt Marschmusik.

Hauptmann Kurt Werner ruft eine Kabarettgruppe ins Leben: «Die Überwinder». Eine Tuschzeichnung von Jo von Kalckreuth zeigt einen Zirkuswagen mit einem reitenden Clown auf dem Zuggpferd, fröhliche Akteure, die aus den Fenstern winken. Vor dem Zirkuswagen steht der Hauptmann mit einer Pferdepeitsche.

Sie unterhalten mit ihrem Kabarett die Division, gehen mit ihrem Wagen auf Tournée durch die Etappe, ziehen bis Krakau. Im Programm: Landseralltag in Parodien und Sketchen. Nach einem Gastspiel auf Wilhelm Bendows «Bunter Bühne» in der Kottbusser Strasse in Berlin, die jetzt «Neues Lust-

spielhaus» heisst, überschlägt sich die Kritik. Deutsche Allgemeine Sonntagszeitung, Berliner Morgenpost, BZ am Mittag, Berliner Illustrierte Nachtausgabe, Berliner Börsenzeitung, Spandauer, Steglitzer und Neuköllner Blätter, Münchener Zeitung und auch der Völkische Beobachter und der Stürmer berichten über die Frontsoldaten auf den Bühnenbrettern. Die kleine Revue, «Illusionen», 24 humorvolle Szenen, eckt nicht an, sie liegt im Zeitgeist. Drei Flügel begleiten die Truppe, an einem spielt Kurt Werner.

Die Ufa-Schauspielerin Ethel Reschke, das leichte Mädchen aus Hans Albers Film «Grosse Freiheit», nach dem Krieg vor allem aus dem politischen Kabarett bekannt, stösst zu der Truppe. In Werners Nachlass findet sich noch das Manuskript der Tischrede seiner Verlobungsfeier mit Ethel Reschke im Kreis der Kameraden im Kurort Bad Ivonicz, wenige Kilometer von Krosno.

Neben dem Landerleben aber gab es das der anderen. Kurt Werners Kamerad Forsberg hat es mit seiner Amateur-Kamera eingefangen. Die Farbfilme liegen im Bundesfilmarchiv in Berlin: Der Marktplatz von Krosno, dichtes Treiben. Die Bauern mit ihren Wagen und Pferden, die Frauen, die sich an den Gemüsesständen drängeln. Viele der Kundinnen tragen weisse Armbinden mit einem Stern. Das Objektiv verfolgt einen alten chassidischen Juden mit Schläfenlocken und Kaftan. Dann nimmt Forsberg, nur wenige Sekunden lang, als sei er unterbrochen worden, Juden auf, die sich in langen Zweierreihen aufstellen. Auch das ist auf dem Marktplatz, an einem Tag ohne Marktstände und Bauernwagen.

Es war diese zwiegespaltene Welt der Annehmlichkeiten für deutsche Soldaten und der Leiden der Polen und Juden in Krosno, in die Kurt Werner den Juden Sylvin Rubinstein in seinem Wagen mitnahm. Die 257. Infanteriedivision war seit dem Frühjahr 1941 bereits für den Russlandfeldzug eingepplant, der grösste Teil der Truppe weiter nach Osten gezogen, der als «Polenfreund» diffamierte General von Viebahn in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. (Im Juli 1944 wird von Viebahn in seiner Villa in Berlin-Grunewald unter Hausarrest gestellt.)

Kurt Werner bringt den jungen Juden Rubinstein in einem Kloster im Ort Mestje Piastove unter, fünf Kilometer ausserhalb von Krosno. Von dort wird er vom Priester Gorecki weitergereicht an den Schlosser Jan Wasszkowicz,

der mit seiner Frau und vier Kindern in einem Bauernhaus hinter dem Kloster lebt.

Werner selbst wohnt in Krosno in der Stadtvilla «Piasetzki» unterhalb des Schulgebäudes, in dem seine Truppe untergebracht ist. Werner und Rubinstein sehen sich täglich, Rubinstein tritt als Dolmetscher auf, sie besuchen zusammen Cafés. Rubinstein berichtet auch von mancher «affaire galante» des attraktiven Offiziers mit einer jungen polnischen Frau.

Die alten Häuser der Innenstadt sind von Juden bewohnt, die Hälfte der Stadtbevölkerung ist jüdisch. Ein Ghetto ist entstanden, mit Juden aus anderen Orten. Ein zweites in der Nähe des Flughafens der deutschen Luftwaffe. Die Gestapo-Männer Gustav Schmatzler und Oskar töten aus Willkür, junge Jüdinnen werden ohne Anlass auf der Strasse erschossen. «Wenn du so etwas siehst,» sagt Rubinstein, «wirst du zur Hyäne.» Werner hat es gesehen. Zusammen seien Werner und er zu einem Feld gegangen, in dem gerade erschossene Juden eingegraben worden seien. Das Blut, sagt Rubinstein, drückte aus der Erde. Und Werner habe gesagt: «Man muss die Schweine vernichten. Sie vernichten die Juden und sie vernichten Deutschland.»

Partisanen schlichen nachts in die kleine Stadt Krosno. Rubinstein erinnert sich, dass er oft bei der Ölpumpe in der Nähe des jüdischen Friedhofs auf sie wartete. Er brachte sie zur Franziskanerkirche. Der Priester war eingeweiht.

Über Krosno lief der Kurierweg des Oberkommandos der Armia Krajowa von Warschau nach Budapest. Die Menschen der Region, katholisch, konservativ und bärbeissig, bildeten hier schon seit dem Frühjahr 1940 lokale Widerstandsgruppen. Sie versteckten sich im Grenzgebiet zur Slowakei, sicherten Geldtransporte der Widerstandsbewegung, die aus Ungarn via Slowakei ihren Weg über die Karpaten nach Polen nahmen.

Rubinstein beschreibt Werner, obwohl erst Mitte vierzig, als eine Vaterfigur. Aber mit dem Charme eines Draufgängers und Charismatikers, dem alle gefolgt seien. Seine Freunde nannten ihn «Mars».

Zusammen mit Werner hatte Rubinstein ein verwaistes jüdisches Geschwisterpaar, das sich nachts auf dem jüdischen Friedhof von Krosno versteckt hatte, in ein katholisches Waisenhaus gebracht. Werner habe den Priester Gorecki aus dem Kloster in Mestje Piastove fortgebracht, weil dieser, als Rä-

delsführer des Widerstandes verdächtig, gesucht wurde. Auch einen alten Rabbiner habe Werner im Nachbarort Rymanow versteckt. Er schickte Rubinstein mit einer Gruppe Juden zu dem Rittergut derer von Szeliskis. Der Gutsherr Hendrik Szeliga von Szeliski wurde später verhaftet und ermordet. Seine deutsche Frau wurde nach dem Krieg von der Polizei des kommunistischen Regimes vier Jahre lang ins Gefängnis gesperrt, bis die Justiz endlich polnischen Zeugen glaubte, die sich für Frau von Szeliski verwandten. Rubinstein berichtet von Werners Kontakten zur in Krosno ansässigen Familie Wojtynkiewicz, die eine Apotheke betrieb und in Krosno als eine der Anlaufstellen des Widerstandes und Fälscher-Werkstatt für Papiere galt.

Rubinstein ruft in langen Gesprächen Szene um Szene in seine Erinnerung zurück. Jene, in der Werner nachts von Rubinstein und anderen die Vorratskammer im Schulgebäude plündern liess, damit Juden, die beim Strassenbau eingesetzt werden, heimlich mit Lebensmitteln versorgt werden konnten. Jene, an der einer von Werners Kameraden, ein Berliner Kommunist, sich beteiligt hatte, als Partisanen «Krähfüsse» (= scharfkantige Hindernisse, d. Red.) auf der Landstrasse verstreuten und Minen legten. Er berichtet über eine Aktion in der Nachbar-Kreisstadt Jaslo, bei der Werners Fahrer, Rubinstein erinnert sich nur noch an den Familiennamen Hehle, nachts dabei gewesen sei, und ein anderer Soldat mit dem Namen Emil Wolf, aus einem Depot gestohlene Waffen an die Partisanen weitergaben. Und wie Werner selbst in Jaslo die ukrainischen Hilfskräfte in der Verwaltung übertölpelte, um Formulare für Papiere zu stehlen, mit denen jüdische Frauen, die in der Wehrmachtskaserne als Reinigungsfrauen arbeiteten, zu Polinnen gemacht wurden.

Rubinstein berichtete von heimlichen Treffen in Werners Quartier in der Villa Piassetzki. Einmal, versichert er, habe er auch einen Briten bei Werner angetroffen. Er berichtet von einer Zusammenkunft in Krakau und von einer gemeinsamen Fahrt mit Werner nach Warschau. Werner habe auch versucht, ihn nach Brody in Ostpolen zu bringen, wo Rubinstein seine Schwester vermutete, von der er sich in Warschau getrennt hatte, und ihre Mutter aus dem Städtchen holen wollte.

Polnische Partisanen und ein Major der Wehrmacht – Legenden eines alten Mannes, die einer historischen Überprüfung kaum standhalten? Das menschl-

che Gedächtnis ist trügerisch, Hoffnungen verweben sich mit Erlebtem, Wünsche werden zu Taten, Erinnerungen verflüchtigen sich, verändern sich. Sylvin Rubinsteins Erinnerungen an den deutschen Offizier sind keine gemeisselten Memoiren, sie sind Denkwürdigkeiten, mit denen der alte Mann bis heute ringt. Wie jene schwere Zerreißprobe zwischen dem Offizier und ihm selbst, als ein anderer junger Jude, Moniek Peres, der ebenfalls im geheimen Dienst des Majors gestanden hatte, habe aussteigen wollen, weil die Nerven nicht mehr mitmachten. Peres sei erschossen worden, und der Schütze, da ist Rubinstein sicher, sei einer aus Werners Kreis gewesen. Da habe auch Rubinstein sein Bündel geschnúrt, aber Werner habe ihn zurückgeholt.

So ist Rubinsteins Rückblick durchdrungen von Freude, Scham, Reue, Rachedurst und Triumphgefühlen und ständiger gefühlsmässiger Umwertung unterworfen.

Über das Verhalten Kurt Werners, der in Krosno im Zentrum eines Kreises von Offizieren gestanden habe, die sich gegen Hitler verschworen und den Partisanen zugearbeitet hätten, gibt es keine schriftlichen Quellen. Allein der von Rubinstein genannte Name «Emil Wolf» findet sich in Werners Nachlass in der Liste seiner Kameraden. In diesem Zusammenhang genannte polnische Namen aus dem Widerstand werden durch polnische Quellen bestätigt. So bleibt Werners Geschichte erzählte Geschichte, die mehrfach bezeugt ist. Denn Rubinsteins Schilderungen über den Offizier, der ihn damals versteckte, als Dolmetscher einsetzte und für Widerstandsaktionen benutzte, decken sich mit denen in Polen lebender Zeitzeugen. Im Dorf Xy, fünf Kilometer vor Krosno, erzählen Grossmütter den Enkeln noch heute von Rubinstein und dem Offizier.

«Warum», fragt die Lehrerin Stefania Krzysztof, die Tochter des Schlossers Jan Wasszkowicz in Mestje Piastove, bei dem Rubinstein versteckt gewesen war, «hat sich der Offizier nach dem Krieg nie wieder gemeldet?» Ihr Vater und der Offizier seien gute Freunde gewesen. Man habe so sehr auf ein Zeichen gewartet.

Bei einem Wiedersehen zwischen den Kindern des inzwischen verstorbenen Schlossers Jan Wasszkowicz und Sylvin Rubinstein nach 54 Jahren im Sommer 1999 lebten viele Geschichten aus der Zeit wieder auf, als Rubinstein dort versteckt war. Von den Juden, die auf dem Dachboden im Heu lagerten,

von den Juden, die oft mit blossen Händen die Strasse bauen mussten, und für die sie heimlich Lebensmittel am Strassenrand versteckten, von der Brückensprengung, von dem missglückten Befreiungsversuch russischer Gefangener aus einem Kriegsgefangenenlager, von den Fallschirmagenten, die in der Nähe des Hauses abgesprungen waren, und über den Sender, für den Jan Wasszkowicz verantwortlich war und den Rubinstein immer wieder neu versteckte, und von dem Rubinstein erzählte, dass Werner ihn bediente.

Und es scheint, als sei das Haus der Familie, in der einer der Fallschirme auch nach dem Krieg zur Dekoration von Familienfeiern hervorgekramt wurde, das Verbindungsglied zwischen dem deutschen Major und den Partisanen gewesen. Der Schwager von Jan Wasszkowicz Frau führte die Partisaneneinheit an, die sich in den Wäldern um Krosno verbarg.

Kazimierz Wasszkowicz, der Sohn des Schlossers, der damals noch ein Junge war, erinnerte sich auch noch genau an jenen Tag im Spätsommer 1942, als Sylvin Rubinstein sie verliess. Ein Motorrad mit Beiwagen fuhr vor, ein Opel und ein Lastwagen. Deutsche Soldaten stiegen aus. Rubinstein und der Offizier, den sie oft bei ihrem Vater gesehen hatten, umarmten sich, alle schienen einander gut zu kennen. Rubinstein kramte eilig ein paar Sachen zusammen und stieg auf den Lastwagen. Das war im September 1942.

Sylvin Rubinstein trug eine Transportkarte um den Hals, als er am 12. September 1942 mit der Bahn nach Berlin geschickt wurde. Abgestempelt vom Arbeitsamt Krosno. Darauf stand der Name Turski, Pole, römisch-katholisch. Er hatte sich als freiwilliger Fremdarbeiter im Krankenhaus Neukölln zum Dienst zu melden. Rubinstein hat den Versicherungsausweis und sämtliche Papiere aus der Zeit bis heute aufbewahrt.

In Berlin angekommen, versteckte er sich auf einem Friedhof am Südsterm im Stadtteil Kreuzberg und wurde von einer Nachbarin Kurt Werners dort abgeholt. Sie besass einen Schlüssel für Werners nicht weit entfernt gelegene Wohnung in der Urbanstrasse 183. Hier blieb Rubinstein bis zum Sommer 1944. Zeitweise lebten noch ein Russe und ein Tscheche in Werners Wohnung versteckt. Auch in Berlin fiel Rubinstein in ein Netz aus Helfern aus Werners Umfeld.

Kurt Werner, der ab 1943 beim Armeeoberkommando 16 und beim Generalkommando VIII. Armeekorps eingesetzt und zum Major befördert worden war, besuchte seinen Schützling mehrmals in Berlin. Einmal kleidete er seinen Untermieter ein und ging mit ihm in ein Tanztheater. Weihnachten assen sie eine magere Gans bei Werners Bruder Fritz, dem Kirchenorganisten. Ab 1944 lebte Rubinstein im katholischen Franziskus-Krankenhaus in der Burggrafenstrasse, wo Nonnen und Ärzte auch andere Menschen versteckten.

Rubinstein hat sich 1945 für Kurt Werner bei den Alliierten verwendet. Der Major wurde sofort aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft entlassen. Werner kehrte Berlin den Rücken und ging nach Gerlingen. Dort wurde er nach den Unterlagen der Wehrmachtsauskunftsstelle noch einmal bis 1947 in französische Kriegsgefangenschaft genommen.

Auch als Lehrer in Gerlingen war Werner als feinsinniger Kulturmensch und Nachtschwärmer in Erinnerung, dessen Magie sich niemand entziehen konnte. Hier war er Instanz in allen Fragen, jeder spürte, wenn Werner den Raum betrat, jene Präsenz und natürliche Autorität, die er ausstrahlte und die Rubinstein aus Krosno beschreibt. Wieder hingen alle an Werners Lippen, auch wenn er bei seinen beehrten Tischgesellschaften nur über Bilder, Literatur oder ein Konzert diskutierte. Freunde erinnern sich noch, wie er Zeichnungen vom jungen Günter Grass weggab, weil er sich über die rohe Sprache in der «Blechtrommel» empörte. Vornehm, eine Mischung aus Freiherr und verlässlichem Freund, ein Eulenspiegel und ein Mentor für die Jüngerer, ein Mann der mutigen Entscheidungen, witzig, schlagfertig, ein bisschen verrückt – so wird er beschrieben. Aber mit einem sehr klaren Koordinatensystem. Fast erblindet, bereiste er die europäischen Museen, erinnert sich Heinz Storz, ein Freund, und erklärte seinem sehenden Begleiter die Gemälde, die er nur aus der Erinnerung kannte.

Kurt Werner starb am 25. September 1979. Von Galizien hat er niemandem erzählt. «Er war ein Leitwolf», sagt Sabine von Viebahn, die Tochter des Generals, «der furchtlos etwas durchsetzte und keine anderen Herren neben sich duldete.» Und sie schliesst ihre Erinnerungen mit einem Seufzer. «Ach wissen Sie», sagt sie, «der Kurt Werner war schon ein toller Mann.»

Anmerkung

- 1 Die Biographie des Tänzers Sylvain Rubinstein ist unter dem Titel «Dolores & Imperio» im Verlag Kiepenheuer & Witsch erschienen.



Helga und Werner Keller bei ihrer Hochzeit, 1940 (Foto: Privatbesitz)

«Ich habe versucht, was in meiner Kraft stand...» Die Verfolgtenhilfe des Werner Keller aus dem Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion

von Norbert Haase

Herbert A. Strauss, der erste Direktor des Berliner Zentrums für Antisemitismusforschung, erwähnt in seinem 1997 veröffentlichten Bericht «Über dem Abgrund» über sein Leben in Deutschland bis zur Flucht und Emigration in den USA den Namen eines Mannes, dem er – neben anderen Berlinerinnen und Berlinern – vermutlich sein Überleben verdankt: Werner Keller.¹ Dem aus Würzburg stammenden Strauss und seiner Frau Lotte war im Frühjahr 1943 nach Monaten der Zwangsarbeit und des Lebens im Untergrund in Berlin mit Hilfe gefälschter Papiere aus dem Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion die Flucht in die Schweiz gelungen. Keller war hoher Beamter in dem Ministerium, das Albert Speer unterstand, und aller Wahrscheinlichkeit nach für die Rettung des Ehepaars mitverantwortlich. «Für die etablierte deutsche Geschichtsschreibung, die für die neue Bundesrepublik Deutschland eine Tradition zu konstruieren bestrebt war, mag Kellers Arbeit im militärischen Widerstand, seine für viele lebensrettende Arbeit, tabu gewesen sein. Wir aber werden ihm und seinen anderen Helfern», schreibt Strauss, «welcher Religion sie auch angehören, als Symbole der Rechtschaffenheit und des Trostes in einer gottverlassenen Welt ein ehrendes Andenken bewahren.»²

Herbert Strauss' Interesse an der Lebensgeschichte seines Retters – wir begegneten einander 1994 in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand – sowie meine Vorbereitungen zu einer Ausstellung über Torgaus Haftstätten am Kriegsende 1945 gaben den Anstoß zu einer biographischen Recherche.³ Wer sich der Biographie des Werner Keller zu nähern versucht, sieht sich vor ungeahnte Probleme gestellt. Obschon sein schriftstellerisches Werk, insbesondere das in viele Sprachen übersetzte und in Millionenauflage publizierte

Buch «Und die Bibel hat doch Recht», ihn berühmt gemacht hat, ist seine Vita kaum erforscht.⁴ Keller hat selbst zudem wenig Aufhebens um seine Rolle in der Illegalität und im Widerstand während der NS-Zeit gemacht. Über die Hintergründe für sein öffentliches und privates Schweigen lässt sich nur mutmassen, doch hatte er möglicherweise gute Gründe, im Deutschland der Nachkriegszeit über das persönliche Spannungsfeld zwischen einer beachtlichen Karriere im NS-Staat und illegaler Widerstandstätigkeit, noch dazu im Sinne eines Rettungshandelns für Verfolgte, zu schweigen. Neben Bruchstücken über seinen militärischen Werdegang konnten für das vorliegende Biogramm Unterlagen und Aufzeichnungen aus Kellers persönlichem Nachlass ausgewertet werden, die oftmals als einzige Quelle dienten, um Indizien für die Hilfsaktionen eines Wehrmachtsoffiziers und hohen Beamten des NS-Staates zu rekonstruieren. Darunter befanden sich neben eigenen Aufzeichnungen eidesstattliche Aussagen geretteter Juden.⁵

Wolfgang August Werner Rudolf Keller wurde am 13. August 1909 in Nutha/Anhalt geboren. Er besuchte die Oberrealschule in Berlin-Spandau, wo er sein Abitur machte. Als Jugendlicher war Keller in der bündischen Jugend Jugendführer im Kreis um Dr. Hans Fritzsche, den Führer des «Bundes deutscher Ringpfadfinder», der 1940 zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, wo er 1942 umkam. Die Gruppe hatte versucht, sich dem Anschluss an die Hitlerjugend zu widersetzen – wahrscheinlich doch ein frühzeitiges Schlüsselerelebnis in der weltanschaulichen Ausrichtung Kellers. Während seines Studiums an den Hochschulen in Berlin, Zürich, Genf, Rostock und Jena bereiste Keller den Balkan und den Vorderen Orient. Nach anfänglichen Studien der Medizin und des Maschinenbaus absolvierte er ein Jurastudium, das er mit dem ersten juristischen Staatsexamen und 1933 in Jena mit der Promotion zum Dr. jur. abschloss. Seine an der Universität Jena vorgelegte Dissertation beschäftigte sich mit der Rechtsstellung des unehelichen Kindes im damaligen Deutschland.⁶

Seinem nach dem Krieg verfassten Lebenslauf vertraut er an, auf Aufforderung des Kammergerichtspräsidenten 1933 der NSDAP beigetreten zu sein, seine dreijährige Referendarzeit am Kammergericht 1937 jedoch auf eigenen Wunsch vorzeitig abgebrochen zu haben – aus Gewissensgründen gegen die

Nürnberger Gesetze und andere Unrechtsnormen des NS-Staates. Nach Angaben von Weggefährten habe er bereits seit 1935 mit dem Austritt aus der NSDAP gerungen, den er dann auch später – nach eigenen Angaben 1939 als Reaktion auf die Pogromnacht im November 1938 – vollzogen habe. In einem Fragebogen des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda (RMVP) hatte er am 1. Juli 1940 noch angegeben, am 20. Juli 1932 Parteigenosse der NSDAP geworden zu sein.⁷ Auch die Akten des Berlin Document Centers belegen einen Parteieintritt bereits im Juli 1932 (Mitgliedsnummer: 1233 199).⁸ – Eine der wenigen Ungereimtheiten, die sich heute nicht mehr auflösen lassen. 1938 versuchte er vergeblich, in den Dienst des Auswärtigen Amtes übernommen zu werden. Keller machte zusätzlich eine kaufmännische Ausbildung in einem Zeitungsbetrieb und arbeitete als Schriftleiter in Ausbildung mit Abschluss der Presseschule. In der Zwischenzeit betätigte er sich in den Jahren von 1935 bis 1937 als juristischer Repetitor, nahm 1936 bis zum Kriegsbeginn eine schriftstellerische Tätigkeit auf und arbeitete zudem als Reporter und Journalist, wobei er etwa 1936 für das Berliner Tageblatt oder die Deutsche Allgemeine Zeitung von den Olympischen Spielen berichtete. Durch die Berichte und Reportagen für verschiedene Zeitungen hatte er auch Auslandskontakte, unter anderem in die Vereinigten Staaten. Sein Manuskript «Kellers Märchen» – vom Reichspropagandaministerium abgelehnt, da für Deutschland zu pazifistisch –, bot der Autor eigenen Angaben zufolge dem Verlag Holle in Den Haag an.

Keller war ein Kosmopolit mit bürgerlichem Lebenszuschnitt, er hatte in seinem Bekannten- und Freundeskreis viele jüdische Zeitgenossen. Er spielte Tennis, war Mitglied eines Reitervereins. Aus seinem Kosmopolitismus resultierte ein besonderes Faible für die USA, was ihn mit seiner Frau Helga (geborene Maemecke, geboren am 13. Februar 1921 in Berlin, Hausfrau), verband, die er 1940 heiratete. Sie war im Rahmen eines Carl-Schurz-Schüleraustauschs im Frühjahr 1937 für fünf Wochen Gast der Rocky River High School in Cleveland im US-Bundesstaat Ohio gewesen, wo die Schülerinnen und Schüler auch mit deutschen Exilanten in Berührung gekommen waren. Wie Werner Keller war sie antinazistisch eingestellt und legte grossen Wert darauf, nicht im Bund Deutscher Mädel zu sein.⁹

Im Juni 1939 nahm Werner Keller am «1. Weltkongress der Luftfahrtpresse» in Rom teil. Damit verbunden war ein internationaler Streckenflug nach Rom, der Keller als Berichterstatter des Zeitungsdienstes Graf Reischach zusammen mit seinem Piloten den «1. Preis des Duce» einbrachte. Der Sternflug mit einer Si 202 «Hummel» führte 8'500 Kilometer im Zickzackkurs über das gesamte deutsche Reichsgebiet von Memel nach Rom.¹⁰

Im August 1939 wurde Werner Keller zur Wehrmacht als Schütze zum Infanterie-Regiment 115 eingezogen. Vergeblich bemühte er sich, eine Uk-Stellung zu erreichen. Er kam zum Fronteinsatz, war aber im Wesentlichen als Hauptreferent in der Propagandaabteilung des Oberkommandos der Wehrmacht unter deren Chef Hasso von Wedel zuständig für die Zensur- und Veröffentlichungspolitik im Bereich der Luftwaffe und der Luftfahrtindustrie. Zugleich betreute er als Sonderführer die Luftwaffenpropagandakompanien. In den Jahren von 1941 bis 1943 war er selbst als Kriegsberichterstatter (Lw KBK1) der Luftwaffe in Norwegen, Dänemark, Frankreich und Italien tätig. Als Kriegsauszeichnungen erhielt er das Eiserne Kreuz I. und II. Klasse, den Narvikschild und die Frontflugspange. Keller war zudem Mitglied der Reichskulturkammer. Seit Oktober 1943 arbeitete er im Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion (Speer) als Abteilungsleiter und stellvertretender Amtsgruppenchef der Kulturabteilung. Protokollangelegenheiten, die Vorbereitung von Rüstungstagungen sowie die Zensur aller technischen Veröffentlichungen waren nun sein Aufgabenfeld. Er war Chef der Kriegsberichterstaffeln der Organisation Todt und wiederum verantwortlich für die Steuerung sämtlicher Veröffentlichungen in Wort, Bild, Funk und Film, insoweit sie Waffen, Munition und deren Produktion betrafen. Die Herstellung von Rüstungsfilmen fiel ebenso in sein Ressort wie die Leitung von Propagandaaktionen wie etwa «Feind hört mit».¹¹ Zuletzt hatte Keller den Dienstrang eines Leutnants der Reserve (Luftwaffe) inne.

Keller bezeichnet sich selbst in persönlichen Nachkriegsaufzeichnungen als Mitbegründer der so genannten «Amerika-Bewegung» in Berlin. Diese hätte Flugblätter gegen die Nationalsozialisten gedruckt und sei mittels zweier Schwarzsender für eine schnelle Beendigung des Krieges eingetreten. Es sei

ihr unter anderem gelungen, wichtiges Bildmaterial über die Produktion und den Einsatz der VI- und V2-Raketen zu beschaffen. Dahinter hätte die Absicht gestanden, Geheimnisse der NS-Rüstungswirtschaft dem Ausland zur Kenntnis zu bringen.

Keller schreibt am 20. Oktober 1947 in einer eidesstattlichen Erklärung: «Gegen Ende des Jahres 1943 war ich zu der klaren Einsicht gelangt, dass lediglich noch eine Beseitigung Hitlers und seiner Trabanten in der Lage sein könnte, den unseligen Krieg schnellstens zu beenden, um wenigstens ein weiteres sinnloses Opfern von Menschen und Material zu verhüten. Ich habe damals Walter Bundschuh, der zu dieser Zeit einer Scharfschützen-Reserveeinheit angehörte, ohne ihm Einzelheiten zu unterbreiten, in diese meine Pläne eingeweiht und habe bei ihm sofort volles Verständnis gefunden. Er erklärte sich bereit, mir seine volle Unterstützung zu geben und versprach mir, aus seiner Einheit eine Anzahl zuverlässiger, antinazistisch eingestellter Männer zu ermitteln, mit denen er mir auf Abruf für eine entsprechende Aktion zur Verfügung stehen würde. Ich erfuhr von Bundschuh einige Zeit nach diesen entscheidenden Besprechungen, dass er eine Anzahl geeigneter verschwiegener und zur Tat entschlossener Männer bereits ausgewählt und zusammengestellt habe. Bundschuh stellte mir damals auch 200 Karabiner zur Verfügung, die ich für einen Sonderfall benötigte.

Nachdem eine erste von mir vorgesehene Möglichkeit – anlässlich einer Rüstungstagung des Reichsministers für Bewaffnung und Munition im Juli 1944 in Linz – nicht günstig erschien, hatte ich einen weiteren Plan für November 1944 für eine geheime Rüstungstagung in Rechlin gefasst und vorbereitet. Walter Bundschuh sollte dabei mit einem Scharfschützenkommando, für das ich Sonderausweise vorbereitet hatte, während der Waffenbesichtigung auf dem Versuchsfeld Hitler und die anwesenden Gauleiter und Minister erledigen. Wenige Stunden vorher habe ich das ganze Unternehmen jedoch abgeblasen, nachdem ich sichere Nachricht hatte, dass weder Hitler, Goebbels noch die anderen eingeladenen Gauleiter erscheinen würden.»¹²

An anderer Stelle notiert er zu den Attentatsplänen: «Es gehört dazu der Versuch, das gesamte ‚Höhere Führerkorps‘ der NSDAP incl. Hitler anlässlich e. geh. Rüstungstagung umzulegen, wozu ich den damaligen Chef der

Scharfschützenschule zu Grossen a. d. Oder persönlich gewinnen konnte, der mit anderen zuverlässigen Schützen von mir als OT-Leute verkleidet bereits bereit stand – wie auch der mit General Bambach ausgedachte Plan, mithilfe eines Huckepack-Flugzeugs das Hauptquartier Himmlers durch Bomben zu zerstören.»

Eine Parallelüberlieferung, die diese bemerkenswerte Darstellung stützen könnte, existiert bis heute nicht und hinterlässt deshalb Vorbehalte. Keller hatte andererseits, was immerhin durch Zeugenaussagen anderer untermauert wird, zusammen mit Vertrauten ausländische Sender abgehört, deren Nachrichten er später verbreitete. Durch die Ausstellung falscher Papiere auf das Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion konnte er verschiedenen rassistisch verfolgten Menschen helfen, die unter die Nürnberger Gesetze fielen. Einige Verfolgte versteckte er auch in seiner Wohnung in der Wiesbadener Strasse Nr. 10 in Berlin-Friedenau. Hans Albrecht Schwarz, der 1944 als «Mischling ersten Grades» zur Organisation Todt hätte eingezogen werden sollen, konnte sich so dem Zugriff der NS-Behörden entziehen, da ihm Keller persönlich ein entsprechendes Dokument ausgehändigt hatte.¹³

Die überlebende Hamburger Jüdin Margarete Meyer sagte am 26. Oktober 1945 aus:

«1. Ich bin Zeuge, dass Dr. Keller vielen Juden und Halbjuden, die von der Gestapo gesucht wurden, geholfen hat. Er hat ihnen gefälschte Personalpapiere und Reisebescheinigungen ausgestellt, sie mit Lebensmitteln versorgt und ihnen Unterkunft beschafft, sodass sie vor dem Zugriff der Gestapo sicher waren. Mehrere der jüdischen Flüchtlinge habe ich selbst bei Dr. Keller kennengelernt. Ich selbst wurde 1944/45 auch von Dr. Keller in der Berliner Wohnung gemeinsamer Freunde betreut und geschützt. Mir ist bekannt, dass Dr. Keller in vielen Fällen Hand in Hand mit Gräfin Maria von Mal[t]zan, Berlin-Wilmersdorf, Hildegardstrasse 6 gearbeitet hat, die ebenfalls Juden und Halbjuden in grösserem Umfang geholfen hat. Letzteres geschah zum Teil in Zusammenarbeit mit der Schwedischen Kirche in Berlin.¹⁴

2. Im Jahre 1944 hat Dr. Keller mit mehreren Freunden in Berlin eine Untergrundbewegung gegründet, die gegen die Nazis für eine schnelle Beendi-

gung des Krieges arbeitete und eine Zusammenarbeit mit den Alliierten anstrebte. Es ist mir bekannt, dass Dr. Keller über den mir persönlich bekannten Werner Reichert, zuletzt Berlin-Lankwitz, zwei Kurzwellensender für die Geheimgruppe beschafft hat, die als Schwarzsender zum Einsatz kamen. Weiterhin hat Dr. Keller in einer Berliner Druckerei Flugblätter gegen das Naziregime herstellen lassen. Ich selbst habe die Originalentwürfe und Texte für die ersten Sendungen und die Flugblätter bei mir zur Aufbewahrung gehabt und sie nach der Verhaftung Dr. Kellers vor der Beschlagnahme durch die Gestapo sichergestellt.

Dr. Keller wurde am 2. Februar 1945 von der Gestapo verhaftet und in Ketten gelegt nach Moabit gebracht. Aufgrund des gegen ihn und seine Mittäter zusammengetragenen Beweismaterials – die Gestapo hatte eine Sendung angepeilt und einen der Schwarzsender beschlagnahmen können – wurde Dr. Keller vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Nur durch Bestechung der Gestapo gelang es mir unter grössten Schwierigkeiten, eine schnelle Überführung Dr. Kellers von Berlin nach dem Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis Torgau-Fort Zinna – dem Sitz des Reichskriegsgerichtes – zu erwirken und auf diese Weise die sofortige Vollstreckung des Todesurteils hinauszuzögern. Gelegentlich eines Abtransportes aus Torgau gelang es Dr. Keller dann im April, dort auszubrechen.

3. Dr. Keller hat sich seit 1943 nicht mehr in seiner Berliner Wohnung Friedenau, Wiesbadenerstrasse 11 [sic!] – aufhalten können, da die Gestapo und der Wehrmachtsfahndungsdienst dort laufend Kontrolle vornahm aufgrund mehrerer Denunziationen und wegen des Verdachtes der Beihilfe zur Fahnenflucht von Offizieren. Die Abschrift einer der protokollierten Anzeigen gegen Dr. Keller und seine Frau wegen Judenbegünstigung, Defaitismus und Zersetzung sowie abfälliger Äusserungen gegen die militärische Führung und führende Nazis habe ich selbst gesehen.

Vom Jahre 1944 ab ist auch Frau Keller auf ihrem Landhaus in der Nähe von Dessau laufend bespitzelt und beobachtet worden durch die Partei und die Gestapo. Trotz dieser Gefährdung haben Kellers auch in dieser Zeit wiederholt Juden und Halbjuden in ihrem Landhaus versteckt gehalten.

4. Mir ist bekannt, dass Dr. Keller in vielen Fällen Beihilfe zur Fahnen-

flucht geleistet hat und mit seiner Hilfe viele Wehrmachtangehörige durch entsprechende Behandlung durch zwei Ärzte (Unterarzt Franz Münch und Dr. Heinz Lange) für eine weitere Frontverwendung untauglich gemacht wurden. Auch durch Ausstellung gefälschter Marschpapiere und Einsatzbefehle der Wehrmacht hat Dr. Keller Offizieren und Mannschaften laufend geholfen, sodass sie nicht mehr zum Fronteinsatz kamen.

5. Auf Veranlassung Dr. Kellers wurden 6'000 m des Negativfilmes über den 20. Juli-Hochverratsprozess vor der Vernichtung durch die Nazis gerettet. Ich selbst habe nach der Verhaftung Dr. Kellers zusammen mit Herm Theodor Schlizio das Filmnegativ in Berlin sichergestellt. Das Material befindet sich jetzt in den Händen der Alliierten.

6. Dr. Keller hat aus seiner antinazistischen Einstellung nie ein Hehl gemacht und in weiten Kreisen jede Gelegenheit benutzt, um gegen das Nazisystem in schärfster Kritik Stellung zu nehmen. So hat er auch die von ihm stets abgehörten ausländischen Rundfunkmeldungen überall verbreitet.»¹⁵

Es sind Zweifel an dieser Darstellung des Verfolgungsvorgangs im Geflecht der sich überschneidenden Zuständigkeiten von Volksgerichtshof und Reichskriegsgericht angebracht, unumstösslich ist indes das Faktum, dass Keller in verschiedenen eidesstattlichen Aussagen aus der Nachkriegszeit als entschiedener Gegner des Nationalsozialismus beschrieben wird, der nicht nur zum Widerstand im Freundeskreise aufrief, sondern andere Widerständler deckte. Ausserdem verstand er es, durch einen befreundeten Arzt, Franz Münch, den er noch von der Zeit in der hündischen Jugend kannte, Wehrpflichtige durch entsprechende Behandlung und Beratung dem Zugriff der Wehrmacht zu entziehen. Dessen Bruder Karl war wie Keller Kriegsberichterstatter bei der Luftwaffe.

Der Berliner jüdische Kaufmann Hans Hirschel, späterer Ehemann der Gräfin von Maltzan, wurde von Keller ebenfalls mit einem Ministerialausweis auf den Namen Dr. Walter Reichel ausgestattet sowie beherbergt und mit Lebensmitteln versorgt. Geholfen wurde auch einem Richard Beyth aus Berlin.

Im November/Dezember 1943 wurde das Ehepaar Keller von einer Hausgehilfin, die seit Anfang Oktober 1943 der Familie in ihrer Wohnung im anhaltischen Tochheim an der Elbe zur Hand ging, bei der NSDAP-Kreisleitung in Zerbst denunziert: «Ich konnte es nicht verantworten, in einem Haushalt, in dem in schlechtestem Defaitismus gemacht wird, weiterhin zu arbeiten.»¹⁶

Am Wochenende kam Keller regelmässig aus Berlin nach Tochheim, wo seine Frau mit drei Töchtern im Alter von drei Monaten, anderthalb und drei Jahren lebte. Die Wohnung musste renoviert werden, und Keller legte selbst Hand an. Die Familie lebte in diesen Wochen sehr zurückgezogen. Eltern und Schwiegereltern waren des Öfteren zu Besuch. Hierbei kam das Gespräch auch immer wieder auf die Politik, wobei sich Keller sehr abfällig über die NS-Führung äusserte.

Die Haushälterin hatte vor allem daran Anstoss genommen, dass Sammlungen des Nationalsozialistischen Volkswohlfahrtsbundes (NSV) im Hause Keller als Bettelei angesehen wurden, dass bevorzugt Schallplatten jüdischer Komponisten und «Negerkapellen» gespielt würden, dass man bei Kellers laufend ausländische Zeitungen lese und Dr. Keller diese sogar lobe, obschon in diesen Zeitungen der deutsche Soldat und die Ritterkreuzträger beschmutzt würden. Durch seine berufliche Tätigkeit hatte Keller schliesslich Zugang zu amerikanischen Filmillustrierten und ausländischen Zeitungen. Frau Kellers positive Einstellung zu den USA, wo ihrer Auffassung nach mehr Freiheit existiere als in Deutschland, hielt die Denunziantin für eine Ungeheuerlichkeit. Keller selbst hatte sich wegen der militärischen Rückschläge offenbar kritisch über die politische Führung geäussert. Die Haushälterin fand aber auch die Schallplatte mit dem alliierten Propagandasong «We're Gonna Hang... The Washing On The Siegfried Line» im Plattenschränk der Kellers.

Keller, so der aus der Schweizer Emigration heimgekehrte Dr. Heino Kohl in einer eidesstattlichen Erklärung am 15. April 1946, fasste nach der Denunziation den Plan, im Frühjahr 1944 mit seiner Familie über Tirol in die Schweiz zu fliehen. Er hätte alles vorbereitet, seine Familie in Grenznähe untergebracht, den Fluchtplan jedoch aufgeben müssen.¹⁷

Nach Beschlagnahme eines Schwarzsenders wurde Keller durch die Gestapo in Berlin am 1. oder 2. Februar 1945 verhaftet. Er konnte zunächst am U-Bahnhof Bülowstrasse fliehen, wurde jedoch auf den Gleisen von Passantinnen gestellt. In Ketten gelegt wurde er nach Moabit zur Vernehmung gebracht. Auch das Polizeigefängnis Alexanderplatz wird als Haftort erwähnt.

Es ist noch nicht zweifelsfrei geklärt, ob Keller vom Volksgerichtshof wegen Zersetzung der Wehrkraft und Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode verurteilt wurde. Auch sein Verteidiger Dietrich Wilde, der als «Dietrich Güstrow» 1981 den vielbeachteten Bericht «Tödlicher Alltag» veröffentlichte, konnte in seiner Darstellung, die sehr stark darauf abzielt, sich selbst in ein positives Licht zu rücken, zu Kellers justizieller Verfolgung wenig Klärendes beitragen.¹⁸ Durch Bestechung der Gestapo sei es seinen Freunden gelungen, eine Überführung nach Torgau-Fort Zinna zu erwirken, durch die es nicht zur sofortigen Vollstreckung des Todesurteils gekommen sei. Ebenso seien durch Bestechung die Anklagen, geflüchteten Juden geholfen zu haben, aus den Akten entfernt worden.

Kellers Verfahren war in Torgau beim Reichskriegsgericht anhängig (Aktenzeichen: StPL [RKA] 79/45), wohin er aller Wahrscheinlichkeit nach noch im Februar 1945 per Schiffstransport von Berlin aus zusammen mit einer grossen Zahl anderer politischer Häftlinge gebracht worden war.¹⁹ Wie sein Zellengenosse Oberkirchenrat Pastor Dr. Karl Boll am 31. Juli 1947 bestätigte, war er des Hochverrats, der Zersetzung der Wehrkraft und der Judenbegünstigung angeklagt.²⁰ Seit dem 21. Februar 1945 befand er sich in der Untersuchungshaft im Wehrmachtgefängnis Torgau-Fort Zinna, wo er vermutlich sogar einmal Besuch von seiner Frau erhielt.

Briefe aus dem Wehrmachtgefängnis Torgau-Fort Zinna, das von Keller in der frühen Nachkriegszeit stets als «KZ Fort Zinna» oder auch «Wehrmachts-KZ Torgau» bezeichnet wird, lassen erkennen, dass Keller die Inhaftierung vor allem psychisch sehr belastete. Vordringlich lag ihm die Sorge um seine Frau und seine Kinder am Herzen, denen er immer wieder in Briefen aus der Haft Mut zu machen versuchte. In Torgau unterhielt er Kontakt zu seinem Anwalt Dietrich Wilde und versuchte von dort aus, das Auskommen der Familie zu organisieren. Freilich enthielten seine Zeilen stets auch Wünsche nach Paketsendungen mit Nahrungsmitteln.

Nach eigenen Angaben sei ihm am 23. April 1945 die «Flucht aus dem KZ Torgau» Fort Zinna durch Absetzen von einem Überführungstransport nach Wittenberg gelungen, an anderer Stelle persönlicher Aufzeichnungen schreibt er, er sei von den Alliierten befreit worden, was plausibler erscheint. Noch in Torgau war Keller Mitbegründer des Komitees für die politischen Gefangenen Deutschlands, dessen Manifest erhalten blieb und neben ihm von anderen deutschen Häftlingen des Wehrmachtgefängnisses Torgau-Fort Zinna unterzeichnet war:

«Die letzten Schüsse fallen

Proklamation der politischen Gefangenen des Reichskriegsgerichtes Torgau an alle politischen Gefangenen Deutschlands.

In der Versammlung der politischen Gefangenen des Reichskriegsgerichtes Torgau am 27.4. 1945 wurde auf Vorschlag des Schriftstellers Vilmos Korn, Mitglied der Reichsleitung des antifaschistischen Kampfbundes, folgende Proklamation an alle politischen Gefangenen Deutschlands beschlossen.

Proklamation an die politischen Gefangenen Deutschlands!

Die letzten Schüsse fallen!

Die Tore der Kerker öffnen sich.

Aus den düsteren Katakomben diese[s] Jahrhunderts,

Aus den Schatten der Todespfähle und Blutgerüste,

Aus den Militär- und GestapoKerkern,

Den Zuchthäusern und den Konzentrationslagern

Treten wir Gefangene in das Licht der Freiheit.

Unsere Herzen sind dennoch schwer und das Gestirn des neuen Tages Begrüßen wir nicht mit hellem Jubel, denn weder wir selbst, Noch unsere deutschen Freunde im Kampf gegen die Willkür Vermochten den Felsen hinwegzuwälzen,

Den die Schergen des politischen Wahnsinns, den die Henker des Dämons Hitler über die Grabkammer der deutschen Freiheit warfen.

Im Schatten der Waffe der freiheitsliebenden Völker

Des Ostens und des Westens

Schlägt uns die Stunde der Erlösung aus Kerker und Todesnot.

Dennoch erheben wir unser Haupt; wir tragen das letzte Erbe der

Deutschen, das Saatkorn eines neuen Anfangs.

Die grosse Scham über Alle, die den verhängnisvollsten Namen unserer Geschichte, den Namen Hitler, mit dem Heil unseres Volkes verbanden. In der tiefen Not der Kerkerklausur

Wuchs uns der harte und heilige Wille, die Paniere der Menschenfreiheit Und der Gewissenswürde über unserer blutenden, zerstoßenen, Und aus eigener Schuld zwischen Millionengräbern erstickenden Heimat wieder aufzurichten.

Unsere Schicksalsgemeinschaft schliessen wir heute zusammen zu einem Bunde, der nie vergessen wird: Das Klirren der Todesketten, die Schmach Der dunklen Verliesse, die Zwangslager und Folterstätten, der nie Vergessen wird, all diese düsteren Massengräber der Menschenwürde, Über denen das Reich der Willkürlinge Hitlers sich prahlend erhob. Wir schliessen uns zusammen, als ein Bund, der für ewig abschwört Den furchtbaren Symbolen der Gewaltherrschaft und des räuberischen Krieges. Wir schwören, zurückgekehrt an die Stätten, an denen wir Einmal eine Heimat hatten, Strenge und unermüdliche Ankläger zu sein, gegen alle Verderber Unseres Volkes und ihre Helfer.

Wir geloben, mit aller Kraft zu arbeiten an der Rettung unseres Volkes aus dem moralischen Sumpf, in den es durch Hitlers Religion Der Gewaltanbeutung gestürzt worden ist.

Wir geloben zu arbeite[n] an der Wiedergutmachung nach aussen und innen, Und damit an der Aufrichtung eines neuen moralischen Bewusstseins der Deutschen

Das uns wieder zurückführt in die sittliche Gemeinschaft der menschlichen Gesellschaft.

Vilmos Korn, Schriftsteller, Hochverrat-Kriegsverrat [sic!] V.G.

Professor [Werner] Krauss, Berlin, zum Tode verurteilt, Boysen-Rakete –

Dr. Werner Keller, Berlin, V. G., Hochverrat, Hans Hubert, Redakteur,

Hochverrat, Artur Pisser, Filmregisseur, zum Tode verurteilt wegen Hoch-

Kri[e]gs verrat.»²¹

Unmittelbar vor der Begegnung amerikanischer und sowjetischer Truppen an der Elbe am 25. April 1945 geriet Keller in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Als Kriegsgefangener der USA arbeitete er zeitweilig als Vertrauensmann der US Army im PWTE («Prisoner of War Temporary Enclosure») #10 des 159. Infanterie-Regiments der 106. Division der US Army. Am 4. Juli 1945 wurde er aus der Gefangenschaft vom Lager Koblenz nach Hamburg entlassen. In seiner Entlassungsurkunde gab er zunächst die Berufsbezeichnung «Truck Driver» an. Keller war völlig mittellos, seine Inhaftierung im Wehrmachtgefängnis Torgau-Fort Zinna wollte er als politische Gefangenschaft in KZ-Haft verstanden wissen, wie mehrere Unterlagen belegen. Er wandte sich an die Hamburger Stelle für KZ-Entlassene und wurde Mitglied der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes. Beim Deutschen Roten Kreuz in Hamburg konnte er sich zunächst notdürftig mit Lebensmitteln und Bekleidung versorgen. Sein vorrangiges Bestreben galt aber dem Wiederauffinden seiner Frau mit den drei kleinen Töchtern. Für die drei Monate Haft in Torgau erhielt Keller 1951 von der Sozialbehörde der Hansestadt Hamburg 450,- DM Wiedergutmachung.²² In jenen Jahren in der jungen Bundesrepublik durchaus übliche Kontaktpflege unter ehemaligen Ministerialkollegen schlägt sich in Kellers Nachlass nicht nieder.

Er ging seinen eigenen Weg. Keller eröffnete in Hamburg zunächst ein Übersetzungsbüro, zumal er Englisch, Französisch, Italienisch und skandinavische Sprachen gut beherrschte. Er war Inhaber des Internationalen Variétés «Santini» bis Anfang 1946. In Hamburg wohnte Keller zunächst zur Untermiete, später fand er ein Haus mit Garten in der Gustav-Freytag-Strasse 10 im ausgebrannten Villenviertel Uhlenhorst. Er versuchte, sich durch kaufmännische Tätigkeiten eine Existenz zu schaffen, sei es durch eine Chinchillafarm im Sachsenwald bei Hamburg oder den Verkauf von Holzhäusern. Seit Ende 1949 baute er sich als Wissenschaftspublizist eine eigene wissenschaftliche Korrespondenz auf, war freier Mitarbeiter von Buchverlagen, Zeitungen und des Fernsehens sowie Autor einer wissenschaftlichen Vortragsreihe beim Nordwestdeutschen Rundfunk. Keller wurde 1948 Mitglied des von dem US-Bomberpiloten Garry Davis 1947 ins Leben gerufenen weltföderalistischen «Weltbürgertums» in der Britischen Zone in Hamburg, dessen «Zonenpräsi-

dent» er war. In diesem Zusammenhang leitete er auch einen Deutschland-Besuch des britischen Sozial- und Wirtschaftspolitikers Lord Beveridge.

In seinem Lebenslauf schreibt Keller Ende der vierziger Jahre: «Über nähere Einzelheiten und das Ziel meiner Widerstandstätigkeit gebe ich nur mündlich Auskunft, da mir nicht daran liegt, dass diese Dinge aktenkundig werden und möglicherweise eines Tages unbefugten dritten Stellen zugänglich werden. Ich habe im Übrigen versucht, was in meiner Kraft stand, Härten der Nazi Verbrecher zu mildern, indem ich Juden half und verhinderte, dass Kinder an die Front kamen. Meine Versuche, zusammen mit einigen Freunden, einen Teil der führenden Verbrecher der Partei zu liquidieren, kamen nicht zum Tragen.»²³

1955 gelingt dem Schriftsteller Werner Keller der überraschende Durchbruch. Sein Buch «Und die Bibel hat doch Recht. Forscher beweisen die historische Wahrheit» wird in den folgenden Jahrzehnten in einer zweistelligen Millionenaufgabe in mindestens 24 Sprachen übersetzt. Im selben Jahr siedelt Werner Keller mit seiner Frau Helga und seinen drei Töchtern nach Ascona in die Schweiz über. Auch seine weiteren ungleich weniger erfolgreichen Buchveröffentlichungen belegen, dass er sich zeitlebens mit Zeitgeschichte und dem Judentum beschäftigt hat: «Ost minus West = Null – Der Aufbau Russlands durch den Westen» (1960), «Und wurden zerstreut unter alle Völker – Die nachbiblische Geschichte des jüdischen Volkes» (1966). Werner Keller stirbt am 29. Februar 1980 in Ascona (Schweiz).

Vor dem Hintergrund der noch immer bruchstückhaften Überlieferung tut sich hier eine schillernde Biographie auf, die sich herkömmlichen Zuordnungen entzieht. Kellers fundamentale Opposition gegen die nationalsozialistische Rassenpolitik einerseits und eine respektable Karriere in der Ministerialbürokratie des NS-Staates standen offenbar nicht in einem solchen Gegensatz, als dass sie eine humane Grundhaltung und einen Rettungsimpuls vereitelt hätten. Es ist angesichts mehrerer Zeugenaussagen Überlebender nicht zu bezweifeln, dass deutsche Juden ihm ihr Überleben verdanken. Es sind jedoch kaum konkrete Beschreibungen seiner Hilfsbemühungen überliefert. Noch ist nicht zweifelsfrei zu klären, wie es um jene Widerstandsgruppe bestellt ist, die Kel-

ler 1943 mitbegründet haben will und die angeblich nicht nur Attentatspläne gegen Hitler schmiedete, sondern auch Schwarzsender betrieb und Flugblätter herstellte. Primärquellen der nationalsozialistischen Verfolgungsbehörden, die hierfür Indizien lieferten, sind nicht erhalten. Zeitzeugen wird hierzu niemand mehr befragen können.

Bleibt die Frage, weshalb sich Keller offensichtlich sehr zurückhielt, seine Hilfeleistung und Widerstandstätigkeit öffentlich zu machen und in einem demokratischen Nachkriegsdeutschland diesbezüglich ein unbeschriebenes Blatt blieb. Es ist nicht ausgeschlossen, dass er sich wegen möglicher nachrichtendienstlicher Tätigkeit mit der Darstellung seines eigenen Schicksals in der NS-Zeit später derart bedeckt hielt. Was die unterbliebene Wahrnehmung des Widerständlers Werner Keller in der Nachkriegszeit jedoch auch erklären mag, ist die Tatsache, dass er von Institutionen der Wehrmacht verfolgt wurde und von den Rettern und Helfern ohnehin kaum Notiz genommen wurde. Besonders plausibel erscheint wohl die Annahme Herbert A. Strauss', die zugleich auch ein Fazit ergibt, dass nämlich Kellers defensive Haltung mehr als nur seinen Missmut implizierte «über all die Wichtiguer, die sich in den Gemischtwarenläden der Zeitgeschichte herumtreiben.»²⁴

Anmerkungen

- 1 Herbert A. Strauss, *Über dem Abgrund. Eine jüdische Jugend in Deutschland 1918-1943*, Frankfurt am Main/New York 1997 (Amerikan.: «In the Eye of the Storm», New York 1999), S. 282 ff.
- 2 Ebd., S. 287. Der Auseinandersetzung mit Wehrmichtsangehörigen, die verfolgten Juden halfen, und ihrer Nachkriegsrezeption hat sich der Verfasser am Beispiel des «Falls Przemysl» gewidmet: Norbert Haase, Oberleutnant Dr. Albert Battel und Major Max Liedtke. Konfrontation mit der SS im polnischen Przemysl im Juli 1942, in: Wolfram Wette (Hg.), *Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht*, Frankfurt am Main 2002, S. 181-208. Weitergehende Hinweise zur Hilfe für Verfolgte in Berlin finden sich fortlaufend in einem Forschungsprojekt des Zentrums für Antisemitismusforschung an der TU Berlin, das erste Teilergebnisse publiziert hat: Beate Kosmalla/Claudia Schoppmann (Hg.), *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945*, Berlin 2002.
- 3 Norbert Haase/Brigitte Oleschinski (Hg.), *Torgau. Ein Kriegsende in Europa*, Bremen 1995, S.40f.

- 4 Werner Keller, Und die Bibel hat doch recht. Forscher beweisen die historische Wahrheit, (Taschenbuchausgabe) Reinbek 1964.
- 5 Nachlass 155, Werner Keller; Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz Berlin (künftig: NL Keller, SBPK) sowie Unterlagen, die dem Verfasser freundlicherweise von seiner Tochter, Frau Dr. Kristiane Balogh-Keller, zur Verfügung gestellt wurden.
- 6 Werner Keller, Der Untergang des Anfechtungsrechts der Ehelichkeit gemäss § 1593 BGB durch Verzicht und Anerkennung, Diss., Würzburg 1934.
- 7 Fragebogen des RMVP vom 1. Juli 1932; Bundesarchiv Berlin, Z/B II3644, Akte 3.
- 8 Bundesarchiv Berlin, Berlin Document Center, Keller, Werner, 13. August 1909.
- 9 Vgl. NL Keller, SBPK [wie Anm. 5].
- 10 Ebd.
- 11 Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 eröffnete das «Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda» unter Joseph Goebbels die Kampagne «Feind hört mit!». Jeder Deutsche sei ein Geheimnisträger, so rechtfertigte das NS-Regime die ständige Überwachung der Bevölkerung, die tief ins private Alltagsleben eingriff.
- 12 Werner Keller, Eidesstattliche Erklärung vom 20. Oktober 1947, NL Keller, SBPK [wie Anm. 5].
- 13 Hans Albrecht Schwarz, Eidesstattliche Erklärung vom 17. März 1946, NL Keller, SBPK [wie Anm. 5].
- 14 Maria Gräfin von Maltzan, damals verheiratete Hirschel, von der in Kellers Nachlass auch eine eidesstattliche Versicherung vom 27. März 1946 vorliegt, erwähnt Keller später auch in ihren Lebenserinnerungen und bezeugt sowohl dessen Hilfe für Verfolgte als auch die Untergrundtätigkeit mit einem Schwarzsender. Maria Gräfin von Maltzan, Schläge die Trommel und fürchte dich nicht, Berlin/Frankfurt am Main 1986, S. 189f.
- 15 Margarete Meyer, Eidesstattliche Versicherung vom 26. Oktober 1945, NL Keller, SBPK [wie Anm. 5].
- 16 Schreiben des Kreisleiters der Kreisleitung der NSDAP Zerbst an die Gestapo Magdeburg vom 18. Dezember 1943 (Abschrift), NL Keller, SBPK [wie Anm. 5].
- 17 Heino Kohl, Eidesstattliche Erklärung vom 15. April 1946, NL Keller, SBPK [wie Anm. 5].
- 18 Dietrich Güstrow (alias Dietrich Wilde), Tödlicher Alltag. Strafverteidiger im Dritten Reich, Berlin 1981, S. 112 ff.
- 19 Vgl. Schreiben des Oberkommandos der Wehrmacht an die Rechtsabteilungen der Wehrmachtteile vom 6. Februar 1945, abgedruckt in: Haase, Torgau [wie Anm. 3], S. 100.
- 20 Karl Boll, Eidesstattliche Erklärung vom 31. Juli 1945, NL Keller, SBPK [wie Anm. 5].
- 21 NL Keller, SBPK [wie Anm. 5].
- 22 Beschluss der Hansestadt Hamburg, Sozialbehörde, Amt für Wiedergutmachung vom 13. Juli 1951, NL Keller, SBPK [wie Anm. 5].
- 23 Werner Keller, undatierter Lebenslauf (Hamburg, vermutlich Ende der 40er Jahre), NL Keller, SBPK [wie Anm. 5].
- 24 Strauss, Über dem Abgrund [wie Anm. 1], S. 287.

Teil III: **Perspektiven**

Wirtschaftskrieg und «Arbeitsjuden» Möglichkeiten zur Rettung von Juden in Vilnius, 1941-1944

von Kim C. Priemel

Einführung

Die unmittelbar bevorstehende Niederlage vor Augen, erarbeitete der ehemalige Chef des Wehrwirtschafts- und Rüstungsamtes, General Georg Thomas, noch 1943/44 eine Geschichte der deutschen Wehr- und Rüstungswirtschaft. Resümierend stellte er fest, «dass ein moderner – totaler – Krieg nicht allein auf militärischem Gebiet ausgetragen wird».¹ Thomas postulierte damit den Paradigmenwechsel zu eben jenem Wirtschaftskrieg, den das Deutsche Reich zu diesem Zeitpunkt bereits verloren hatte.

Worauf es in einem solchen Krieg ankam, hatte der lange Zeit führende Wehrwirtschaftler der Wehrmacht schon vor dem Überfall auf Polen im Mai 1939 ausgeführt. Immer mit Blick auf das von ihm vertretene Konzept einer Tiefenrüstung, die Deutschland zur Führung langfristiger Erschöpfungskriege befähigen sollte, forderte Thomas umgehende strukturelle Verbesserungen. Neben grösseren Kapazitäten der Keminduszweige und verbessertem Zugang zu Devisen und Rohstoffen bedeutete dies vor allem eines: «Menschen». Ohne ihre Produktivkraft würden auch alle anderen Anstrengungen nichts nutzen.²

Gleichzeitig, wenn auch völlig unbewusst, formulierte der General die Bedingungen, unter denen Juden in den während des folgenden Weltkrieges besetzten Gebieten der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie zumindest zeitweise, in einigen Fällen sogar dauerhaft entgehen konnten. In dem Geflecht von wirtschaftlichen Interessen und Notwendigkeiten, von ökonomischen Rücksichten und utilitaristischen Erwägungen ergaben sich eben jene

Handlungsspielräume zur Rettung von Juden, die Thema dieses Beitrages sind. Diese sich gerade auch Wehrmichtsangehörigen bietenden Möglichkeiten konzentrierten sich dabei vor allem auf die Nutzung jüdischer Arbeitskraft. Sie sollen im Folgenden anhand dreier Beispielsfälle von in Vilnius stationierten deutschen Soldaten dargestellt werden.

Die Ausbeutung der sowjetischen Gebiete

Der Wirtschaftskrieg als grösstmögliche Ausnutzung der zu besetzenden Territorien nahm bereits in der Vorbereitung der Operation «Barbarossa» einen prominenten Platz ein. Entscheidend für die weitere Entwicklung war indes das unheilvolle Bündnis, das die ökonomischen Überlegungen des Wehrwirtschafts- und Rüstungsamtes wie auch von Görings Vierjahresplanbehörde mit den rassenpolitischen Objektivten der nationalsozialistischen Weltanschauung eingingen. Die Schaffung des schon in den 30er Jahren projektierten europäischen Grosswirtschaftsraumes³ wurde zunehmend identisch mit der rassischen Neuordnung des Kontinents.

Seinen prägnanten Ausdruck fand diese Planung in den gleichermassen hoch gesteckten wie radikalen Erwartungen an den ökonomischen Gewinn des Ostfeldzuges. So stellte Thomas zum einen kurzfristige Beutegewinne im Vergleich zur bisherigen Handelsbilanz mit der UdSSR in Aussicht, mehr noch aber die auf lange Sicht für die deutsche Wirtschaft elementare Ausnutzung der sowjetischen Ressourcen.⁴ Entsprechend hiess es in den ‚Richtlinien für die Führung der Wirtschaft, es gelte, «die sofortige und höchstmögliche Ausnutzung der besetzten Gebiete zugunsten Deutschlands» zu erreichen.⁵ Dies wurde konkretisiert auf einer im Mai 1941 gehaltenen Staatssekretärsbesprechung, die die Versorgung der gesamten Wehrmacht aus den Ostgebieten im dritten Kriegsjahr forderte. Im Gegensatz zu dem in grossem Stil vorgesehenen Abtransport von Lebensmitteln und Rohstoffen – dessen Auswirkungen in Form des Hungertodes von «zig Millionen Menschen» man von vornherein einkalkulierte – war dagegen an eine Erhaltung beziehungsweise an den Aufbau der Industrieanlagen zunächst nicht gedacht. Dies hätte den Zielen eines auf den Status als Rohstoff- und Agrarlieferanten reduzierten Nachkriegs-

lands widersprochen. Gleichwohl mussten für Mangelbereiche der deutschen Kriegswirtschaft bereits zu diesem Zeitpunkt wichtige Ausnahmen gemacht werden, darunter auch die Textil- und Fahrzeugindustrien.⁶

Zwar stellten sich die hoch gesteckten Erwartungen der Wirtschafts- und Militärstrategen aufgrund zu optimistischer Prognosen, der von der Roten Armee vorgenommenen Zerstörungen und operativer Schwierigkeiten der Wehrmacht bald als unerfüllbar heraus. Dennoch nahmen die besetzten Ostgebiete eine unverzichtbare Rolle dadurch ein, dass die dort mobilisierten Produktionsstätten für Wehrmachtzwecke die Wirtschaft im Reich keineswegs im erhofften Ausmass, aber doch substanziell entlasteten.⁷

So bezifferte der Wirtschaftsstab Ost in seinem Abschlussbericht die bis Ende 1943 in den besetzten Territorien erwirtschafteten Landwirtschaftserträge auf unter anderem 6,32 Millionen Tonnen Getreide, 2,69 Millionen Tonnen Kartoffeln und 600'000 Tonnen Fleisch, von denen jeweils der Löwenanteil an die Wehrmacht gegangen war.⁸ An industriellen Fertigwaren verzeichnete der Wirtschaftsstab Ost im gleichen Zeitraum rund 2,9 Millionen Stück Oberbekleidung, über 17 Millionen Trikotagen, 680'000 Militärpelzmäntel sowie 780'000 Paar Filzstiefel. In den vergangenen anderthalb Jahren, so der Bericht weiter, habe man industrielle Rohstoffe und Reparaturleistungen für Wehrmachtzwecke mit einem Bruttogesamtwert in Höhe von drei bis vier Milliarden Reichsmark aus den Ostgebieten gezogen.⁹

Krieg, Vernichtung und Arbeitsmarkt

Für Produktionsziffern dieser Grössenordnung bedurfte es einer nicht unerheblichen Anzahl von ausgebildeten Fachkräften vor Ort. Es kann daher nicht überraschen, dass mit zunehmender Kriegsdauer die Bedeutung des «Produktionsfaktor[s] Mensch»¹⁰ in den Vordergrund der deutschen Wirtschaftsplanung und Ressourcenverteilung rückte. Die Zahl der insgesamt in Rüstungsbetrieben, in der Roh- und Grundstoffproduktion sowie bei Wehrmacht, Organisation Todt und anderen deutschen Stellen in den besetzten Gebieten Be-

schäftigten sollte schliesslich eine Höhe von rund 14 Millionen Menschen erreichen.¹¹ Bei der Aufteilung unter die verschiedenen Interessenten von Zivilverwaltung über Sicherheitsbehörden bis zum Militärapparat sollten aber nicht nur die lokalen Stellen, sondern verstärkt auch die Ansprüche der Reichsbehörden zum Tragen kommen. Der deutsche Arbeitskräftemangel wurde somit zu einem erheblichen Teil in die besetzten Gebiete und hier besonders nach Osten ausgelagert.

Hintergrund dieser Entwicklung war die sich schon in Thomas' Hinweis auf den Mangel an «Menschen» ausdrückende Verknappung des Arbeitsmarktes in Deutschland. Als Resultat zunächst der nationalsozialistischen Sozialpolitik, die den Verzicht von Frauen auf Erwerbstätigkeit explizit förderte, dann infolge der militärischen Aufrüstung, hatte sich ein rascher und fundamentaler Wandel von Massenarbeitslosigkeit zu einem massiven Arbeitskräftemangel vollzogen. So gab es im August 1939, vor Beginn des Polenfeldzuges, praktisch keine Arbeitslosen mehr, während Industrie und Landwirtschaft gleichzeitig unbesetzte Stellen in sechsstelliger Höhe auswiesen. Um das durch die Einberufungen zur Wehrmacht entstandene Loch im Arbeitsheer zu stopfen, wurde daher schnell der Entschluss zum Einsatz polnischer wie auch westlicher Kriegsgefangener sowie zwangsverpflichteter Zivilarbeiter gefasst. Anfang Juni 1940 befanden sich bereits 348'000 Gefangene und über 800'000 polnische Zivilisten im Reichsgebiet.¹²

Indes mussten die Mobilisierungen für «Barbarossa» die Situation weiter verschärfen. War die Zahl der deutschen Zivilarbeitskräfte von 39,1 Millionen im Mai 1939 bereits zwei Jahre später auf 33,1 Millionen zurückgegangen, so sollte die Krise am Arbeitsmarkt in den kommenden vier Jahren schnell ein kritisches Ausmass erreichen. Vor allem die hohen Ausfälle an der Ostfront machten fortwährende Ersatzzuführungen – und damit Abzüge im Reich – erforderlich. Innerhalb von zwölf Tagen nach Angriffsbeginn verzeichnete das Heer 54'000 Mann Verluste, drei Monate später war die Zahl bereits auf über 520'000 gestiegen. Die Millionenmarke wurde lange vor Ablauf der Jahresfrist Ende Februar 1942 erreicht. Entsprechend nahm die Zahl der männlichen deutschen Beschäftigten im Reich von rund 24,5 Millionen vor dem Weltkrieg auf nur noch 13,5 Millionen im September 1944 ab.¹³

In der Erwartung eines schnellen Kriegsendes versäumte die deutsche Führung jedoch jegliche Alternativplanung für den Fall eines längerfristigen Abzuges der zur Wehrmacht einberufenen Arbeitskräfte. Erst im Herbst 1941, als der Blitzsieg erkennbar ausgeblieben war, wurden konkrete Überlegungen angestellt, wie die sich abzeichnende Arbeitsmarktkrise abgewendet werden sollte. Indes führten auch diese erst nach geraumer Zeit zu dem von Hitler aus rassistischen Motiven eigentlich abgelehnten, einer ideologisch und innenpolitisch prekären Intensivierung der Frauenarbeit aber vorgezogenen massenhaften Zwangseinsatz zunächst von Rotarmisten, bald aber auch von sowjetischen Zivilisten.¹⁴

Unterdessen korrespondierte im Reichskommissariat Ostland die Erwartung Hunderttausender Kriegsgefangener seitens der militärischen und zivilen Besatzungsbehörden lange mit der indifferent hingegenommenen, meist sogar aktiv unterstützten Ausschaltung der jüdischen Bevölkerung aus dem Wirtschaftsleben. So begannen die Wehrwirtschaftskommandos in Kaunas, Vilnius und Minsk im August 1941, die Beschäftigung von Juden zurückzufahren, und die übergeordnete Rüstungsinspektion Ostland stellte im Oktober ausdrücklich fest: «Angestrebt und vorbereitet wurde weiterhin die allmähliche Ersetzung jüdischer Facharbeiter durch Kriegsgefangenen-Facharbeiter.»¹⁵

Allerdings waren die Voraussetzungen für diese Massnahmen keineswegs gegeben. In den Gefangenenlagern der Wehrmacht hatten völlig unzureichende Lebensbedingungen und brutalste Behandlung dazu geführt, dass schon im Herbst 1941 ein Grossteil der inhaftierten Rotarmisten nicht mehr arbeitsfähig war. In Vorwegnahme der unter anderem von Hermann Göring vorgegebenen Weisungen, «der Russe» sei nicht «an deutsche Kost [zu] gewöhnen», sondern vielmehr mit «Schaffung eigener Kost (Katzen, Pferde usw.)» zu ernähren und in «Erdhöhlen» unterzubringen¹⁶, hatten die Wehrmachtverantwortlichen das Massensterben der sowjetischen Soldaten heraufbeschworen.

So erhielten die in die litauischen Stammlager und Durchgangslager zu überführenden Kriegsgefangenen 100 bis 200 Gramm Brot sowie 20 bis 30 Gramm Hirse als Tagesration bei Fussmärschen von rund 40 km, während die Armee-Gefangenen-Sammelstelle 10 in Vilnius pro Mann und Tag «100g Hirse ohne Brot» ausgab.¹⁷ Bei derart offensichtlich ungenügenden Rationen,

stellte die Rüstungsinspektion Ostland im September fest, werde es kaum möglich sein, die Facharbeiter unter den Kriegsgefangenen zu erhalten.¹⁸ Die Konsequenzen der Hungerpolitik und des Fehlens winterfester Unterkünfte und Sanitäreinrichtungen waren Tausende von Fleckfieber-, Hunger- und Erfrierungstoten allein in den litauischen Lagern. Insgesamt forderte die bewusst unzureichende Versorgung durch die Wehrmacht das Leben von rund zwei Millionen Opfern allein bis Februar 1942 – das waren rund 60 Prozent der bis dato inhaftierten Rotarmisten.¹⁹

(Einschub Ulis Bücherecke: Bei „rund 2 Mio. Opfern“ und einer Sterberate von 50-60 pro Tag gemäss Anm. 19 müssten diese Lager demnach mindestens 33'000 Tage oder 91 Jahre lang gedauert haben...)

Die nahezu unmittelbare Folge des Massensterbens der sowjetischen Kriegsgefangenen war eine Kehrtwende in der Judenpolitik im Ostland um 180 Grad. Ebenjene Dienststellen, die zuvor noch auf den zügigen Ersatzjüdischer Fachkräfte durch Gefangene gedrängt hatten, meldeten nun einen erneuten Anstieg der Zahlen jüdischer Beschäftigter. In Vilnius, Kaunas, Riga und Minsk führte der Ausfall von Gefangenen zum Ausweichen auf das jüdische Arbeitspotenzial, das im Gegensatz zur einheimischen Bevölkerung leichter und unter schlechtesten Bedingungen eingesetzt werden konnte.²⁰ Dabei war allerdings schnelles Handeln nötig. So liess sich die Rüstungsaussenstelle Wilna am 24. Oktober 1942 vom örtlichen Arbeitsamt die «Erhaltung der jüdischen Fachkräfte für die Rüstungsbetriebe» zusichern – just zum Auftakt der so genannten ersten Gelbe-Scheine-Aktion, mit der die Selektion von noch benötigten jüdischen Facharbeitern auf der einen und unqualifizierten und arbeitsunfähigen Juden auf der anderen Seite in die letzte Phase ging.²¹

Gleichwohl blieb es mittelfristig Ziel der Besatzungsverwaltung, die jüdischen Arbeiter durch qualifizierte litauische Kräfte zu ersetzen.²² Dazu war es jedoch zunächst einmal erforderlich, eine ausreichend grosse Zahl an Litauern für die Produktion in Wehrmachts- und anderen Betrieben zu gewinnen. Tatsächlich richtete sich in der Folge die Unabkömmlichkeit der jüdischen Arbeiter und damit ihre Überlebenschance massgeblich nach der Verfügbarkeit des litauischen Ersatzes.

Um diesen entstand schnell ein starker Wettbewerb durch die deutschen Besatzungskräfte, die für Zivil- und Wehrmachtsbetriebe, Schutzmannschaften und Transporthelfer möglichst viele Freiwillige zu rekrutieren suchten.

Diese Konkurrenz wurde noch wesentlich verschärft, als mit der Ernennung von Fritz Sauckel zum Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz im März 1942 das deutsche Zwangsarbeitssystem ungeahnte Ausmasse annahm. So sollte der Generalbezirk Litauen entsprechend Sauckels Forderungen im Oktober 1942 rund 45'000 Menschen für den Reichseinsatz abgeben, zum Jahresende 1943 gab er eine Quote von 100'000 Arbeitskräften vor.²³

Allerdings blieben die tatsächlichen Rekrutierungserfolge weit hinter den Erwartungen zurück. Zur Musterung der Jahrgänge 1912 bis 1925, die im Frühjahr 1943 abgeschlossen sein sollte, meldeten sich selbst nach erheblichen Zwangsmassnahmen der Besatzungsorgane bis Ende August von rund 235'000 Pflichtigen lediglich 132'000. Von diesen konnten nach Abzug der uk-Gestellten und Arbeitsunfähigen schliesslich nur knapp 30'000 tatsächlich verpflichtet werden. Vom April 1942 bis zum 12. Februar 1944 traten insgesamt nur 33'174 Männer, Frauen und Jugendliche den Weg ins Reich an – ein «katastrophales Bild», wie der KdS Litauen resümierte.²⁴

Dieser Zustand sollte sich ungeachtet aller Repressalien der deutschen Stellen nicht nur nicht ändern, sondern im Gegenteil kontinuierlich verschlechtern. Die enttäuschten Selbstständigkeitsbestrebungen der Litauer, die Unzufriedenheit über zu geringe politische Mitspracherechte und die zu langsame Privatisierung des Ackerlandes trugen dazu ebenso bei wie die für den Lebensunterhalt schlicht nicht ausreichenden Löhne, die in der Spitze 50 Pfennig pro Stunde für Vorarbeiter erreichten. Hinzu kam die nicht selten durch Herablassung und Herrenmenschen-Attitüde geprägte Behandlung der Bevölkerung durch deutsche Dienststellen. Insbesondere die brutalen Methoden der Zwangsrekrutierung, die oft in regelrechte Menschenjagden ausarteten, liessen die Kooperationsbereitschaft der meisten Litauer gegen null sinken.²⁵

Mit der «allgemeinen Arbeitseinsatzlage» begründete daher auch die Rüstungsaussenstelle Wilna im Juli 1942 die wachsende Bedeutung der jüdischen Arbeitskräfte, die inzwischen eine Zahl von 7'238 erreicht hatten.²⁶

Diese sollte in den folgenden Monaten noch weiter steigen. Im November 1942 zählte das Arbeitsamt insgesamt 8'824 beschäftigte Juden, von denen 4'061 bei Wehrmachtsstellen, weitere 4'319 bei zivilen deutschen Stellen so-

wie 444 in privaten Betrieben tätig waren. Bis zum Mai 1943 sollten mit 11'560 Meldungen nahezu alle offiziellen Bewohner des Vilniusser Ghettos in regulären Arbeitsverhältnissen beschäftigt sein.²⁷

Rettungsversuche

Nach der Einnahme von Vilnius am 24. Juni 1941 zogen Anfang Juli jene Etappentruppen ein, die grösstenteils bis zur Räumung der Stadt, fast genau drei Jahre danach, dort stationiert bleiben sollten. Unter ihnen waren die Feldkommandantur 814 mit Oberzahlmeister Oskar Schönbrunner und der Heereskraftfahrpark (HKP) 562 unter der Leitung von Hauptmann Karl Plagge. Gegen Ende August traf auch das Landeschützenbataillon 898 in Vilnius ein, das kurz darauf Feldwebel Anton Schmid zur Übernahme der Versprengtensammelstelle der Feldkommandantur abstellte.²⁸

Entsprechend ihren Verwendungszwecken machten sich die deutschen Sicherungs-, Versorgungs- und Verwaltungstruppen umgehend daran, eine geeignete Infrastruktur für sich wie auch für die Fronttruppen zu etablieren. Bereits die oben erwähnte Staatssekretärsbesprechung, auf der die Grundlinien der wirtschaftlichen Ausnutzung der besetzten Gebiete umrissen wurden, sah in diesem Zusammenhang die «Aufmachung von Reparaturwerkstätten für die Truppe natürlich in erhöhtem Ausmass» als einen der wichtigsten Punkte vor.²⁹

In diesem Sinne begann eine Vielzahl von Wehrmachtseinheiten, umgehend Personal für derartige Werkstätten zu rekrutieren. So wurden der Versprengtensammelstelle Fertigungsräume angeschlossen, in denen Tischler, Schreiner und Polsterer beschäftigt waren, während Schönbrunner auf eigene Initiative eine Schneiderwerkstatt etablierte. Der Kraftfahrpark war als Instandsetzungseinheit von vornherein auf die Einstellung von einheimischen Handwerkern angewiesen. Angesichts des skizzierten Arbeitskräftemangels griffen dabei alle drei Dienststellen in hohem Masse auf jüdische Arbeiter zurück. Bis zum Januar 1942 beschäftigte allein Schmidts Werkstatt 103 Männer und Frauen, der HKP 261 und die Wehrmachtsschneiderstube sogar 292 Inhaber gültiger Arbeitsausweise.³⁰

Die Begründung der Werkstätten im Sommer und Herbst 1941 fiel dabei in die Phase der brutalsten Morde der Aussenstelle des Einsatzkommandos 3 in Vilnius. Ende August begannen Sicherheitspolizei und SD mit Hilfe des aus ultranationalistischen litauischen Freiwilligen zusammengesetzten Bataillons *Ypatingasis Burys* («die Erwählten») mit einer Serie von Massenexekutionen, die zusammen mit den vorangegangenen Morden von Sonderkommando 7 a und Einsatzkommando 9 bis Mitte November das Leben von mindestens 30'000 Menschen, ungefähr die Hälfte der jüdischen Gemeinde von Vilnius, fordern sollten. Insbesondere mit dem Beginn der Trennung von so genannten «Arbeitsjuden» und ihren Familien von der als überflüssig eingestuften Restbevölkerung in zwei verschiedenen Ghettos im September wurde die Einstellung bei den Wehrmachtsstellen lebensrettend. Dies verschärfte sich noch im Laufe der nachfolgenden Aktionen, in denen nach den gelben Facharbeiterscheinen selektiert wurde. So entsprachen die offiziell 12'000 Bewohner, die im Dezember 1941 noch im Ghetto verblieben waren – die tatsächliche Zahl lag bei annähernd 20'000 – präzise der Anzahl der zuvor ausgegebenen Arbeitsbescheinigungen. Diese hatte 3'000 betragen, zuzüglich der jeweils drei Familienmitglieder, die durch eine solche vor deutschen Zugriffen geschützt waren.³¹

Während dieser Phase der sich ohne Atempause aneinanderreihenden Massenmorde gelang es sowohl Schmid als auch Schönbrunner, in ihren Werkstätten erstaunlich viele Juden zu beschäftigen und diese Zahl kontinuierlich auszubauen. So konnte die Schneiderstube die Zahl ihrer jüdischen Angestellten von zu Beginn rund 100 innerhalb weniger Monate fast verdreifachen, während die an sich kleine und unbedeutende Dienststelle Schmid's im Januar 1942 zu den 20 grössten der insgesamt 183 Arbeitgeber von Juden zählte. Dabei gelang es dem Feldwebel, anstelle der ihm vor der ersten Gelbe-Scheine-Aktion zugestandenen 15 Arbeitsbescheinigungen die sechsfache Menge an Zertifikaten zu erlangen.³² Mit seiner Verhaftung im Februar 1942 wurde die hohe Zahl der bei der Sammelstelle beschäftigten Juden offensichtlich und umgehend halbiert. Im Sommer 1942 meldete die Dienststelle gar nicht mehr als Einsatzort von jüdischen Arbeitskräften.³³

Während der Vernichtungsaktionen des zweiten Halbjahres 1941 wurde es

für die drei hier behandelten Retter immer wieder nötig, gegen die von deutschen und litauischen Sicherheitskräften vorgenommenen Verhaftungen von mit ordnungsgemässen Papieren ausgestatteten Juden zu intervenieren. So bewirkten Plagge, Schönbrunner und wohl auch Schmid mehrfach die Freilassung von Arbeitern, die man im berüchtigten Lukiskis-Gefängnis – der ‚Umschlagplatz‘ für den Abtransport nach Paneriai – festhielt. Dabei handelte es sich meist um den deutschen Offizieren namentlich bekannte Juden beziehungsweise um Reaktionen auf Gesuche der Verwandten an Plagge und Schönbrunner.³⁴

Die Intervention zugunsten verhafteter jüdischer Arbeiter, zu der nicht wenige Wehrmachtsvertreter gelegentlich greifen mussten, um die Arbeitsfähigkeit ihrer Dienststellen zu gewährleisten, erfolgte in den Fällen Plagges und Schönbrunners auch ohne reale Grundlage. So bescheinigte Karl Plagge in mehreren Einzelfällen auch für die Zwecke des HKP völlig ungeeigneten Juden eine Anstellung im Park und setzte sich in mindestens einem Fall für die Freilassung von 70 Juden sowie deren Familien aus Lukiskis ein. Dabei reklamierte er entgegen den tatsächlichen Umständen die völlige Unentbehrlichkeit der Betroffenen für die Arbeit des Parks und verliess gemeinsam mit den schliesslich Freigegebenen das Gefängnis.³⁵

In einer vergleichbaren Situation fand sich im Herbst 1941 Oskar Schönbrunner. Von einem seiner jüdischen Angestellten von der Verhaftung von rund 150 Arbeitern der Schneiderstube informiert, sprach der Oberzahlmeister noch in der Nacht im Gefängnis vor. Entgegen den Tatsachen behauptete er dabei, eine Genehmigung des örtlichen SD-Chefs zur Übernahme seiner Leute zu haben, und begann dann, entsprechend einer ihm von seinem Angestellten präsentierten Liste, ‚seine‘ Arbeiter herauszusuchen. Als sich jedoch mit zunehmender Dauer herausstellte, dass der überwiegende Teil der Inhaftierten keineswegs bei seiner Dienststelle beschäftigt war, brach Schönbrunner die Aktion nicht etwa ab, sondern führte schliesslich die von ihm verlangten 150 Gefangenen aus Lukiskis zur Schneiderstube, wo sie umgehend mit Papieren ausgestattet wurden.³⁶

Die Rekrutierung einer grossen Zahl von Kürschnern, Schneidern und Schustern gerade im Herbst und Winter 1941 ist vor dem Hintergrund der knappen Versorgung mit Uniformen wie auch anderen Bekleidungsstücken, vor allem aber angesichts der katastrophalen Lage bei der winterfesten Ausstattung wenig verwunderlich. Ende November 1941 vermerkte der Chef des Generalstabes des Heeres, Franz Halder, die Bekleidungssituation sei «[s]ehr schlecht. Mittel zur Behebung sind nicht abzusehen».³⁷ Entsprechend häuften sich unter den Aufträgen der Schneiderstube der Feldkommandantur 814 schnell Anforderungen der Fronttruppen und der Besatzungsorgane vor Ort, darunter auch die Gestapo.³⁸

Dennoch führte auch die andauernd angespannte Bedarfslage im Textilsektor nicht zu einer Sonderregelung für Schönbrunners Schneiderstube, als es im Sommer und Herbst 1943 zur Auflösung aller zivilen und Wehrmachtseinsatzstellen für jüdische Arbeitskräfte kam. Mit der Liquidierung des Ghettos in Vilnius wurden auch die Anforderungen der Bedarfsträger obsolet, und nahezu die gesamte verbliebene Restbevölkerung des Ghettos wurde ermordet oder in Arbeitslager deportiert.³⁹

Gleich wohl wurden vier Ausnahmen von der Anordnung Himmlers zugelassen, darunter die Pelzfabrik Kailis und der HKP 562. Ihnen wurde die Einrichtung von Betriebsghettos zugestanden, in denen zusammen rund 2'500 Juden unterkommen sollten. Signifikant ist dabei nicht nur der Umstand, dass dem Kraftfahrpark als einziger Wehrmachtseinheit ein Sonderstatus eingeräumt wurde, sondern dass dieser die Zahl seiner jüdischen Arbeiter noch bedeutend erhöhen konnte. Waren im Juli 1943 noch 394 jüdische Kräfte im Park angestellt gewesen, so beherbergte das neu etablierte Betriebsghetto am Rande der Stadt im September über 1'000 Insassen. Durch die von Plagge ausdrücklich geförderte Hinzunahme von weiteren 200 ‚illegalen‘ Juden, die sich im verlassenen Ghetto beziehungsweise auf dem Kailis-Gelände versteckt gehalten hatten, vergrösserte sich die Zahl der im HKP untergebrachten Juden im November schliesslich auf fast 1250 Menschen.⁴⁰

Der Grund für die Sonderbehandlung des Parks ist wohl massgeblich in seinem besonders wichtigen Aufgabenbereich zu suchen. In der Tat besetzten die Heimat- und Heereskraftfahrparke einen neuralgischen Punkt der deut-

schen Kriegsmaschinerie. Kaum ein anderer Sektor war von Beginn des Ostfeldzuges bis zur Kapitulation so angespannt wie jener der für die deutsche Bewegungskriegsstrategie mit ihrem Schwergewicht auf eine Vielzahl schneller, motorisierter Truppen so wichtigen Kraftfahrzeugproduktion und -Instandsetzung.

Bereits zu Beginn der Operation «Barbarossa» war die Wehrmacht mit keineswegs optimaler Ausstattung gestartet. Fehlstellen bei der Lkw- und Pkw-Ausrüstung konnten nicht einmal unter Rückgriff auf Beutegüter vollständig gedeckt werden, so dass die zuletzt aufgestellten Divisionen mit deutlich schlechterer Ausstattung den Angriff auf die Sowjetunion aufnehmen mussten. Zudem stellte die Heterogenität der aus Deutschland, Österreich, Frankreich und der Tschechoslowakei stammenden Fahrzeuge die Ersatzteillieferung vor nahezu unüberwindbare Probleme. Um auch nur die Masse aller anfallenden Reparaturen erledigen zu können, mussten die Zentralersatzteillager Bestände von jeweils 2'500 Tonnen Einzelteilen anlegen, was logistisch praktisch unmöglich war. Dies führte unausweichlich zu «katastrophalen Schwierigkeiten der Ersatzteilbeschaffung», so die Wehrwirtschaftsaussenstelle Wilna, die schon auf dem Weg nach Litauen einen Ausfall nach dem anderen hatte hinnehmen müssen.⁴¹

Diese Situation verschlechterte sich mit zunehmender Kriegsdauer immer weiter, bis die Motorisierung von Feld-, Ersatz- und Versorgungsgruppen im Winter 1941/42 nahezu zusammenbrach. Schon im November vermerkte Halder, von den rund 500'000 Kraftfahrzeugen seien 150'000 als Totalausfälle zu verbuchen, weitere 200'000 bedürften einer Grundüberholung. Nur drei Monate nach Feldzugsbeginn fielen rund 30'000 Reparaturen pro Woche an, die Anforderungen an die Instandsetzung wuchsen entsprechend.⁴²

Vor diesem Hintergrund hatte der inzwischen zum Major beförderte Plagge eine hervorragende Argumentationsbasis, um für den Erhalt und Ausbau seiner Produktion mit jüdischen Arbeitskräften einzutreten. Schon Anfang August 1943 erhielt er daher die Zusage der SD-Aussenstelle in Vilnius für ein eigenes «Juden-KZ».⁴³ Allerdings beschränkte sich der HKP in der Folge durchaus nicht auf seine angestammten Aufgaben der Kfz-Reparaturen und Ähnliches, sondern übernahm zu einem nicht unwesentlichen Teil die Aufga-

ben der ehemaligen Ghettowerkstätten. Auf diese Weise konnten Schneider, Schuster und Tischler ebenso beschäftigt werden wie Ärzte und Krankenschwestern für die medizinische Versorgung oder auch Friseure und Schreibmaschinenmechaniker.⁴⁴

Das Arbeitslager des Parks sollte bis zur Räumung der Stadt im Sommer 1944 Bestand haben. Während dieser Zeit blieben die jüdischen Insassen weitgehend von Verhaftungen und Aktionen verschont. Allerdings konnte auch der Anspruch Plagges auf ‚seine‘ Arbeiter nicht die brutale Kinderaktion im März 1944 verhindern, in deren Rahmen rund 200 Kinder und alte Menschen überraschend verhaftet und in Paneriai ermordet wurden. Darin kündigte sich bereits das nahende Ende der deutschen Besatzung und die damit einhergehende Liquidierung der verbliebenen Arbeitslager an. Mit dem Abzug der deutschen Truppen Anfang Juli wurde Plagges Mitsprache bezüglich des Schicksals der jüdischen Arbeiter des HKP hinfällig. Ihm blieb insofern nichts, als die Lagerinsassen vor der bevorstehenden Evakuierung Vilnius‘ und ihrer Übergabe an die SS in kaum verhüllten Worten zu warnen. Von den rund 1‘000 Menschen nahmen 400 diese letzte Gelegenheit zum Aufsuchen von Malinen und anderen Verstecken wahr. Knapp die Hälfte von ihnen überlebte bis zum Einmarsch der Roten Armee.⁴⁵

Fazit

Was lässt sich also über den Zusammenhang von Kriegswirtschaft, Arbeitsmarkt und Judenrettung aussagen? In keinem der dargestellten Fälle war eine dauerhafte Rettung grösserer Zahlen von Juden möglich. Weder Schmid noch Schönbrunner oder Plagge gelang es, das Überleben der bei ihnen angestellten Frauen, Männer und Kinder bis zum Ende der Besatzung zu garantieren. Nichtsdestoweniger hatten sie alle Anteil daran, dass mehrere Hundert Juden die bis zur Liquidierung des Vilniusser Ghettos gefährlichste Phase der Massenmorde im Sommer und Herbst 1941 überlebten, im Falle des Heereskraftfahrparks sogar bis Mitte 1944.

Möglich war dies vor allem durch die zumindest theoretisch immense Bedeutung, die der wirtschaftlichen Ausnutzung der besetzten Gebiete für die

deutsche Kriegsproduktion zukam. Vor allem die Versorgung der Wehrmacht «aus dem Lande» mit Lebensmitteln und Rohstoffen ebenso wie mit Verbrauchsgütern genoss hohe Priorität zur Entlastung der Reichsindustrie. Gleichzeitig jedoch war diese wirtschaftliche Ausbeutung fortwährend gefährdet durch den immer eklatanter werdenden Mangel an Arbeitskräften. Das von Wehrmacht und Wirtschaftsplanem im Reich zunächst unbedenklich hingenommene Massensterben der sowjetischen Kriegsgefangenen und die sinkende Kollaborationsbereitschaft der einheimischen Bevölkerung machten daher den aus rassenideologischen Motiven vorgesehenen und im Sommer 1941 in Gang gesetzten Verzicht auf das jüdische Arbeitspotenzial schliesslich nicht mehr tragbar. So blieb auch dem Chef des Einsatzkommandos 3, SS-Standartenführer Karl Jäger, nichts anderes übrig, als die «Arbeitsjuden inkl. ihrer Familien» vorerst nicht «um[zu]legen», wie er Anfang Dezember 1941 enttäuscht feststellte.⁴⁶

Vor diesem Hintergrund konnten Wehrmachtseinheiten und -dienststellen, die vielfach auch als Arbeitgeber auftraten, zu lebensrettenden Institutionen für Juden nicht nur in Vilnius werden. Die Verwendung in einer als kriegswichtig eingestuften Produktion – und dazu zählten nicht nur Reparaturarbeiten an Kriegsgerät, sondern auch die Herstellung von Verbrauchsgütern wie Kleidung und Möbel für den Wehrmachtsbedarf – verschaffte die wichtigen gelben Facharbeiterscheine und somit einen Aufschub im Überlebenskampf der jüdischen Bevölkerung.

In welchem Umfang und mit welchem Engagement die betroffenen WehrmachtsSoldaten ihre Verantwortung wahrnahmen und die sich ihnen bietenden Handlungsspielräume nutzten, lag indes bei jedem Einzelnen. Kritische Distanz gegenüber dem nationalsozialistischen Antisemitismus oder schlichte menschliche Erschütterung über die sich vor ihren Augen abspielenden Massenmorde konnten zu einem solchen Engagement führen – und taten es doch in der Regel eben nicht. Schmid, Schönbrunner und Plagge waren Ausnahmen in Vilnius wie auch in der Wehrmacht überhaupt. Als solche bestätigten sie die Regel.

Dies wiegt umso schwerer, als das eigene Risiko nicht übermässig hoch war. Die Hilfsbemühungen von Schönbrunner und Plagge hielten sich in der Regel durchaus im Rahmen des Erlaubten und trugen auch tatsächlich positiv

zur deutschen Kriegswirtschaft bei. Diese Grenzen überschritten sie nur partiell, dann aber mit dem bewussten Ziel der Rettung der als Schutzbefohlene wahrgenommenen Juden. Anders Anton Schmid. Die Taten des Feldwebels können gewissermassen als tragische Negativfolie dienen, auf der sich die möglichen Handlungsspielräume von Wehrmichtsangehörigen abzeichnen. Mit seiner beträchtlichen Unterstützung des jüdischen Widerstandes und den von ihm durchgeführten Transporten von Juden in andere Ghettos überschritt er die Grenzen des Machbaren und verlor schliesslich alles, den Fortbestand der Werkstätten ebenso wie sein Leben.

Anmerkungen

- 1 Georg Thomas, *Geschichte der deutschen Wehr- und Rüstungswirtschaft (1918-1943/45)*, hg. von Wolfgang Birkenfeld, Boppard 1966, S. 81.
- 2 Vortrag General Thomas' vor Herren des Auswärtigen Amtes, 24. Mai 1939, in: *Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof*, Bd. 36, Nürnberg 1947-49 (im Folgenden IMG), S. 119 und 127; vgl. Thomas, *Geschichte* [wie Anm. 1], S. 195 f.
- 3 Zur Grosswirtschaftsraumkonzeption unter anderem Dietrich Eichholtz, *Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945*, 3Bde, Berlin 1969-1996, hier: Bd. I, S. 162-196; Hans Umbreit, *Auf dem Weg zur Kontinentalherrschaft*, in: Ders./ Bernhard R. Kroener/Rolf-Dieter Müller (Hg.), *Organisation und Mobilisierung des deutschen Machtbereiches. Erster Halbband: Kriegsverwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen 1939-1941* Stuttgart 1988 (= *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. 5/1), S. 200-216.
- 4 Der Chef des Wi Rü Amtes betr. wehrwirtschaftlicher Auswirkungen einer Operation im Osten, 13. Februar 1941, in: Thomas, *Geschichte* [wie Anm. 1], S.516T, 531 f.
- 5 Richtlinien für die Führung der Wirtschaft (Grüne Mappe), BA-MA RW 31/128, S.3.
- 6 Aktennotiz über eine Besprechung der Staatssekretäre vom 2. Mai 1941, IMG, Bd. 31, S. 84; Grüne Mappe, BA-MA RW 31/128, S. 4; vgl. auch Eichholtz, *Kriegswirtschaft* [wie Anm. 3], Bd. I, S. 210-243; Rolf-Dieter Müller, *Von der Wirtschaftsallianz zum kontinentalen Ausbeutungskrieg*, in: Horst Boog/Jürgen Förster/ Joachim Hoffmann u. a. (Hg.), *Der Angriff auf die Sowjetunion*, Stuttgart 1983 (= *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd.4), S. 119-135, 143-147.
- 7 Vgl. Rolf-Dieter Müller, *Das Scheitern der wirtschaftlichen «Blitzkriegsstrategie»*, in: *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. 4 [wie Anm. 6], S. 936-1029; Alexander Dallin, *Deutsche Herrschaft in Russland 1941-1945. Eine Studie über Besatzungspolitik*, Düsseldorf 1958, S. 418-420.

- 8 Rolf-Dieter Müller (Hg.), Die deutsche Wirtschaftspolitik in den besetzten sowjetischen Gebieten 1941-1943. Der Abschlussbericht des Wirtschaftsstabes Ost und Aufzeichnungen eines Angehörigen des Wirtschaftskommandos Kiew, Boppard 1991, S. 449.
- 9 Ebd., S. 193, 259, 269, 474 f. Insgesamt blieb der ökonomische Gewinn allerdings weit hinter den Erwartungen zurück. Dallin legt mit einem erwirtschafteten Gesamtwert von nur 1,225 Milliarden Reichsmark noch wesentlich niedrigere Zahlen zugrunde. Allerdings sind darin nicht die im Osten für deutsche Militär- und Polizeistellen erbrachten Leistungen enthalten; Dallin, Deutsche Herrschaft [wie Anm. 7], S. 420. Der Anteil aller besetzten Gebiete an der deutschen Verbrauchsgütergesamtproduktion lag bei 27% der Körper für Berufsbekleidung, 30 % bei Uniformtuch und 25% bei Leder-, Arbeits- und Berufsschuhen; vgl. Die deutsche Industrie im Kriege 1939-1945, hg. vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung, Berlin 1954, S. 51.
- 10 Müller, Wirtschaftspolitik [wie Anm. 8], S. 347.
- 11 Schätzung für Ende 1942 in: Eichholtz, Kriegswirtschaft [wie Anm. 3], Bd. II, S.247.
- 12 Bernhard R. Kroener, Die personellen Ressourcen des Dritten Reiches im Spannungsfeld zwischen Wehrmacht, Bürokratie und Kriegswirtschaft 1939-1942, in: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5/1, S. 746,758; Ulrich Herbert, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge, München 2001, S. 130-136; Edward L. Homze, Foreign Labor in Nazi Germany, Princeton 1967, S. 26⁴44.
- 13 Franz Halder, Kriegstagebuch, 3Bde, Stuttgart 1962-64; hier: Bd.III, S. 47, 257, 409; vgl. Kroener, Personelle Ressourcen [wie Anm. 12], S. 877-885, 957-960; ders., «Menschenbewirtschaftung», Bevölkerungsverteilung und personelle Rüstung in der Zweiten Kriegshälfte (1942-1944), in: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5/2, S. 821, 948; Walter Naasner, Neue Machtzentren in der deutschen Kriegswirtschaft 1942-1945. Die Wirtschaftsorganisation der SS, das Amt des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz und das Reichsministerium für Bewaffung und Munition/Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion im nationalsozialistischen Herrschaftssystem, Boppard 1994, S. 30; Homze, Foreign Labor [wie Anm. 12], S. 232.
- 14 Dazu: Ulrich Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des «Ausländer-Einsatzes» in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Bonn 1999, S. 156-161; Christian Streit, Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945, Bonn 1991, S. 193-200; Naasner, Machtzentren [wie Anm. 13], S. 54-62.
- 15 Bericht für Monat Oktober, KTB Rü In Ostland, BA-MA RW 30/1, Bl. 96; KTB vom 8. August 1941, Wwi Aussenstelle Wilna, BA-MA RW30/79, Bl. 13; Wochenberichte Nr. 11 und 12, KTB Wwi Kdo Minsk, BA-MA RW 30/24, Bl. 36f., 39.
- 16 Besprechung über den Einsatz von Sowjetrussen, 7. November 1941, BA-MA RW 19/2109, Bl. 96; Entwurf vom 11. November 1941 zu Vermerk über Ausführungen Görings vom 7. November 1941, IMG, Bd. 27, S. 67.
- 17 Bericht über die Besichtigungsfahrt vom 26.-29. Juli 1941, 29. Juli 1941, BA-MA RH 22/251, Bl. 49.
- 18 Bericht für Monat September, KTB Rü In Ostland, BA-MA RW 30/1, Bl. 63.

- 19 Streit, Kameraden [wie Anm. 14], S. 128. Nach Heraussetzung der Rationen im Dezember 1941 lag im Vilniusser Gefangenenlager die tägliche Sterberate noch immer bei 50 bis 60 Mann; Fernschreiben der Anwerbekommission Hessen, Arbeitsamt Wilna, an das Reichsarbeitsministerium Berlin, 31. Dezember 1941, LCVA R 626-1-2, Bl. 230.
- 20 Lagebericht für den Monat Januar 1942, KTB Rü In Ostland, BA-MA RW30/2, Bl. 43.
- 21 KTB Rü Aussenstelle Wilna, 24. Oktober 1941, BA-MA RW 30/79, Bl. 52.
- 22 KTB Rü Kdo Kauen, 20. November 1941, BA-MA RW 30/16, Bl. 33 f.
- 23 KTB Rü Kdo Kauen, 8. Oktober 1942, BA-MA RW 30/19; Bericht über das 1. Vierteljahr 1944, 4. Mai 1944, KTB Wwi Kdo Kauen, BA-MA RW30/21, Bl. 65.
- 24 Statistik der Musterungsaktion bis zum 23. August 1943, LCVA R 1399-1-61, Bl. 170/71; Lagebericht für die Zeit 1.-31. März 1943 d. KdS Litauen, LCVA R 1399-1-61, Bl. 31; BA-MA RW 30/19; Bericht über das 1. Vierteljahr 1944, 4. Mai 1944, KTB Wwi Kdo Kauen, BA-MA RW30/21, Bl. 65; Kim C. Priemel, Rettung durch Arbeit. Handlungsspielräume von Wehrmatsangehörigen im Kontext des Holocausts am Beispiel von Vilnius, Litauen, unveröffentlichte Magisterarbeit, Freiburg 2002, S. 77-79.
- 25 Vgl. ebd., S.70L, 80-83.
- 26 Monatsbericht Juli 1942, KTB Rü Aussenstelle Wilna, BA-MA RW 30/81, unpaginiert.
- 27 Aufstellung der Arbeitsstellen und der dort eingesetzten jüdischen Arbeitskräfte zum 25. November 1942, LCVA R 626-1-209, Bl. 5-13; Passierscheine und Einsatz im Jahr 1942 und 1943, LCVA R 626-1-214, Bl. 1.
- 28 Für biographische Angaben sei verwiesen auf Priemel, Rettung [wie Anm. 24], S.87L, 93, 99 f.; auf den Beitrag von Marianne Viefhaus in diesem Band sowie Manfred Wiesinger/Christiane M. Pabst, Feldwebel Anton Schmid. Retter in Wilna, in: Wolfgang Benz/Mona Körte (Hg.), Rettung im Holocaust. Bedingungen und Erfahrungen des Überlebens, Berlin 2001 (= Solidarität und Hilfe, Bd. 4), S. 187-205.
- 29 Aktennotiz [wie Anm. 6], IMG, Bd. 31, S. 84.
- 30 Statistische Angaben über beschäftigte Inhaber der Gelben und Blauen Ausweise per 26. Januar 1942, LCVA R 626-1-209, Bl. 10lap.
- 31 Vgl. Yithzak Arad, Ghetto in Flames. The Struggle and Destruction of the Jews of Vilna in the Holocaust, Jerusalem 1980, S. 101-119, 133-163; Priemel, Rettung [wie Anm. 24], S. 46-55, 62.
- 32 Unklar ist, ob und in welchem Umfang Schmid dabei auch auf gefälschte Bescheinigungen des jüdischen Untergrundes zurückgriff; vgl. hierzu wie auch im Folgenden ebd., S. 88-92.
- 33 Verzeichnis der Arbeitsstellen und der dort beschäftigten jüdischen Arbeiter [sic] per 27. Februar 1942, 27. Februar 1942; LCVA R 626-1-209, Bl. 106; Aufstellung der Arbeitsstellen und der dort eingesetzten jüdischen Arbeitskräfte zum 26. August 1942, 25. August 1942, LCVA R 626-1-209, Bl. 43-46.
- 34 Priemel, Rettung [wie Anm. 24], S. 90 (Anm. 430), 95-97, 101 f., 126; Siegfried Ganglmair, Feldwebel Anton Schmid, unveröffentlichtes Manuskript, Wien 2001, S.5.
- 35 Viefhaus, Plagege [wie Anm. 28]; Priemel, Rettung [wie Anm. 24], S. 101 f.
- 36 Ebd., S. 97.

- 37 Halder, Kriegstagebuch [wie Anm. 13], Bd. III, S. 312.
- 38 Bericht Schönbrunner, BA-MA MSg 2/2822, Bl. 6; mündliche Auskunft Oskar Schönbrunner vom 19. November 2001.
- 39 Arad, Ghetto [wie Anm. 31], S. 414-420; Priemel, Rettung [wie Anm. 24], S. 58-60.
- 40 Sollstärken HKP 562, November 1943, LCVA R 1421-1-511, Bl. 160-183; Tabelle Insassen HKP562, o.D., LCVA R 1421-1-511, Bl. 100.
- 41 KTB Wwi Aussenstelle Wilna, 8. Juli, 9. Juli, 22. Juli, 25.-28. Juli, 27. August, 17. Dezember 1941, BA-MA RW 30/79, Bl. 3-22, 72; Halder, Kriegstagebuch [wie Anm. 13], Bd.II, S. 403, 411 f.; Adolf von Schell, Grundlagen der Motorisierung und ihre Entwicklung im Zweiten Weltkrieg, in: Wehrwissenschaftliche Rundschau 13 (1963), S. 221, 224.
- 42 Halder, Kriegstagebuch [wie Anm. 13], Bd. III, S. 294, 299; Schell, Grundlagen [wie Anm. 41], S. 225.
- 43 Aktenvermerk über Besprechung beim Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD, Wilna, Obersturmführer Rolf Neugebauer, mit TKVI. Grothe, Wwi Inspektion Ostland, und TKVI. Gröger, Wwi Aussenstelle Wilna, 5. August 1943, BA-MA RW 30/85, Bl. 32.
- 44 Priemel, Rettung [wie Anm. 24], S. 105.
- 45 Ebd., S. 106-109.
- 46 Gesamtaufstellung der im Bereich des EK. 3 bis zum 1. Dezember 1941 durchgeführten Exekutionen, 1. Dezember 1941, BAB R 70SU/15, Bl. 87.

Vom Vergessen und Erinnern des Guten Betrachtungen zum Retterwesen

von Dirk Heinrichs

Vorbemerkung

Mit meinem Beitrag möchte ich einen *Gegenpol* setzen zu den biographischen Geschichten dieses Buches. Mich beschäftigt, was über den historisch erfassbaren Vorgang eines Rettungsfalles hinaus eigentlich geschieht: für den Geretteten wie auch für den Rettenden selbst inmitten der Dämonie des Vernichtungskrieges. Was sich durch ihr gegenseitiges aktives und passives Handeln aus dem wesentlichen Grund allen Menschseins an Werten zeigt. Und was es nicht nur für diese beiden bedeutet, sondern auch für die Welt um sie herum, für die Nachwelt. Ursachen, Umstände und Folgen eines Rettungsvorganges zu erkennen, ist das eine. Aber ich versuche, in allen diesen Geschichten das *Wesen* des Rettens und seiner Belastungen zu deuten. Die Sprache solch philosophischer Deutung ist keine nur beschreibende. Sie weist über diese hinaus. Sie greift auch mit Zitaten als Schlaglichtern zurück auf die grossen Denker einer humanen Gesinnung und auf Glaubenszeugnisse aus der Religion der jüdischen Opfer. Mehr fragend als antwortend wird versucht zu *verstehen*, was in einem Rettungsereignis durch alle Düsternis des Bösen hindurch an Gutem aufleuchtet.¹

Einführung

Die in dem vorliegenden Band gesammelten Biographien von «Rettern in Uniform» beantworten die lange Zeit oft zweifelnd gestellte Frage: ob es in der Nazidiktatur und in der militärischen Unterwerfung zum totalen Gehor-

sam überhaupt solche selbstlosen Menschen habe geben können? Bei aller Verschiedenheit ihrer Persönlichkeiten sowie der unvergleichbaren Umstände ihrer soldatischen Einsatzbedingungen werfen ihre Rettungstaten noch eine andere Frage auf. Sie lautet: ob es, wie immer verursacht oder organisiert, ein Vergessen des Guten individuell oder kollektiv, und auch ein Vergessen der Erinnerung des Guten geben kann? Ob ein Vergessen des Guten zur Folge hat, dass Menschen mit der Ausführung von Vernichtungsbefehlen, von Massenmord, wie aus allen Sinnen heraus geradezu in den Schlund des Bösen hinein verwarhlosen? Oder ob es nicht auch im Inferno des Krieges zumindest in der Mahnung einer aufrufenden Gewissensstimme ein Erinnern des Guten gegeben hat, das unerschütterbare Gegenkräfte weckte und zum Rettungshandeln ermutigte? Gegenkräfte, die, wie die Biographien von Rettern beweisen, spontan angesprochen zu Taten der aktiven Hilfe, der Beschützung trotz eigener Gefährdung befähigten. Durch diese zeugten sie von der Wahrheit des Guten. Ihre erstaunliche Zuwendungsbereitschaft wenn auch bei Wenigen bewies, dass Es nicht gänzlich untergegangen war. Über das Vergessen des Guten und damit auch über das Erinnern des Guten in seinen Schattenspielen und Leuchtzeichen nachzudenken durch den Anlass historisch belegter Beispiele, heisst, den komplementären ontologischen Zusammenhang des Guten *und* des Bösen zu erfassen, der sich hinter jeder moralischen Entscheidung von gut *oder* böse verbirgt. Denn «ein Mensch ist bei lauter guten Handlungen dennoch böse».² Das bedeutet auch seine Neigung, sein ausnutzbares Gefälle, beides zu verwechseln. Der Mensch ist im Guten *und* Bösen eine *Wechselexistenz*. Unschärf sind ihre Trennlinien. Schon Jesaja warnte: «Weh denen, die Böses gut und Gutes böse heissen...»³ Allein, so ist es doch alltäglich fast normal.

Gerade die schon erforschten und auch die noch erforschbaren Rettungstaten – viele sind leider längst in ein geschichtsloses Vergessen entschwunden – zeigen die wechselseitig miteinander verflochtenen Wesenskräfte von Vergessen und Erinnern auf. Das eine ist nicht ohne das andere, und je auf vielfältige Weise wirkungsmächtig durch kaum vergleichbare Verflechtungen der undurchschaubaren Motive.

Die Erinnerung des Guten von *Rettungswiderständlern* durchbrach das namentlich im Feldzug gegen Polen 1939 und die Sowjetunion ab 1941 im Mi-

litär befohlene kollektive Vergessen des Guten und die gehorsamste individuelle Unterwerfung nicht immer nur aus den angedeuteten Quellen allein. Berechtigte Motive, der jeweiligen militärischen Auftragslage pflichtgemäss zu dienen, *mischten* sich mit nicht zum Schweigen gebrachtem Gewissen. Manche Retter trieben gerade ihre militärischen Obliegenheiten in den ihnen zugewiesenen Verantwortungsbereichen dazu an, das Nützliche mit dem notwendigen Gutsein zu geschundenen Menschen zu verbinden.⁴ Sie brauchten in den besetzten Gebieten («Ostland») zur Auftragsbewältigung tüchtige Arbeitskräfte. Vor allem Juden standen noch zur Verfügung.⁵ Die letzteren entzogen sie damit dem Zugriff der Vernichtungskommandos. Aber über den eigentlichen Bedarf hinaus schafften sie weitere Beschäftigung als Deckung und holten dafür gezielt Verfolgte heran, die in Ghettos Objekte der Vernichtungsplanung waren. So wurde aus militärischer Pflicht menschliches Erbarmen! Auch innerhalb militärischer Pflichterfüllung, wenngleich auf gewagteste Weise, wenn auch nicht ohne umsichtige, selbstsichernde Abschätzung der Risiken, öffneten sie über ein nüchternes Interesse hinaus den Spalt der Hinwendung, erweiterten ihn zur Nische und zum Freiraum ihres mitmenschlichen Handelns. Die Erinnerung des Guten kann über sein Vergessen unbeeinträchtigt werden! Sie lässt selbst das eigene Leben für andere Fremde wagen. Sie lässt nicht verhungern, wehrt der Knechtung und mordenden Abschächtung. Sie schafft erfinderisch durch Arbeit neue Hoffnung für die Sehnsucht, zu überleben.

In den Rettergeschichten dieses Buches werden nachlässiges Vergessen des Guten und, daraus ausbrechend, ein tatkräftiges Erinnern des Guten in Wesen und allen Spielweisen menschlichen Daseinskampfes überdeutlich. Ohne *das* Gute sowie ohne *etwas* Gutes tun, ist ein sich in der Wahrheit erfüllendes Menschsein mit seiner Freiheit nicht zu bestreiten, wie eben komplementär nicht ohne *das* Böse und Böses tun. Kein Mensch kann dauernd *nur* gut und auch nicht dauernd *nur* böse sein. Vergessen *und* Erinnern des Guten *und* des Bösen (Bösartigen) sind so wesentliche Bewegungskräfte der Geschichte.

Fragestellungen

An wen adressiert sich das Vergessen des Guten von *Nermessenden* aller Liebe zu den Menschen in seinen bösen Folgen? Dazu antwortete Hauptmann Wilm Hosenfeld, und sicher nicht nur er, in seiner Erschütterung über die Massenmorde: das sei keine Frage an Gott, sondern an uns. Wir sind es, die versagen! Wir alle werden mitschuldig. Uns alle, unser ganzes Volk, trifft eine furchtbare Vergeltung und Rache!⁶ – Das *Schweigen des Menschen* und das Mitmachen der Vergessenden stösst auf das *Schweigen Gottes*. Jeremia verkündete dazu im Namen seines Gottes: «Was wollt ihr noch Recht haben wider mich? Ihr seid alle von mir abgefallen, spricht der Herr.»⁷ Zu diesem Abfall zählt auch das Vergessen des Guten, das Vergessen der Aufrufe Gottes zur Gerechtigkeit. Die Prophetie, die Klagepsalmen des Alten Testaments sind voll der Warnungen und Bekenntnisse, sich vor diesem Vergessen zu hüten. Aber es spricht sich da auch die bange Frage aus: «Hat Gott vergessen, gnädig zu sein und seine Barmherzigkeit vor Zorn verschlossen?»⁸ In der modernen Existenzweise, die Lebensfragen ver-rationalisiert und dadurch die Frage nach dem einen Guten an sich wie das Fragen nach dem sich abwendenden Gott wegmacht, jedenfalls solange sie diese flachwinkelige Weise der Daseinsbehauptung aushält, bewirkt das *Schweigen* aus dem Vergessen: dass auch Gott vergisst, gnädig zu sein, und schweigt. Warum lässt Gott das zu, warum schweigt ER? So fragten die Verzweifelten in den Vernichtungs-KZs und wagten Gott anzuklagen, ohne IHN damit aus seinem untätigen Schweigen hervorzulocken.

«Warum schweigt man und protestiert nicht? Wir sind alle feige und bequem, zu falsch und verrottet, darum müssen wir auch alle den Sturz ins Verhängnis mitmachen...» So notierte es ein Retter, stellvertretend auch für andere mit, in seinem Tagebuch.⁹ Dennoch geben viele Geschichten von «Rettern in Uniform» Zeugnis von der Unvergesslichkeit des Guten, geben fallweise Antwort auf die nachfolgende *allgemeine* Frage: Kann das Gute überhaupt je total vergessen sein? Kann einem Menschen wirklich *das* Gute aus der Regsamkeit seines Geistes entfallen in eine bewusstlose Erinnerungslosigkeit? Um wie aus einem verriegelten Untergrund des Gedächtnisses – verriegelt durch etwas ihm Böses – zunächst nicht wieder in die Erinnerung her-

vorholbar zu sein? Um dann aber doch bei Gelegenheit wie absichtslos und unerwartet durch einen nicht mehr gelähmten *Willen zum Guten* in ein entscheidungsbestimmendes Bewusstsein aufzusteigen? Hiesse sonst *das Gute vergessen* für einen Menschen nicht, aus seinem Sein als ein moralisches Wesen mit seinen gewissenhaften Orientierungskräften zu entfallen? Gleichsam wie aus diesem herausgekehrt, *sich allen Gutseins zu entleiben!* Aber widerfährt nicht jedem Menschen sowohl zufällig als auch notwendig immer Vergessen? Oder gar nach dem Bruder-Leichtfuss-Motto: «Glücklich ist, wer vergisst, was doch nicht zu ändern ist»? Unterläuft einem Menschen nicht ständig – und sei er noch so seiner selbst und seiner Handlungen bewusst – Vergessen aus den Verwahnissen seines Bewusstseins, aus den Nischen, ja auch den Verstecken seiner Seele im Blutstrom des Lebens, zwischen schon festgelegter Vergangenheit und noch offener Zukunft? Oder Vergessen, gleich auch als Verdrängen, in die Senkkammern seines Gewissens hinein? Denn ein Vergessen des Guten – ist es nicht auch ein Vergessen des Bösen? Oder ein Vergessen des Bösen – ist es nicht auch ein Vergessen des Guten? Und wenn das so ist, kann das Gute dann nicht auch wiedererinnert werden? Eben weil Erinnerungsarbeit der Kreislauf unseres seinsträchtigen Geistes ist! Steht eine Erinnerung des Guten nicht im Wort für den Vorrang der Gerechtigkeit vor einer sie vernutzenden instrumentellen Vernünftigkeit technischer Handhabung?

Gibt es ohne eine Erinnerung des Bösen – und damit komplementär auch des Guten – einen auflichtenden Weg aus der *Entzweiung*? Erstickt sich ein Mensch im Vergessen des Guten – gerade auch, wenn er es sich vergessen *machen* lässt – nicht selber in Unfreiheit und ungelöster Verschuldung? Und findet dann aus solcher Entselbstung nicht mehr zur befreienden Verantwortung seiner selbst und des ihm Anvertrauten? Denn wer findet schon *ohne* eine Erinnerung des wahren Guten aus den so gerne verdrängten Fakten und Belastungen seiner Geschichte und ihrer Verwebungen heraus? Vergessen und Erinnern *scheinen* aber oft wie ungeschichtlich zu sein, nicht-mehr oder noch nicht als Geschichte feststellbar; denn Vergessen drängt die nicht mehr gewollten Evidenzen ins Unerscheinbare. Erinnern holt sie aus der vorübergehenden Unerscheinbarkeit wieder hervor in das ethische Wollen und morali-

sche Handeln. Das Vergessen lässt entfallen in ein (scheinbares) *ausser mir*, das Erinnern aber bewegt ein (echtes) von *innen her*. Im Vergessen verfremdet sich ein Mensch die Zugänge zu seinem Gut-Sein. Im Erinnern öffnet er sie. Ein Psalmist deutete schon darauf hin: «Merket doch das, die ihr Gottes vergesset, dass ich nicht einmal hinraffe und sei kein Retter da.»¹⁰

Nur in den Erinnerungen des Guten *und* damit auch des Bösen ergibt sich ein Angebot zur Aufrichtung in die Zuwendungskraft zum anderen Menschen. Die Retterbiographien zeigen: So lässt sich in der Balance zu sich selber *handelnde Liebe* gewinnen, auch aus dann unverletzter Selbstachtung. Jeder Mensch ist in seinem Guten *und* Bösen eine zu diesen Polen hin und her wendende Mischexistenz. Er kann sich entscheiden für gut *oder* böse, aber er bleibt im Guten *und* im Bösen in der Welt undurchschaubar verkettet. Das Gute ist nicht nur in der Entscheidung für Guttun und Gutdenken unbedingt. Sondern dieses *sine unbedingte Gute* ist unerlässlich, damit wir aus der Wahrheit unseres Seins den Verkehrungen in das Böse Widerstand entgegensetzen. Das bedarf der ins Guthandeln transformierten Erinnerung, die die Schleier des Vergessens aufreißt. So waren eben auch die «Retter in Uniform» nicht *militärische* Widerständler, sondern in ihrem *Rettungswiderstand*¹¹ zugleich die *Retter des Guten*. Aber weil ein Mensch doch immer das eine, nämlich ein Vergessender ist, – *und* weil er auch immer der andere, ein Erinnernder des Aufrufs zum Guten hin bleibt: darin liegt die *Unentbehrlichkeit des Guten wie des Bösen in ihrem Widerspruch*. In der *Entzweiung* als der Ursache des Bösen – ein Gedanke Hegels¹² – ist das Vergessen des einen, Bösen auch die Chance des gegensätzlichen anderen, Guten. Zu ihm kann sich unsere Existenz in ihrer Freiheit, unter Bedingungen der Not oder des Glückstrebens auswählend entscheiden.

Die «Retter in Uniform» haben in solcher Not der Verfolgten mit ihren Geretteten und durch sie *auch sich selbst* und nicht nur sie aus dem unseligen Verhängnis herausgeholt. Nicht die Mischung von Reinheit oder Unreinheit ihrer Motive zählt, sondern *allein die Tat*. Die Ambivalenz guter *und* übler Motive, wie sie jedem Menschen eigen sind, zündet mit ihren Reibungen die Tat des Helfens. Bei Soldaten bestimmten ferner Rangordnung und Einsatzbedingungen das Ergreifen einer Gelegenheit, die sich dem rangniedrigen

Landser kaum stellte. Da ein Retter, um handlungsfähig zu bleiben und um selber zu überleben, so schutzbedürftig ist wie sein verfolgter Schützling, darum muss er klug, wenn nicht listig täuschend, im Zweifel auch mit Lüge und Verstellung vorgehen, um jenes *Guten* willen, das in seinem sittlichen Bewusstsein als *Humanum* lebendig ist. Diese Ansprechbarkeit zur Tat unterscheidet es auch vom stumpfen Zuschauer böser Vorgänge, dessen sittliches Bewusstsein, wenn nicht von Furcht und Feigheit überwältigt, in eine Art Taubstummheit verfallen ist, die durch Gehorsam, durch Propaganda, durch Strafandrohung und Kameradendruck erzeugt wird, wodurch seine Stimme des Gewissens und sein Auge der Liebe erlischt.

Deshalb sind Retter keine makellosen moralischen Lichtgestalten. Sie waren die, die *da anwesend waren und zugriffen*, wo sonst *keiner* da war und *niemand* zugriff. *Nicht einmal ein eingreifender Gott trat aus seinem Schweigen, seiner Selbstzurücknahme hervor* und rettete! Die in solcher Tat sich wirklichsende, zumeist unreflektiert ergriffene Erinnerung des Guten führt *nicht* zu einem *vollendeten* Menschsein. Sie bleibt im Bewusstsein ihrer Unvollkommenheit. Das entwertet die Rettungen nicht. Im Gegenteil, es wertet sie auf, weil hier einer, mit seiner eigenen Mischexistenz von gut und böse, den Freiraum nutzte, den andere nicht wagten zu nutzen. Manche Retter haben geklagt: Hätte ich nicht mehr tun können, wenn ich nicht auch wieder schwach geworden wäre? Allein, dadurch wird das Ungewöhnliche der Humanität ihres Handelns nur deutlicher, auch mit der Frage: Warum waren es so wenige...? Warum war das Vergessen des Guten von solcher Unwiderstehlichkeit? Und sein Erinnern so bettelklein und (doch) armse/zg? Ist die Erinnerungskraft zum Guten der Vergessensknechtung durch Macht, Herrschaft und Interessen im Allgemeinen unterlegen, dann jedoch keineswegs im Einzelnen der *Tat* von Empörten und Helfern.

Das Gute wird der Welt nur verfügbar in demütigen Zeugnissen! Mit jedem Rettungsakt erscheint Es uns, wie solches Handeln inmitten des Höllisfchen die Zwischenräume des Friedlichen schafft;¹³ erscheint und bewahrheitet das Gute, das *nicht unverfügbar vergessen* sein will. Wo ein Mensch durch einen Anruf aus der Tiefe seines Seins angestossen wird, steht er in der Entscheidung: zu folgen oder in die Ebene der gerade zu alltäglichen Angelegenheiten

auszuweichen. Manche Rettungen wurden ausgelöst, weil ein Hilfe Suchender mit Blick und Wort diesen Anstoss auslöste. Und das geschah in der Kontingenz unvermuteter Begegnungen.

Vergessen und Erinnern

Es geht *hier* um ein phänomenologisches Verstehen, das sich der historischen wie der existenz-ontologischen Dimension und dem von Vergessen und Erinnern moralisch intendierten sittlichen Bewusstsein zuwendet. In den spärlichen Berichten von Rettern erzählt es von ihren quälenden Konflikten.

Wie geschehen eigentlich auf so vielfältige Weise *Vergessen* und *Erinnern* unterschiedlich? Und was ereignet sich dabei persönlich wie sozial- und kulturgeschichtlich? Wie Vergessen und Erinnern im Bewusstsein wirkt und was wir damit erleben, ist zu unterscheiden von der wissenschaftlichen Untersuchung, wie sich von ihr Vergessen und Erinnern erkennen und beschreiben lässt.¹⁴ Vergessen und Erinnern können verstanden werden als psychologische, als neuro- und himphysiologische Prozesse. Sie sind analytisch erforschbar. Sie lassen sich dann, wo sie Krankheitsbilder zeigen, therapeutisch behandeln. Mit Psychologie allein sind sie aber nicht zu *verstehen*, auch wenn durch sie vieles erklärt und manches geheilt werden kann. Bei Rettern wie bei Geretteten sind die oft nötigen Traumabehandlungen zu bemerken. Aber die historische Wirkungsmächtigkeit von Vergessen und Erinnern des Guten wie des Bösen wird durch analytische Wissenschaft nur unvollständig begriffen. Hier kann auch eine geschichtsphilosophische Bedenkung allein nicht weiterführen, es sei denn, dass sie im Wechsel die religiöse Sprache der Offenbarungserfahrung vernimmt. Denn was wir – als Auflockerung, nicht als Verlassen historischer Forschung – mit unseren immanent geschichtlichen Veranlassungen und Bindungen nicht an den *Horizont der Transzendenz* ausweiten, von woher die *Grundfragen unseres Seins*, wie das Gute und das Böse herüberkommen und das Gedächtnis auf ihre Weise besetzen, das wäscht die durchgliedemde Rationalität aus. So macht sie auch die Frage vergessen: War-

um verübten *normale* Menschen das Morden? – wofür sich Erklärungen finden lassen, aber keine letztgültige Antwort. Und warum und wozu, die Angst zum eigenen Tod überspringend, retteten die wenigen in Uniform wenige? Etwa nur in Schuld *und* Glück ihres Überlebens hinein?

Wir vergessen und erinnern oft mechanisch. Wir vergessen auch unbewusst und erinnern reproduktiv Träume, Bilder, Landschaften, Gesichter. Das Foto soll, wie Erich Fromm bemerkt hat, dem Vergessen entgegen wirken durch eine «entfremdete Erinnerung». ¹⁵ Sie entsteht nicht aus dem eigenen aktiven Tun des Gedächtnisses und seiner fast grenzenlosen geistigen Kraft. In Notizen veräusserlicht sich das Gedächtnis, was es nicht behalten will. Aber es gibt existenz-ontologisch eine sich zur Transzendenz öffnende Erinnerung, durch die an dieser Grenze Sterben und Tod bedacht oder wieder ins Vergessen abgeschoben wird. Das religiöse Gefühl kann Erinnerung als «freie Assoziation» (Freud) erregen. Auch das philosophische oder wie im Alten Testament das prophetische Denken nimmt erinnernd Wahrheit aus der Transzendenz des Seins in seine Immanenz auf. «Die platonische Idee, dass alle Philosophie Erinnerung sei, ist in diesem Sinne wahr; alles Philosophieren besteht aus einem Erinnern des Zustandes, in welchem wir eins waren mit der Natur.» ¹⁶ Auch dieses Denken erwacht aus der Gott-Vergessenheit und will wieder erinnern, was über uns hinaus grundlegend ist. Augustinus bindet die Erinnerung in Gottes Geist an. Erinnert werden kann nur, was schon in Gottes Geist gewusst ist. ¹⁷

Vergessen und Erinnern kann der Vergessende oder der Erinnernde, als im eigenen Vorgang davon bewegt, sich selbst nicht vergegenwärtigen. Es sei denn, er unterbreche ihn zur Selbstreflektion, verliere dann aber die genaue Anknüpfung. Zudem vergessen wir auch das Vergessen, haben keine Erinnerung mehr daran, anders als wenn wir gerade etwas vergessen und noch erinnern, dass wir just etwas vergassen. Es gibt aber auch das Erinnern des Erinnerns. *Vergessen* ist indessen keineswegs immer nur Verlust, *erinnern* nicht etwa nur Gewinn. Wer etwas vergisst als seinen geistigen Besitz und sich ihn abhandeln kommen lässt, der verliert damit zwar etwas von sich selbst. Dagegen ist Vergessen aber oft Befreiung, bedeutet Entlastung eines von Erinnerungen überlasteten, ja bedrängten Menschen. Es sind Erinnerungen, die er nicht mehr verarbeiten, die er ganz nüchtern nicht mehr gebrauchen kann.

Auch gibt es Erinnerungen der Schuld oder der Opfererfahrung, die vergessen sein müssen, um überhaupt weiterzuleben, um sich selbst und andere Menschen auszuhalten. Hier wird das Vergessen zur Güte! Sie muss aber die Frage nach dem Schöpfergott des eigenen Lebens nicht im Vergessen mitlöschen.

Ein überfülltes Gedächtnis wird durch Vergessen nur frei gemacht, um wieder aufnahmefähig zu werden. Es befreit vom Ballast längst Vergangenenem *nicht-mehr* und öffnet damit für die Zukunft des *noch-nicht*. Aber ohne Erinnerungen aus seiner Vergangenheit, die ihm christlich, humanistisch oder aufklärerisch prägende oder durch Vorbilder ethisch orientierende *Werte* schenkte, kann ein Mensch nicht wahrhaben, wer und was er ist. Die Biographien der Retter beweisen solche Hintergründe ihrer Persönlichkeit. Ein gründliches Vergessen(machen) des persönlichen wie des sozialen und kulturellen Herkommenberaubens der Bestimmungsgründe, um mit einer unvergessbaren Identität zu werden, was ein Mensch ist. *Vergessen* kann entheimaten. *Erinnern* kann neu beheimaten. Traditionen beruhen auf Erinnerungen, aber diese sind wert- und wesenlos, wenn sie *nur* zelebriert werden. Sie blockieren das notwendige Vergessen, und das ist gefährlich. Wie auch gefährlich sein kann, nicht zu erinnern, was wert ist und tragend aus einer Freiheit, die eine traditionsstarre Gefangenschaft nicht erträgt. In ihr kann auch kein Glaube mit offenen Türen wohnen.

Dagegen sind *kommunizierbare Erinnerungen* Schätze der Bewahrung. Sie retten kreative Werte, die immer noch hinweisend zukunftsfruchtig sind. Ohne sie erleiden wir Orientierungsverluste. Ihr Vergessen wird nur flüchtig durch Modenangebote kompensiert. Erinnerungen können also persönlich, sozial und kulturell statt Ballast auch Anregungen für einen tragwilligen, tragfähigen Menschen zugunsten seiner Kreativität sein. Ohne sie würde seine Daseinsbewältigung von Sinn und Form entleert werden. Und *prophetische Erinnerungen*, die das Vergessen von Gott anmahnen, die Erfahrungen mitteilen, wie Gott uns vergisst, wenn wir ihn vergessen: Sind dies nicht, gegen die Versuchung des Vergessens, Erinnerungen, die eines Menschen Glaubensherz anwärmen? Sind sie nicht auch das Geheimnis seiner Erlösung?

Wir erinnern, oft unter schockartigen Anstößen, das Vergessen; nämlich dass und was wir vergessen haben. Wir vergessen das Erinnern dessen, was

Wert wäre, erinnert zu bleiben. Wir vergessen also das Vergessen des Guten wie des Bösen. Das Vergessen des Vergessens legt sich wie eine Doppelschlinge um die Freiheit zum notwendigen Erinnern. Denn wir erinnern ob des Bösen und wegen seiner Anfälle, und erinnern damit notwendig fehlendes Gutes. Diese Ineinanderverschränkung ergibt sich aus der *Entzweiung*, die das Böse in seiner Entgegensetzung des Guten festmacht. Unser sittliches Bewusstsein ist der konfliktreiche Raum ihrer Kontroversen. Sie lassen Vergessen und Erinnern gleichsam ein Gespräch miteinander führen um das grund- und abgrundtiefe Sein des Menschen vor einem Gott, der sich ihrer erinnert, der sie aber auch vergisst, weil sie IHN vergessen. Und dadurch vergessen wir mit Vorliebe unsere Sterblichkeit. Zwar ist das Vergessen, dass wir sterben müssen, zeitweilig ein Geschenk. Niemand könnte ständig ohne Bewusstlosigkeit seines Endes, nämlich auch *wie* er sterben wird, erträglich oder freudig leben, wenn ihn diese Erinnerung nicht losliesse. Aber so vergessen wir auch gerne, wie wir selbst eines Tages überhaupt samt unserer Kultur vergessen sind, gleich unseren Vorfahren vor Hunderten von Jahren.

Man denke hier auch einmal mit kurzem Seitenblick an ideologische Propaganda als Vergessensmacher, als Erinnerungsblockierer zum Beispiel der Gleichheit aller Menschen, der Menschenwürde, der Nächstenliebe, der Achtung von Recht und Gerechtigkeit. Propaganda und eine von Interessen bestimmte Werbung mit ihrer Information als Ware machen absichtlich das Wahre vergessen in die Halbwahrheiten oder in die Lüge, machen *das Falsche zum Soll* einer vergemeinschafteten Erinnerung.¹⁸ In der Nazizeit wurde eine *Herrenklasse* gegenüber Minderwertigen postuliert. Dieser andere, aus der so genannten Volksgemeinschaft ausgeschlossene *Untermensch*, war als das Böse schlechthin zum Volksfeind erklärt. Was im Christlichen als Sünde gilt, was im philosophischen Denken das Böse ist, was im Rechtswesen als Verbrechen abgestraft wird, ist im Dienst der ideologisch-parteilichen Doktrinen zu Geboten, zu neuem Recht aller (üblen) Ehren wert, verkehrt worden. Militärpersonen wird für Handlungen gegen feindliche Zivilpersonen sogar die Strafverfolgung erlassen.¹⁹ – Gegen solch falsche Verkehrung widerstehen die Retter mit ihrer Achtung des Rechtes auf Schutz und Leben.

Wir machen uns heute keine Vorstellung mehr davon, wie schwer es für sie

gewesen ist, sich von diesen höllisch-unwürdigen Einzwängungen zu befreien und sich eine menschenfreundliche Gesinnung in Wort und Tat nicht wegbe-
fehlen zu lassen.²⁰ Wir beobachten gegenwärtig zudem eine *Zivilisation des Vermessens*, mit ständigem Programm- und Modenwechsel, gesteigert zum Weg werfen von Mensch und Sachen, von Embryonen, Zellkulturen und Organen. Die *Erinnerungskultur* wird von Historie, von religiöser Mystik und liturgischem Ritual, von Literatur und im Museum gepflegt. Politisch indoktrinierte Volksgemeinschaften müssen sowieso Erinnerungen, ja die Erinnerungsfähigkeit selbst ausschliessen, die zu der von der Herrschaft befohlenen Identitätsstiftung nicht taugen. *Macht der Zensor Markt es anders?* Hier aber hilft dem Vergessen auf und pflegt die Erinnerungskräfte das, was als Gesellschaftskritik – durch die *Pressefreiheit* geschützt – aufgezeigt wird, damit nicht, wie übrigens auch in der zwecklosen mystischen Kontemplation, Vergessen und Erinnern überhaupt aufgehoben sind.

Das mystische Kontemplations verges sen lässt alles Faktische entfallen. Ihr Erinnern von Sein, das sich im rationalen Diskurs aus Gegensätzen und Widersprüchen nährt, versöhnt die *Entzweiung* des Guten und des Bösen. Solches Vergessen von allem gemachten, uns im Dasein beschäftigenden und besetzenden, gegenständlich erkennbaren Seienden gibt ein (*Wieder-*)*Erinnern frei*. Dieses (*Wieder-*)Erinnern ist immer auch ein Empfangen von Sein. Eine geistige Fixierung auf das gegenständliche Erkennen kann jenes (*Wieder-*)Erinnern überlagern, das Wahrheit hervorholt aus den unserem Ich-Bewusstsein transzendenten Bestimmungsgründen des Menschseins. Das erinnerungslose Vergessen in kontemplativer Gedankenlosigkeit ist ein Weg, der gegensätzliche Spannungen in das übergensätzliche Sein des *Einen* unreflektiert versenkt. Es schenkt reinigendes Vergessen des Widersprüchlichen, ohne das freilich kein Leben in seinen Daseinskämpfen atmet, im Bösen wie im Guten. Im mystischen Versenken erlöscht die historische Bewegung des Vergessens und Erinnerns. Es gilt und spricht das einigende, erlösende *Eine* als das Alles im Nichts und als das Nichts in Allem. Solche Kontemplation ist befreiend ungeschichtlich, aber nicht als Abseitssuche von der Welt, sondern als Kraftquelle für Aushalten und Gestalten von Weltwirklichkeit.²¹ Die Entscheidung, was nicht zu erinnern und was nicht zu vergessen sei, ist zwar (vorübergehend)

abgenommen, also auch die Entscheidung zwischen Gut oder Böse. Aber das mystische Denken kehrt sich letztlich nicht von der Welt ab, um vom geschichtsmächtigen Vergessen und Erinnern nichts mehr wissen zu wollen. Es nimmt das Weltdüstere auf sich, reinigt Bewusstsein und Seele und ist erhellt, in die Welt und ihre Aufgaben hinein zu gehen *und* der Seinsuntreue zu widerstehen.

An das Wissen, dass «die Erinnerung das die Bedeutung Wirkende ist», erinnert Dilthey.²² Was kann bedeutender sein, als verfolgte Menschen retten? Dass wir jedoch Bedeutendes vergessen, kann sowohl Schaden als auch Nutzen stiften. Das Erstere wollen wir möglichst nicht erinnern. Man denke an das blockierte Schulderinnem, das sich bis zur Lüge versteift. Aber der Nutzen des Vergessens ist dem versagt, der das Vergessen da, wo es Not tut, nicht nutzt, indem wir uns in Vergessenheit befreiend loslassen: von Enttäuschungen, von Groll, von Versagensfolgen.

Wem verziehen ist, der darf auch vergessen, wenn das, was ihm verziehen wurde, sich in seiner Umkehr vom Bösen zum wiedererinnerten Guten auswirkt. Solche Umkehr schmerzt. «Nur was nicht aufhört, weh zu tun, bleibt in Erinnerung» (Nietzsche). Durch dieses Wehtun als Entreissen von Wahrheit aus dem Vergessen ist «Erinnerung ein Zufluss von Einsicht, die uns abhandeln kam».²³ Denn wo das Viele in ein Vergessensein schwindet, da wird das unentzweite *Eine* in seiner selbstursprünglichen Schöpferkraft erinnerungsdeutlich stark und bedeutend. Wird vergessen, das *Eine* zu suchen, bleibt es in der Zivilisation der dauerinstitutionalisierten Rationalität «entzaubert» (Max Weber). Dann wirkt sich das Viele erstickend aus für das furchtlose Erinnern zum Sein.

Das Gute

Was ist *das Gute*, nicht nur ein *Etwas* an Gutem? Können wir *das Gute* suchen wie einen Edelstein? Nein! So, nur selbsteigen, können wir es nicht; es sei denn *das Gute* suche uns. Und wir seien bereit, uns suchen zu lassen! Für den Verfolgten ist dieses Etwas an Gutem: von Hunger, Folter, Todesangst erlöst zu werden; sichere Verstecke sind ihm etwas Gutes. Oder nicht verraten zu werden. – Für den Rettenden ist gut: Nahrung, Arbeit, Schutz zu beschaffen.

Etwas Gutes ist ihm die Treue zu seiner humanitären Gesinnung. – Für beide ist etwas Gutes auch Mut, Umsicht und Besonnenheit, ja selbst List, Verstellung. Notlügen sind die Umkehrung ihres Bösen in ein Gutes. Sie dienen der Rettung vor der Ermordung. Ein Mensch mag also viel Gutes haben und tun: Nützliches, Sittliches, religiös Ehrfürchtiges. Wenn er Leben rettet, ist seine Tat Teil des Guten! Aber *das Gute an sich* hat er deswegen doch nicht wie einen Besitz. Das Gute hat keiner als solches unverletzt und unentzweit. Es sei denn, *Es* schenke sich uns in den Ahndungen²⁴ eines Gottes, der Menschen so ergreift.

Dies bedeutet, das Nützlich-Gute soll im Rechten und Gerechten vernünftig, achtsam und entgegenkommend sein. – Das sittlich Gute soll sich in Gebote und in moralische Regeln fassen lassen, die aber nicht um ihrer selbst willen starr zu behaupten sind. Sie verstehen sich als Fahrwasserbefeuerung durch Nacht und Nebel der immer auf Sinn und Form hin zu entwirrenden und zu gestaltenden Weltverhältnisse. – Das Gute an sich bedeutet und will in seinen erleuchtenden Ahndungen offenbaren: Ein Gott schenkt dem Menscheng Geist *Freiheit zur Liebe*. «Alles Gute ist nützlich», liess Platon Sokrates sagen.²⁵ Aber Sokrates meinte nicht, wie heutzutage als Verbrauchermarkt verbreitet, dass alles Nützliche gut sei. Er meinte, alles Gute sei deswegen nützlich, weil es Sinn und Form schaffe, Schönheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und die Tugenden der Liebeszuwendungen; nicht zuletzt für eine Wohlordnung der Polis (des Staates), zu der beizutragen jedermann verpflichtet sei.

Wenn das (Wieder-)Erinnern nicht im Guten dessen Tiefen auslotet, sondern sich ausflacht und das Bewusstsein nur auf den *Erfolg* ausrichtet, weicht es der Seinsverwurzelung des Guten im Ganzen aus. Die Retter suchten keinen *solchen* Erfolg. Denn der *Götze Erfolg* kann so vor der Wahrheitsfrage eine Kategorie des Vergessens sein, die sich mit dem Ziel von *nur etwas nützlich* Gutem scheinbar als Erinnerung des Guten an sich tarnt. Natürlich dient die Angewiesenheit auf Erfolge, aber doch eingeschränkt, der berechtigten Daseinsbehauptung. Diese, in ihrem Hang zum Ausweichen, zum verstockten Steckenbleiben in Ehrgeiz, ja in einer Sucht nach Erfolgen, wird freilich auch von politischer Herrschaft, von Werbung und der Ökonomie auf der Aufstiegsleiter sozialen Ansehens benutzt. Im Militär werden Tapferkeit und Füh-

rungserfolge mit Orden, Beförderungen und grosszügigen Dotationen belohnt. Die Leiden der Opfer sind vergessen! Solches Erfolgsstreben ist bar des Willens zum Guten. Und gut ist ohne Einschränkung allein ein guter Wille.²⁶ Denn dieser Wille, der vom Guten aufgerufen ist, er allein durchbricht die Ebene der zum Bösen hin anfälligen Erledigungen gewöhnlicher Daseinsbewältigung. Er enthebt das *Ich* seiner Eigensucht und wendet es zum anderen *Du* um. Es ist der Wille, der einen Menschen über sein Dasein mit Leib, Seele und Geist über eine Wohlordnung moralisch hinausdrängt, der ihn aus dem Gottvergessen in das Vertrauen liebender Zuwendung führt. Auf diesem Leitstrahl des Zutrauens bezeugt er seinen Glauben, dass *das Gute* über seinem Sein waltet,²⁷ aber zu ihm hin und durch ihn hindurch wirklich ist, *wenn er selber mitwirkt*. Wirkt er nicht mit, gibt es nichts verheissenes Gutes.²⁸ Aber das Gute ist nicht schon unbedingt *vor* dieser Mitwirkung, sondern wird erst unbedingt durch sie.²⁹

Gut ist das Vernünftige, aber nicht als abwägendes Auswahlinstrument des je nützlich Erscheinenden, sondern nur als das moralisch Rechte. Und das Rechte ist für jeden gleich gerecht. – Gut ist ethisch der mit Geisteskraft begabte Wille, der sich dem Bösen entgegenstellt, der sich dem Gefälle einer Vergesslichkeit desselben nicht preisgibt. So handelten Retter auch in Uniform. – Gut ist metaphysisch das Erinnern der Gottnähe, die Erfahrung des Jesaja: «Hier bin ich...». Hier bin ich, der «Ewige im Jetzt».³⁰ Oder wie Augustinus bekennt: «Ich würde höchstens Dich vor mir verbergen, und nimmer mich vor Dir.»³¹ Dagegen sind wir im mannigfaltigen Gebrauch des Wortes «gut» gewohnt, es auf alles Nützliche anzuwenden. Aber für wen, ist da zu fragen, wenn nicht vor allem für uns selbst? Das Gutnützliche ist nicht das sittlich gewollte, moralisch entscheidbare Gute, das standhält, wenn das Böse uns anfällt. Wäre der Sinn unseres Seins *nur das Gute*, wir würden in unserem Hang zum Bösen in der menschlichen Natur, trotz der Anlage zum Guten Es auch nicht achten und damit ver-nutzen wollen. «Alles, auch das Erhabenste, verkleinert sich unter den Händen der Menschen, wenn sie die Idee desselben zu ihrem Gebrauch verwenden.»³² Wer aber das Gute nicht vergisst und sich der Gefährdung in die Verkehrung widersetzt, erinnert der sich nicht auch des Bösen und vergisst er deshalb das Gute im Erschrecken vor seinen Gefährdun-

gen nicht? Erinnern des Guten ist unerlässlich für ein von Selbstachtung und Aufrichtigkeit geleitetes Leben, wie auch Erinnern des Bösen. Denn das Böse reisst uns den Sinn guter Werte auf und verfremdet sie in eine zweckbestimmte Nutzung. Indem einer das Gute und etwas ihm zur Verwirklichung zugängliches Gutes vergisst, vergisst er auch das daran nagende Böse. Und umgekehrt! In dieser zirkulären Komplementarität kreisen wir zeitlebens, einsam wie auch gemeinsam.

Was hat das alles mit den «Rettern in Uniform» zu tun, deren Taten *wir* erinnern und die *wir* damit dem Vergessen entziehen? Waren sie damals fähig, über so etwas wie Erinnern und Vergessen des Guten und des Bösen nachzudenken? Dazu über den Feind des Guten, die Gedankenlosigkeit, auch die zeitweilig eigene?³³ Und wenn nicht darüber zu grübeln, weil unter Umständen die soldatischen Einsatzverhältnisse es gar nicht aufkommen lassen konnten, dann doch bei aufrüttelnder Gelegenheit mit Geist und Seele zu erfassen, was ihnen hier zugerufen und angefragt wurde? Nämlich eine Antwort zu schaffen auf die Frage: *Gibt es das Gute überhaupt? Die Retter bewiesen es!* Durch einen Retter, gleich unter welchen Umständen und aus welchen Motiven, bricht *das Gute* hervor in das Licht dieser seiner Tat, bricht hervor «einer Morgenröte gleich». Sie ist nicht nur ihm selbst zuzuschreiben und den die Tat begünstigenden Umständen, sondern *das Gute* ist aus der Vergessenheit aufgestiegen in sein Erinnern. Es ist gleichgültig, ob der Gerettete selbst wie auch sein Retter ein guter oder (wie man sagt) ein böser Mensch ist. Alle hängen mit ihrem Verbergen *und* Aufdecken, mit ihrem Bösen *und* Guten vermischt an Gottes Zipfel, der selbst aus *Seinem Schweigen* noch hervorschwingt. Der Retter, der trotz uniformierter Zwänge Menschen rettete: Mit ihnen zusammen rettete er die unvergängliche, durch nichts und keinen Terror zu vernichtende Wahrheit des Guten. Ihm ist zugesagt: «... und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des Herrn wird dich zu sich nehmen.»³⁴

Anmerkungen

- 1 Von einem der Retter, dem ehemaligen Major d. R. Karl Plagge, vernehmen wir es so in einem Brief vom 20. Februar 1948 an den von ihm geretteten Herm Greisdorf: «Was ich Ihnen und Ihren Freunden tun konnte und durfte, war nicht nur eine Selbstverständlichkeit, zu der jeder fühlende Mensch gegenüber seinem in Not befindlichen Mitmenschen verpflichtet ist, sondern noch viel zu wenig, gemessen an der entsetzlichen Lage, in der Sie sich damals befanden. Eines Dankes bedarf es da nicht.» Siehe den Beitrag von Marianne Viefhaus, Für eine Gemeinschaft der «Einsamen unter ihren Völkern». Major Karl Plagge und der Heereskräftfahrpark 562 in Wilna, in diesem Band.
- 2 Immanuel Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft, Erstes Stück, II. Abschnitt, hg. v. Karl Kehrbach, Halle 1879 (Reclam-Ausgabe).
- 3 Jesaja 5,20.
- 4 Zum Beispiel Major Karl Plagge, HKP 562 Wilna, Feldwebel Hugo Armann, Bahnhofswache Baranovicze, Haupttruppführer OT Willi Ahrem, Nemirow.
- 5 Siehe den Beitrag von Kim C. Priemel, Wirtschaftskrieg und «Arbeitsjuden», in diesem Band; siehe dazu auch die Beschreibung der kühnen Befreiungen aus dem tödlichen Lukiskis-Gefängnis in Wilna durch Major Plagge, Oberzahlmeister Schönbrunner und Feldwebel Schmid, ebd.
- 6 Hierzu mein Beitrag: Hauptmann Wilm Hosenfeld. Retter in Warschau, in: Wolfram Wette (Hg.), Retter in Uniform, Frankfurt am Main 2002, S. 69-87.
- 7 Jeremia 2,29 und vgl. Psalm 53,4.
- 8 Psalm 77,10.
- 9 Heinrichs, Hosenfeld [wie Anm. 6], Tgb. 26. September 1942, Nachlass Wilm Hosenfeld.
- 10 Psalm 50,22.
- 11 Der Begriff «Rettungswiderstand» wurde geprägt von Arno Lustiger.
- 12 Gottfried Wilhelm Hegel, Encyclopädie, Vorrede zur 2. Ausgabe.
- 13 Hermann Broch, Die Schuldlosen, Frankfurt am Main 1974, S. 211: «Auf die Schaffung friedlicher Zwischenzonen inmitten des Höllischen kommt es an, auf sonst nichts.»
- 14 Siegfried J. Schmidt, Gedächtnis-Erzählen-Identität, in: Aleida Assmann/Dietrich Harth (Hg.), Mnemosyne, Frankfurt am Main 1991, S. 378.
- 15 Erich Fromm, Haben und Sein, Stuttgart 1976, S. 40.
- 16 Friedrich Wilhelm v. Schelling, Sämtliche Werke, Bd. IV, Stuttgart 1858.
- 17 Augustinus, Confessiones, Buch X; Silvia Ferretti, Zur Ontologie der Erinnerung in Augustinus Confessiones, in: Mnemosyne [wie Anm. 14].
- 18 Hannah Arendt, Wahrheit und Lüge in der Politik, München 1972. Organisierte Schuld, in: Die Wandlung, 1. Jg. 1945/46,4. Heft.
- 19 Erllass vom 13. Mai 1941, Abschnitt II, in: Gerd R. Ueberschär (Hg.), NS-Verbrechen und der militärische Widerstand gegen Hitler, Darmstadt 2000, S. 164.
- 20 Die Geschichten in Teil II des Buches belegen, an welche Vorbilder ich hier denke. Dazu zählen auch die in: Wette, Retter [wie Anm. 6].
- 21 Dorothee Solle, Mystik und Widerstand, Hamburg 1998; Willigis Jäger, Die Welle ist das Meer, Freiburg 2000.
- 22 Zeitschrift für Philosophische Forschung 3/80.

- 23 Platon, Leges 732 BC.
- 24 Eine Erklärung zu diesem selten so geäußerten, verlorenen Wort: Menschen ahnden zwar strafrechtlich Untaten, Gott aber ahndet uns. Er verfolgt uns, er ergreift uns, er vergilt und weckt uns auf. Von IHM haben wir durch Offenbarung eine Ahnung. Ich Mensch ahne IHN, weil er mich so ahndet, so ergreift.
- 25 Platon, Menon 87 E.
- 26 Immanuel Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, 1. Abschnitt 393, Phil. Bibliothek, Bd. 41, hg. v. Karl Vorländer, Leipzig 1947.
- 27 Platon, Res publica 509 B.
- 28 Jesaja 58.
- 29 Karl Jaspers, Das Unbedingte des Guten und des Bösen, in: Die Wandlung, 1. Jg., 8. Heft, 1946, S. 676.
- 30 Paul Tillich, Das Ewige im Jetzt, Stuttgart 1964.
- 31 Augustinus X, II2.
- 32 Kant, Vorrede zu: Religion [wie Anm. 2], S. 8.
- 33 Dirk Heinrichs, Fallkraft der Feigheit – das Vergessen des Bösen, Stuttgart 1998, S.159.
- 34 Jesaja 58,8/9.

Anhang

Autoren

Detlef Bald, Dr. phil., geboren 1941, Studium der Geschichte und Politikwissenschaften in Freiburg; Mitarbeiter am Arnold-Bergstraesser-Institut, wissenschaftlicher Assistent an der Universität Frankfurt; bis 1996 Leiter des Bereichs Militär und Gesellschaft am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr; danach Mitarbeiter am Institut für Friedensforschung an der Universität Hamburg, Publizist in München. Mitherausgeber der Reihe «Beiträge zur Historischen Friedensforschung» und der «Vierteljahresschrift für Sicherheit und Frieden».

Norbert Haase, Dr. phil., geboren 1960, Historiker, Studium der Neueren und Mittelalterlichen Geschichte, Neueren Deutschen Philologie und Medienwissenschaften, Promotion 1993; 1987-1994 Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin; seit 1995 Geschäftsführer der Stiftung Sächsische Gedenkstätten in Dresden.

Dirk Heinrichs, Dr. phil., geboren 1925; 1943⁴⁵ Soldat; 1951 Promotion in Philosophie an der Universität Zürich; 1952 Eintritt in ein Familienunternehmen in Bremen; Reisen nach Russland, Asien, Afrika, Amerika; in humanitären Missionen nach Polen, Togo, Vietnam, Balkan; Stifter der Stiftung «Die Schwelle. Beiträge zur Friedensarbeit»; Mitbegründer des Arbeitskreises Historische Friedensforschung.

Jakob Knab, geboren 1951, Studium der Katholischen Theologie und der Anglistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München und an der University of Edinburgh (Schottland), Oberstudienrat am Jakob-Brucker-Gymnasium in Kaufbeuren (Allgäu), Fachbetreuer für Katholische Religionslehre.

Gründer und Sprecher der «Initiative gegen falsche Glorie», Veröffentlichungen zu den Problemfeldern der Traditionspflege in der Bundeswehr.

Beate Kosmala, Dr. phil., geboren 1949, Studium der Geschichte, Germanistik und Politikwissenschaften, Gymnasiallehrerin, Promotion 1997 über die jüdische und deutsche Minderheit in Polen, Publikationen zur polnisch-jüdischen Geschichte. Seit 1997 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin im Forschungsprojekt «Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland», von Herbst 2000 bis Frühjahr 2001 Fellow am International Institute for Holocaust Research in Yad Vashem/Jerusalem.

Kuno Kruse, geboren 1953, Studium der Romanistik und Germanistik in Berlin und Nantes, Mitbegründer der Tageszeitung «taz», dort von 1979 bis 1988 Redakteur. 1989-1998 Redakteur der Wochenzeitung «Die Zeit», danach Redakteur beim «Spiegel», seit Herbst 2000 Reporter beim «stern»; ausgezeichnet mit dem Theodor-Wolf-Preis, dem Joseph-Roth-Preis und dem Egon-Kisch-Preis. Im Herbst 2000 Veröffentlichung der Biographie des Tänzers Sylvin Rubinstein «Dolores & Imperio» bei Kiepenheuer & Witsch.

Olaf Meuther, Dr. phil., geboren 1967, Studium der Geschichte und Philosophie, Magister 1992, Promotion 2002; seit 1998 EDV-Supporter; Mitbegründer des Arbeitskreises Militärgeschichte e. V.

Winfried Meyer, Dr. phil., geboren 1952, Studium der Germanistik und Politikwissenschaft, Erstes (1980) und Zweites (1984) Staatsexamen, M.A. 1982, Promotion 1992, 1984-1988 Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin, seit 1993 stellvertretender Leiter von Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen in Oranienburg.

Werner Müller, geboren 1936, lebt in Köln; Jurist; 1965-1992 Bundesamt für Verfassungsschutz; seit 1994 durch die ehrenamtliche Mitarbeit im Maxi-

milian-Kolbe-Werk zahlreiche Kontakte zu Überlebenden der Konzentrationslager und Ghettos in Polen und den Ländern der früheren Sowjetunion.

Alexander Neumann, Dr. phil., geboren 1969, Studium der Klassischen Philologie, Politikwissenschaft und Geschichte, Mitarbeiter des Instituts für Geschichte der Medizin der Universität Heidelberg, 1999-2002 Stipendiat der VW-Stiftung, seit 2002 Mitarbeiter des Forschungsprojektes «Medizinische Forschungsförderung durch die Notgemeinschaft/Deutsche Forschungsgemeinschaft 1920-1970».

Wolfgang Oleschinski, M.A., geboren 1956, seit 1997 Wissenschaftlicher Leiter des Dokumentations- und Informationszentrums (DIZ) Torgau, Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft.

Kim Christian Priemel, M.A., geboren 1977, Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Rechtswissenschaft und Englischen Philologie in Freiburg i. Br. und St Andrews von 1997-2002, Magisterarbeit Freiburg 2002 über das Thema «Rettung durch Arbeit. Handlungsspielräume von Wehrmachtangehörigen im Kontext des Holocausts am Beispiel von Vilnius, Litauen».

Johannes Rau, geboren 1931, Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland.

Sabine Selle-Gutzeit, M. A., geboren 1961, kaufmännische Ausbildung, Abitur am Abendgymnasium, Studium der Geschichte und Soziologie an der Universität Kassel, Magister 2000, verschiedene Arbeiten auf dem Gebiet der Widerstandsforschung.

Peter Steinkamp, M. A., geboren 1968, Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Politikwissenschaften und Volkskunde, tätig als Historiker, freier Journalist und Verlagsredakteur; arbeitete zuletzt u. a. als Wissenschaftlicher Angestellter für das Institut für Geschichte der Medizin der Universität Hei-

delberg im Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg; Buch- und Zeitschriftenbeiträge v. a. zum Zweiten Weltkrieg und zur Wehrmacht; Archivrecherchen für Forschungsprojekte, Firmen und Privatleute sowie für zeitgeschichtliche Fernseh- und Filmproduktionen.

Gerd R. Ueberschär, Dr. phil., geboren 1943, Studium der Alten, Mittleren, Neueren und Osteuropäischen Geschichte, Geographie und Politikwissenschaften in Frankfurt am Main, 1972 Staatsexamen, 1976 Promotion, 1972-1976 Wiss. Assistent an der Universität Frankfurt am Main, 1976-1996 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Freiburg, Potsdam und Rastatt, seit 1996 am Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, seit 1986 Lehrbeauftragter an der Universität Freiburg; Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte, zum Zweiten Weltkrieg, Nationalsozialismus und Widerstand gegen das NS-Regime.

Marianne Viefhaus, Dr. phil., geboren 1930, Studium der Theaterwissenschaft, Germanistik und Kunstgeschichte, Promotion 1958. Tätigkeiten in der Wirtschaft im Bereich Werbung und Public Relations, als freie Journalistin bei Presse, Funk und Fernsehen; seit 1972 beim Präsidenten der Technischen Universität Darmstadt für Presse, Öffentlichkeitsarbeit und Archiv.

Detlef Vogel, Dr. phil., geboren 1942, Studium der bayerischen und neueren Geschichte sowie der politischen Wissenschaften an der Ludwigs-Maximilian-Universität München, Promotion 1979. 1979-1995 Historiker am Militärgeschichtlichen Forschungsamt Freiburg im Breisgau.

Wolfram Wette, Prof. Dr. phil., geboren 1940, Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und Philosophie, Promotion 1971, Habilitation 1991; 1971-1995 Historiker im Militärgeschichtlichen Forschungsamt (MGFA) in Freiburg i. Br.; seit 1998 apl. Professor für Neueste Geschichte am Historischen Seminar der Universität Freiburg i. Br.; Mitbegründer und mehrfach Sprecher des Arbeitskreises Historische Friedensforschung (AHF); Mitherausgeber der Reihe «Geschichte und Frieden» und des «Jahrbuch für Historische Friedensforschung».

Johannes Winter, geboren 1946, Studium der Klassischen Philologie und Geschichte; Rundfunkredakteur und Autor; ausgezeichnet mit dem Theodor-Wolff-Preis 1995; lebt in Frankfurt am Main.

Abkürzungsverzeichnis

a. d.	an der
a. D.	außer Dienst
A. K.	Armeekorps
AK	Armia Krajowa
Abt.	Abteilung
AG	Aktiengesellschaft
AHF	Arbeitskreis Historische Friedensforschung
AOK	Armeeoberkommando
AST	Abwehrstelle
Aufl.	Auflage
BA	Bundesarchiv
BA-MA	Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg
BArchB	Bundesarchiv Berlin
BA-ZNS	Bundesarchiv Zentralnachweisstelle Aachen-Kornel- münster
Bd.	Band
BDC	Berlin Document Center
BDM	Bund Deutscher Mädel
BGB	Bundesgesetzbuch
Bl.	Blatt
BRH	Befehlshaber Rückwärtiges Heeresgebiet
CDU	Christlich-Demokratische Union Deutschlands
CSU	Christlich-Soziale Union Deutschlands
d. R.	der Reserve
DDP	Deutsche Demokratische Partei
DDR	Deutsche Demokratische Republik

DG	Durchgangsstraße
Diss.	Dissertation
Dok.	Dokument
DÖW	Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes
DR	Department of the Righteous Among the Nations
DRK	Deutsches Rotes Kreuz
durchges.	durchgesehene
e. geh.	einer geheimen
EK	Einsatzkommando
FBI	Federal Buro of Investigation
Fr.	Schweizer Franken
Gestapo	Geheime Staatspolizei
GPU	Sowjetischer Geheimdienst
HKP	Heereskraftfahrpark
HSFK	Hessische Stiftung für Friedens- und Konfliktforschung
HStA	Hauptstaatsarchiv
I. D.	Infanteriedivision
IGZ	Institut für Zeitgeschichte
IMG	Internationaler Militärgerichtshof
IRK	Internationales Rotes Kreuz
k. u. k.	kaiserlich und königlich
Kdo	Kommando
KdS	Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD
KSSVO	Kriegssonderstrafrechtsverordnung
KTB	Kriegstagebuch
KZ	Konzentrationslager
Lkw	Lastkraftwagen
MdB	Mitglied des Bundestages
MG	Maschinengewehr
MStGB	Militärstrafgesetzbuch
NIOD	Niederländisches Institut für Kriegsdokumentation
NKWD	russischer Geheimdienst
NL	Nachlass
NS	nationalsozialistisch

NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
NSV	Nationalsozialistische Volkswohlfahrt
o. D.	ohne Datum
o. J.	ohne Jahr
o. O.	ohne Ort
OKW	Oberkommando der Wehrmacht
OStR	Oberstudienrat
OT	Organisation Todt
PKW/Pkw	Personenkraftwagen
PWTE	Prisoner of War Temporary Enclosure
RA	Riksarkivet Oslo
RAD	Reichsarbeitsdienst
RÄK	Reichsärztekammer
RK	Reichskommissariat
RKA	Reichskriegsgerichtsakten
RKU	Reichskommissariat Ukraine
RMVP	Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda
RRL	Reichsrangliste
RSHA	Reichssicherheitshauptamt
Rü In	Rüstungsinspektion
SA	Sturmabteilung
SBPK	Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz
SD	Sicherheitsdienst der SS
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SS	Schutzstaffel
Stalag	Stammlager
TU	Technische Universität
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
Ufa	Universum Film AG
Uk-Stellung	Unabkömmlichkeitsstellung
unpag.	unpaginiert
US(A)	United States (of America)
Vertilo	Vereinigte Tiefkühlgesellschaften Lohmann & Co.
VO	Verordnung

VTL	Vereinigte Tiefkühlgesellschaften Lohmann
wesentl.	wesentlich
Wi Rü Amt	Wirtschaftsrüstungsamt
WUG	Wehrmachtuntersuchungsgefängnis
YV	Yad Vashem
ZStL	Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen

Personenregister

- Adler, Hugo 246 ff., 251 f., 254
 Adler, Jakov 246 ff., 251-255
 Ahrem, Elke 147, 156 f.
 Ahrem, Elly (*geb. Fix*) 147 f., 156f.
 Ahrem, Ewald jun. 147, 156 f.
 Ahrem, Ewald sen. 147,157
 Ahrem, Helga 147, 156 f.
 Ahrem, Ingrid 147, 156f.
 Ahrem, Maria 157
 Ahrem, Willi 26, 145-159,339
 Albers, Hans 279
 Arad, Yitzhak 102
 Arenberg, Prinz 200
 Armann, Barbara 114
 Armann, Hugo 25, 114-127, 339
 Armann, Michael 115,126
 Armann, Otto 116 ff.
 Armann, Sophie (*geb. Scheler*) 116 ff.
 Arnold, Fritz W. 177,180-184, 186-189,
 191 ff., 195
 Arnold, Irmgard 193
 Arnold, Ursula 184, 189, 195 f.
 Auerbach, Hellmuth 74
 Augustinus 337
 Aus der Fünten, Ferdinand 271
- Balber, Anna 110, 113
 Balber, Mark 110, 113
 Bambach, General 293
 Barth, Karl 184
 Bauer, Yehuda 203 f.
 Bechtold, von (*Mutter von Karl Plagge*)
 98
- Beck, Ludwig 180
 Becker, Oskar 280
 Begell, William 110,113
 Bendow, Wilhelm 278
 Bentivegni, Franz Eccard von 199, 210
 Berger, Hans Harald 188f., 195
 Bertram, Adolf 38 f.
 Beveridge, William 300
 Beyth, Richard 294
 Bismarck, Otto von 19
 Blum, Leon 177, 194
 Boll, Karl 296, 302
 Bonhoeffer, Dietrich 180,184
 Bonifatius, hl. 47
 Boxberg, Emmerich von 202
 Breithaupt, Franz 88
 Brill, Arnold 224
 Brown, Karin 276
 Browning, Christopher R. 22
 Buchheit, Gert 195
 Bunschuh, Walter 291
- Callsen 32
 Calmeyer, Hans 16, 27, 258 f., 261, 263-
 266, 268-272
 Canaris, Erika 183f.
 Canaris, Wilhelm 26, 181, 183f., 186ff.,
 191, 193, 199 ff., 203 f., 207, 222
 Chiari, Bernhard 122
 Chruschtschow, Nikita Sergejewitsch 141
 Cierer, Alfred 206, 212
 Cohen, Sieny 232

- Conzen, Annemarie 183, 186
 Conzen, Gabriele *siehe Lindemann, Gabriele*
- Dallin, Alexander 320
 Daluege, Kurt 83, 90
 Davis, Garry 299
 De Hond, Sam 234f., 237, 239
 De Jong, Loe 236, 264
 Delbrück, Justus 183
 Deutschkron, Inge 10f., 161
 Diels, Rudolf 59
 Dietl, Eduard 46, 48 f.
 Dilg, Karl-Heinz 137,141,143
 Dohnanyi, Christine von 182, 194 f.
 Dohnanyi, Hans von 177-196, 200
 Dommerud, Svein 253 f.
 Dörken, Georg 79
 Dörner, Bernward 171
 Dreier, Polizei-Major 84 f.
 Duesterberg, Georg 196
 Duinkerken, Piet 224
- Ebner, Alfred 132
 Ebner, Karl 202 f.
 Eichhorn, Bertha *siehe Seiferheld, Bertha*
 Eichmann, Adolf 185 f., 188, 263
 Eisner, Hermann 266
 Erxleben, Friedrich 219 f.
 Esterowicz, Perella *siehe Good, Pearl*
- Fix, Elly *siehe Ahrem, Elly*
 Fix, Wilhelm 148 ff., 158
 Flecker, Lagerkommandant 92
 Flemming, Fritz 172
 Flemming, Lieselotte 26, 170ff., 176
 Flex, Walter 36 f.
 Fliess, Dorothee 184
 Fliess, Hildegard 181,184
 Fliess, Julius 177, 180-184 ff., 191, 194f.
 Fogelmann, Eva 115
 Forsberg 279
 Frank, Anne 258 ff., 271
 Frank, Edith 258, 260
- Frank, Margot 258, 260
 Frank, Otto 258, 260
 Freisler, Roland 208, 226
 Freud, Sigmund 331
 Freytag-Loringhoven, Wessel von 205, 211
 Friedenthal, Charlotte 184, 186, 190, 192, 195
 Friedrich der Grosse 219
 Friedrich, Kurt 194
 Fritsch, Werner von 178
 Fritzsche, Hans 288
 Fröbel, Friedrich 230
 Fromm, Erich 331
 Frühauf, Unteroffizier 134,139-142
 Furtwängler, Hubert 60-73
- Galen, Clemens August Graf von 148, 158
 Gehre, Ludwig 224 f.
 Gerstein, Kurt 26f.
 Geschke, Ottomar 226
 Gisevius, Hans Bernd 190f.
 Globocnik, Odilo 82f.,91
 Goebbels, Joseph 163f., 291, 302
 Goerdeler, Carl 220, 224
 Gogstad, Anders 252-255
 Goldhagen, Daniel J. 22, 115
 Good, Michael 110, 113
 Good, Pearl (*geb. Perella Esterowicz*) 100, 110, 113
 Gorecki, Priester 279 ff.
 Göring, Hermann 201 ff., 229, 306, 309, 320
 Gräbe, Hermann Friedrich 16
 Graf, Wilhelm 60-73
 Grass, Günter 284
 Greisdorf, Lazar 111,338
 Grüber, Heinrich 218, 220f., 227
 Günther, Rolf 188
 Gürtner, Franz 178, 180, 182, 194
 Güstrow, Dietrich *siehe Wilde, Dietrich*
 Guttenberg, Karl-Ludwig Freiherr von und zu 183
 Guttentag, E. (*geb. Soeteman*) 221 f.

- Haardt, Herbert 167
Haardt, Maria 167
Haffner, Sebastian 19
Halder, Franz 315f.
Hammerstein, Otmar 65
Hampel, Stefan 21, 25, 50-59
Händel, Georg Friedrich 121
Hegel, Georg Friedrich Wilhelm 328
Heinrich von Preussen, Prinz 214
Heinrichs, Dirk 29
Heinrici, Gotthard 68
Helmrich, Donata 167 f., 174
Helmrich, Eberhard 167 f., 174
Herbert, Ulrich 175
Herfeldt, Marita 74
Hesse, Konrad 111
Hesse, Kurt 99 f.
Heumann, Lisa 155 ff.
Heydrich, Reinhard 186,201
Himmelstoss, Elisabeth 169
Himmeler, Heinrich 77, 81, 83, 87 f., 91 ff.,
106, 135, 150, 184-188, 193,
195,207,210, 292,315
Hindenburg, Paul von 180,218
Hirschel, Hans 294
Hirschel, Maria *siehe Maltzan, Maria
Gräfin von*
Hitler, Adolf 29, 37, 39 f., 43, 46,48, 78,
91,99, 101 f., 114, 119, 130, 142, 178,
182, 186f., 194, 202, 204, 207f., 210,
218, 222, 224f., 233, 236, 258, 291, 297
f., 301,309
Hölderlin, Johann Christian Friedrich 276 f.
Hoppe, Sonderführer 140 f.
Hörmann, Karl 36,46
Hornig, Klaus (Nikolaus) Ernst 77-93
Hornig, Klaus 24
Hosenfeld, Wilm 326,339
Hubert, Hans 298
Hümmeler, Hans 45
Isikson, Ovej Girschebitsch 122 f.
Jaeger, Wolf 65
Jäger, Karl 103, 318
Jahn, Kolonialwarenhändler 222
Jens, Walter 60
Jeremia, *Prophet* 326
Jesaja, *Prophet* 337
Johst, Hanns 36, 46
Kadan, Molly 113
Kaiser, Jakob 223 f.
Kalckreuth, Jo von 277 f.
Kalckreuth, Leo von 277
Kandinsky, Wassily 263
Kaplan-Gobitz, Carla 237 f.
Kastner, Walter 75
Kauder, Richard («*Klatt*») 185, 203ff., 211
Keller, Helga (*geb. Maemecke*) 286, 289,
293, 295 f., 299 f.
Keller, Wolfgang-August Werner 28, 286-
302
Ketteler, Klemens Freiherr von 214
Killius, Rosemarie 175 f., 160
Kitterman, David H. 22
Kitzelmann, Michael 21, 34-46
Klaus, Edgar («*General
Schönemann*») 185
Klönne, Arno 117
Koechlin, Alphons 184, 190 ff.
Kohl, Heino 295, 302
Korn, Vilmos 297 f.
Korsemann, Gerret 82
Korzen, Hildegard *siehe Wander,
Hildegard*
Kosmala, Beate 160, 173
Kosney, Herbert 213
Krauss, Werner 298
Krüger, Friedrich-Wilhelm 82f., 91
Krüll, Günter 25 f., 128-144
Krzysztof, Stefania 282
Kuhls, Hermann 24
Kuhr 144
Kwiet, Konrad 227, 265
Lahousen, Erwin von 200f., 204f., 210f.
Lang, Karl 187,192

- Lange, Heinz 294
 Lehmann, Karl 46
 Levitus, Jutta 232f., 239
 Ley, Robert 100
 Liebesmann-Mikulsky, Abraham 168
 Lindemann, Gabriele 195
 Lissauskiene, M. 110, 113
 Lissner, Ivar («Ivar») 185
 Loeben, Elisabeth von 199f., 207, 212
 Loeben, Rudolf von 198
 Lohse, Hinrich 103
 Löwy, Alfred 202
 Ludewig-Kedmi, Revital 158
 Lustiger, Arno 29 f., 339
- Madsen, Anke 99
 Maemecke, Helga *siehe Keller, Helga*
 Maltzan, Maria Gräfin von 292, 294, 302
 Mang, Thomas 212
 Maniszewicz, Sarah *siehe Shatzki, Sarah*
 Marc, Franz 263
 Marogna-Redwitz, Rudolf Graf von 25 ff., 197-212
 Maubach, Franka 160, 169
 Meiert, *SS-Untersturmführer* 85 f., 92
 Menczer, Osias 151-155, 157
 Menhofer, Hans 40, 47
 Menoba, *Tänzerin* 123
 Messerschmidt, Manfred 29 ff.
 Meyer, Ernie 121, 126
 Meyer, Margarete 292, 302
 Michman, Joseph 237 f., 272
 Miessen, Heinrich 261
 Mirek, Erich 130f
 Mitscherlich, Alexander 9
 Mitscherlich, Margarete 9
 Moltke, Helmuth James von 183
 Morin, David 123
 Muggli, Monika 212
 Müller, Heinrich 186, 188 f.
 Müller, Roland 22
 Münch, Franz 294
 Münch, Karl 276, 294
- Murken, Konstanze 244f., 251
 Mussolini, Benito 290
- Nachman, Zaddik 151
 Nannen, Henri 276
 Neugebauer, Rolf 105 f., 322
 Niemöller, Martin 148, 218
 Nietzsche, Friedrich Wilhelm 335
 Nöll, Friedrich 24
- Oppenheim, Waldemar von («Baron») 185, 187
 Oster, Hans 26, 178, 183, 193, 199ff., 205, 207
- Paldiel, Mordechai 116, 124, 126f.
 Papen, Franz von 46
 Paris, Fritz 250
 Paskevicius, Steponas *siehe Hampel, Stefan*
 Paulmann, Werner 88
 Pedak, Viktor 175
 Peiser-Levitus, Cilly 232f., 239 f., 264
 Peres, Moniek 282
 Pisser, Artur 298
 Plagge, Karl 25, 96-113, 312, 314-318, 338f.
 Platon 331, 336
 Platz, *Kriegsgerichtsrat* 44 f.
 Polack, Ralph 237
 Potocki, *Familie* 277
 Presser, Jacques 236, 262f., 267 f.
 Preysing, Konrad von 39
 Priemel, Kim Christian 103
 Probst, Christoph 62
 Prützmann, Hans-Adolf 135
- Quisling, Vidkun 246
- Rabinow, Eruchim-Fischl
 Ruwinowitsch *siehe Rabzewitsch, Pjotr Ruwinowitsch*
 Rabzewitsch, Pjotr Ruwinowitsch 26, 128, 132-143
 Rarkowski, Franz Justus 38, 44

356 Anhang

- Rauter, Hans Albin 271
Reichert, Werner 293
Rennefeld, Ilse 184,186,189
Rennefeld, Otto 184, 186
Reschke, Ethel 279
Richardi, Hans-Günther 239
Richter, *Oberscharführer* 108
Riesenberger, Dieter 174
Rilke, Rainer Maria 276
Rossmann, Kurt J. 48 f.
Rothmund, Heinrich 190f.
Rothschild, Luise 236
Rubinstein, Sylvain 28, 274, 276, 279-285
Ruge, Ludwig 191
Rühe, Volker 48
- Saenger, *Major* 227
Salzmann, Dora 154f.
Samüller, Raimund 62, 74
Sauckel, Fritz 105, 311
Schad, Martha 172
Scheler, Sophie *siehe Armann, Sophie*
Schell, Helene von 12
Schellenberg, Walter 186
Scherer, Werner 79
Schewen, Gunter von 277
Schindler, Oskar 100, 115
Schlageter, Hans 36
Schlizio, Theodor 294
Schmatzler, Gustav 280
Schmid, Anton 16, 110, 312ff., 317ff.,
321, 339
Schmidt, Ilse 169
Schmittner, Heinrich 45
Schmorell, Alexander 60-73
Scholl, Hans 60-73, 169
Scholl, Sophie 169
Schönbrunner, Oskar 110, 312-315, 317
f., 322, 339
Schöne, Christian 22
Schoppmann, Claudia 173
Schubert, *SS-Obersturmführer* 86, 92
Schulten, *Prof Dr.; Stabsarzt* 73
Schulz, Josef 23
- Schur, Grigorij 104
Schurz, Carl 289
Schwarz, Hans Albrecht 292, 302
Schwöbel, Gerlind 228
Seiferheld, Bertha (*geb. Eichhorn*)
170ff., 176
Seiferheld, Justin 171
Seraphim, Peter-Heinz 157
Seubert, Franz 187f., 195
Seyss-Inquart, Arthur 264
Shatzki, Sarah 116, 123 ff., 127
Sheres, Harry 113
Sherman, B.P. 116, 122f., 125
Sibille, Josef 24
Silver, Eric 115,118,125
Soennecken, *Oberwachtmeister* 194
Soeteman, E. *siehe Guttentag, E.*
Sokrates 336
Solf, Johanna 220, 224 f.
Solf, Wilhelm 220
Speer, Albert 28, 149, 158, 287, 290
Spiering, Christian 27, 241-255
Spira, Camilla 266 f.
Spira, Steffie 267
Staehle, Alberdina (Albertine) 214
Staehle, August 214
Staehle, Hildegard (*geb. Wildeboer*) 27,
168, 217-229
Staehle, Wilhelm 25,27, 168, 175, 213-229
Stahlecker, Walter 112
Stalin, Jossif Wissarionowitsch 130
Stauffenberg, Wolf Graf 208,210
Stawitzki, Kurt 213
Steiner, Rudolf 184
Steirer, Karl 269
Stenger, Hans U. 89
Sternfeld, Shabtei 116, 124ff., 127
Steuere, Hans-Joachim 134,136-144
Stockvis, Benno 261 f., 267 f., 270
Storz, Heinz 284
Strauss, Herbert A. 287,301
Strauss, Lotte 287
Streckenbach, Bruno 186
Süskind, Walter 233 f.

- Swaab, Jacques 235, 239
 Szeliga von Szeliski, Hendrik 281
 Szokoll, Karl 201, 208
- Ten Cate, Ludo 270
 Terboven, Josef 250
 Thomas, Georg 305 f., 308, 319
 Tito, Josip 201
 Todt, Fritz 158
 Traub, Liza 113
 Traub, Martin 113
 Trocki, Mira 113
 Turkul, *General* 203
 Turski *siehe Rubinstein, Sylvin*
 Tzur, Jacov 206 f., 212
- Ueberschär, Gerd R. 15
- Van der Noordaa, Eduard 272
 Van Frijtag, Geraldien 264
 Van Roon, Ger 221, 226 ff.
 Van Weren, Lex 232
 Verhey, Elma 236f.
 Viebahn, Max von 277 ff.
 Viebahn, Sabine von 284
- Wagner, Adolf 48
 Wagner, Otto 203
 Wahl-Welskirch, Roland von 211
 Waldeck und Pyrmont, Josias Erbprinz zu
 87, 93
 Waldersee, Alfred von 215
- Waldman, Naim Pinewitsch 122
 Wander, Christa 256
 Wander, Gerhard 27, 256-273
 Wander, Hildegard (*geb. Korzen*) 256
 Wasszkowicz, Jan 279 f., 282 f.
 Wasszkowicz, Kazimierz 283
 Weber, Max 335
 Wedel, Hasso von 290
 Weidt, Otto 10
 Weinert, Hans 262
 Wender, Erich 205
 Werner, Fritz 276, 284
 Werner, Kurt 28, 274-285
 Weschenfelder, Franz 168
 Weschenfelder, Helen 168
 Wilde, Dietrich (*alias* Dietrich
 Güstrow) 296, 302
 Wildeboer, Alberdina *siehe Staehle,*
Alberdina
 Wilhelm II. 214, 277
 Wilhelmina, Königin der Nieder
 lande 258
 Wittenstein, Jürgen 60, 62, 65, 67, 71, 73
 Wojtynkiewicz, *Familie* 281
 Wolf, Emil 281 f.
 Wolfson, Manfred 155 f., 158f.
 Wüllner, Hermine 29 f.
- Zaikind, David 107
 Zerbst, *Kreisleiter der NSDAP* 302
 Zuckmayer, Carl 219
 Zündler, Alfons 27, 230-240

Ortsregister

- Aachen 51,59 Allenstein 52 f.
 Amsterdam 16, 27, 230, 232, 234ff., 238,
 256, 258, 260, 262, 266
 Andemach 149
 Antokol 104
 Apeldoorn 256
 Ascona 300
 Augsburg 37
 Auschwitz 194,234, 247

 BabijJar 24 f.
 Bad Ivonicz 279
 Bad Neuenahr 156
 Bad Schwartau 142
 Baranowicze 25, 115f., 120-125,339
 Basel 190, 192
 Berchtesgaden 204
 Berlin 10, 12, 27 f., 39, 48, 51 ff., 57f., 67,
 106, 116, 131, 160-165, 167 f., 173, 177,
 180, 184f., 187, 189-194, 196, 207, 209,
 213, 215-224, 226, 241 f., 266f., 274,
 276-279, 283 f., 287-290, 292-296, 298,
 321
 Biala Podlaska 83
 Bialystok 120, 122
 Bonn 63, 128
 Bordeaux 29
 Börgermoor 57
 Borissow 180
 Brandbu 242
 Brandenburg an der Havel 78

 Brannenburg 41
 Bratslav 151
 Braunschweig 117
 Bremen 29, 188, 195
 Breslau 39, 51, 78
 Brest-Litowsk 67, 83, 120, 138
 Brody 281
 Buchenwald 24, 88 ff., 224
 Buchloe 47
 Budapest 58, 204f., 269, 280
 Bukarest 155

 Celle 216,225
 Charkow 43
 Cleveland 289
 Compiègne 39
 Comaille 277
 Cosel 58

 Dachau 82, 89, 235
 Danzig (Gdansk) 233, 235
 Darmstadt 32, 98 f.
 Den Haag 258 f., 265, 289
 Dessau 293
 Dillingen 35 ff., 44ff.
 Dirlwanger 235
 Djurin 154-157
 Dnjepropetrovsk 15
 Dresden 29
 Drohobycz 167
 Dublowitz 235
 Duisburg 195
 Düsseldorf 87, 128, 157, 185

- Eibsee 62
 Elsgrund-Döberitz 38
 Eschemingken (mss.: Wissokoje) 256
 Ettersberg 88
- Frankfurt am Main 81, 87 f., 98, 258, 260
 Freiburg i. Br. 29, 56 f., 277 f.
 Fulda 39
 Fürstenfeldbruck 82 f.
 Füssen 37,46
- Gaisin 154
 Galewo 135
 Garmisch-Partenkirchen 62
 Genf 21, 56, 288
 Gerlingen 276, 284
 Gleiwitz 51
 Gnesen 119
 Gomel 138
 Görlitz 119
 Gotha 29
 Göttingen 118
 Grodno 52f., 55, 120f.
 Gründorf 92
 Gshatsk 63-71
 Gumbinnen (*Gussew*) 57
 Gurs 183
 Gutfluss *siehe Eschemingken*
- Hadamar 171
 Haifa 155
 Hamburg 62, 167, 178, 274, 292, 299, 302
 Hammerfest 27, 242-248, 255
 Hildburghausen 117
 Hohenneudorf 219
 Hom 215
- Innsbruck 62, 81, 89
 Istanbul 204-207, 209
 Itzehoe 157
- Jaslo 281
 Jassy 148
- Jena 117,288
 Jerusalem 30, 114ff, 124, 126, 237
 Juchnow 66
- Kaiserslautern 81
 Karlsruhe 183
 Kassel 81 f., 88
 Kauen 321
 Kaunas 97, 104, 107, 167, 309f.
 Kiel 262
 Kiew 63, 133 f., 136-142,320
 Klajpeda 290
 Koblenz 299
 Kobrin 139
 Königsberg 52, 78, 256, 259
 Kowel 138
 Kowno 63
 Kozlakowicze 130
 Krakau 28, 82, 91, 274, 276, 278
 Kressendorf *siehe Krzeszowice*
 Krosno 276, 279-284
 Krumbach 41
 Krzeszowice 277
 Kuchenheim 63
- Leipzig 178, 220
 Lemberg 41, 145
 Leningrad 272
 Lida 54 f.
 Lillehammer 242
 Lindau 38
 Linz 291
 Loenen 256
 London 258
 Lörrach 192
 Lübeck 157
 Lublin 82, 86f., 89, 91
 Ludwigsburg 22
 Lüneburg 157
 Lwow 150
- Magdeburg 302
 Mainz 81, 88
 Mannheim 147
 Marburg 82

360 Anhang

- Martfelden *siehe Escheringken*
Memel *siehe Klajpeda*
Meppel 214
Mestje Piastove 279f., 282
Minsk 58, 83, 120, 122, 169, 181, 309f.
Mogilew 122
Moskau 43, 63
München 37,48, 53, 60-65, 67, 81, 88,
93, 197, 199f., 235, 237, 279
Münster 148,216
Mumau 62
- Narvik 242
Natanja 154
Nemirow (Niemiröw) 26, 145-159, 339
Neuenhaus 214,220
Nowgorod 42
Nowogrödek 121
Nürnberg 26, 168, 170ff., 235, 259, 288,
292
Nutha 288
- Oberaudorf 41
Oppeln 51
Orel 43 f.
Orenburg 62
Oslo 242, 246
Osnabrück 16, 27, 214, 258 f.
- Padolien 151
Paneriai 314
Paris 29, 39, 276
Pasing 37
Peking 214
Perleberg 241
Pfrontenried 37
Pilsen 235
Pinsk 26,93, 128-143
Ponary 100 f., 105 ff.
Popelken 256
Posen 117
Poseniczi 130
Potsdam 48, 189, 216, 223, 242, 252
Prag 205 ff.
Proskurow 42, 145
- Radom 91
Radun 59
Rastenburg 149
Rauenstein 116f., 121
Ravensbrück 168, 226
Rechlin 291
Remagen 156
Riga 103, 170ff., 310
Rom 290
Rostock 241,251,288
Rymanow 281
- Sachsenhausen 194
Schalkau 117
Schweidnitz 78
Smerderevska Palanka 23
Smolensk 63
Sobibor 106,234
Sofia 203 f., 211
Ssosnowka 67ff., 71
St. Gallen 158
Stalingrad 22, 163
Stanislaw 168, 175
Stettin 247
Stuttgart 100, 111, 276
- Talvik 246, 248
Tarnopol 145
Terespol 120
Theresienstadt 182, 194
Tochheim 295
Tokio 220
Torgau 58, 287, 293, 296f., 299
Toronto 111
Treuenbrietzen 242
Trier 99
Tromsö 242, 247
- Vilnius (Wilna) 16, 25f., 51, 56f., 63, 97-
113, 169, 305-322,339
Vjaz'ma 63, 66 ff., 73 f.
- Warschau 28, 53, 58, 63, 67, 75, 91,
119, 122f., 274, 280
Wassilischki 21, 53 ff.

- Weimar 88
Westerbork 234, 260, 267
Wien 16, 26, 29, 58, 91, 199-211,
219
Wiesbaden 81
Wilna *siehe Vilnius*
Winniza 145 f., 150, 152, 155
Wissokoje *siehe Escheringken*
Wittenberg 297
- «Wolfsschanze»; Rastenburg 186
Wolossowo 172
Wuppertal 23, 147f., 153, 157
Würzburg 197,241,287
- Zamosz 24, 84—87
Zeitlofs 115
Zloczow 145
Zürich 190, 288

Geschichtswissenschaften

Eine Einführung

Herausgegeben von Christoph Cornelissen

Band 14566

Das unentbehrliche Kompendium
für Studienanfängerinnen und -anfänger.

Geschichtswissenschaften heute

Das Studium – Die Geschichtswissenschaft am Ende
des 20. Jahrhunderts – Der Beruf des Historikers

Epochen der Geschichte

Antike – Mittelalter – Frühe Neuzeit –
Geschichte seit 1789 – Zeitgeschichte

Klassische Felder der Geschichtswissenschaften

Politische Geschichte – Sozialgeschichte –
Kulturgeschichte – Militärgeschichte –
Wirtschaftsgeschichte – Osteuropäische Geschichte –
Imperialgeschichte

Neue Felder der Geschichtswissenschaften

Mentalitätsgeschichte – Technikgeschichte –
Geschichte der Erinnerungskulturen –
Religionsgeschichte – Geschlechtergeschichte –
Historische Anthropologie

Fischer Taschenbuch. Verlag

Hans Fenske
Dieter Mertens
Wolfgang Reinhard
Klaus Rosen
Geschichte der politischen Ideen
Von der Antike bis zur Gegenwart

Band 15756

Die zweieinhalbjahrtausende der faszinierenden Geschichte politischen Denkens, politischer Ideen, Programme und Entwürfe werden in diesem Kompendium für den Leser lebendig und anschaulich dargestellt. Für die Antike werden Aischylos, Sophokles und Euripides, ferner Thukydides, Platon und Cicero ausführlich gewürdigt, für das frühe Christentum Ambrosius v. Mailand und Augustin, für die Epoche des Mittelalters Thomas v. Aquin, Wilhelm v. Ockham und Dante, für die Frühe Neuzeit Luther, Machiavelli, Hobbes, Montesquieu, Rousseau und Adam Smith. Die grossen miteinander konkurrierenden Staatssysteme erläutern die Verfasser am Beispiel ihrer einflussreichen Repräsentanten. Abbé Sieyès, Kant und Hegel stehen für den politischen Liberalismus ein, Metternich, v. Haller und Disraeli für den Konservatismus, Marx, Engels, Lenin für den Sozialismus, Mussolini für den Faschismus und Hitler für den Nationalsozialismus. Als Verfechter eines politischen Nationalismus werden Ho Chi Minh und Mao Tse-tung, Gandhi und Nehru, Senghor und Nasser vorgestellt.

Fischer Taschenbuch Verlag

Barbara Tuchman
Die Torheit der Regierenden

Von Troja bis Vietnam
Aus dem Amerikanischen von Reinhard Kaiser

Band 15394

Barbara Tuchman untersucht die vielleicht faszinierendste Paradoxie der Geschichte: die Verwirklichung einer Politik, die dem Eigeninteresse der Regierenden entgegensteht. Sie führt den Leser an vier entscheidende Schauplätze. Der erste ist der Trojanische Krieg. Gegen göttliche Omen und Beschwörungen aus den eigenen Reihen handelnd, ziehen die Trojaner das Pferd in ihre Mauern und verurteilen sich selbst zum Untergang. Das hölzerne Pferd ist das Symbol eines Wahns, der heute existenzgefährdend geworden ist. Die sechs Jahrzehnte päpstlicher Torheiten stellt sie im zweiten Abschnitt vor: Korruption, Amoral und Machthunger, die hochmütige Nichtachtung aller Proteste und Klagen, die zum Protestantismus und zu den Religionskriegen führten. Im dritten Kapitel erzählt sie, wie Georg III. und seine Regierung die Beziehungen zu den Siedlern in den amerikanischen Kolonien zerstörten. Die Verblendung der englischen Krone und ihrer Berater machte aus Untertanen Rebellen und besiegelte den Verlust eines Kontinents. Und schliesslich analysiert sie Amerikas Verwicklung in Vietnam – von Franklin D. Roosevelts zögernder Unterstützung des französischen Kolonialismus in Indochina über die unsinnige Domino-Theorie bis zu Lyndon B. Johnsons törichtem Bestehen auf einem militärischen Sieg und der kaum verhüllten Niederlage der USA.

Fischer Taschenbuch Verlag

Dan Diner
Das Jahrhundert verstehen
Eine universalhistorische Deutung
Band 14766

Was war das 20. Jahrhundert, und was bleibt von dieser Epoche? Dan Diner legt eine tiefenscharfe Deutung des Säkulum vor, das durch die Konfrontation von Werten und Ideologien geprägt wurde, dem aber auch die traditionellen Konflikte um nationale Hegemonieansprüche ihren Stempel aufdrückten.

«Auf dieses Buch wird man immer wieder zurückgreifen.

Dan Diner ist sein Meisterwerk gelungen.»

Bruno Schoch, Die Weltwoche

Fischer Taschenbuch Verlag

Gesine Schwan

Politik und Schuld

Die zerstörerische Macht des Schweigens

Band 13404

Was bedeutet nicht verarbeitete Schuld für die politische Kultur einer Demokratie? Diese Frage musste und muss die deutsche Gesellschaft in diesem Jahrhundert zweimal beantworten: nach 1945 und nach 1989. Die Autorin streitet mit ihrem Überblick über ein Menschheitsthema gegen die naive und falsche Hoffnung, dass unverarbeitete Schuld sich mit der Zeit, gewissermassen biologisch, von selbst «auswachse».

Fischer Taschenbuch Verlag

Wege in die Gewalt

Die modernen politischen Religionen

Herausgegeben von Hans Maier

Band 14904

Um die Gewaltexplosionen des 20. Jahrhunderts erklären zu können, ist eine Auseinandersetzung mit der quasi-religiösen Faszinationskraft moderner Ideologien unerlässlich.

Omer Bartov, Philippe Burrin, Peter Krüger, Hermann Lübke und andere renommierte Fachleute aus dem In- und Ausland diskutieren diesen neuen ideengeschichtlichen Interpretationsansatz, der nach den Wurzeln totalitärer Gewalt fragt.

Fischer Taschenbuch Verlag